Paed. Th. Heusinger

1781

007 (4)

<36634512210011

<36634512210011

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Familie Werthheim.

Eine

theoretisch-praktische Anleitung

zu

einer regelmäßigen Erziehung der Kinder;

vorzüglich

von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr.

Für

Eltern und Erzieher

herausgegeben

von

Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.

Vierter Theil.

Neue unveränderte Auflage.

Gotha,

bei Justus Perthes, 1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des
vierten Theiles.

Seite.

Siebenzehnter Abschnitt.

Die Gesetztafel, oder Skizze eines moralischen Kinderkatechismus 3

Achtzehnter Abschnitt.

Begriffe und Grundsätze aus der Naturlehre. 218

1. Elasticität 220

2. Von der Luft 226

Seite.

3. Das Sehen und das Messen der Gegenstände 276

4. Das An- und Abprallen 289

5. Der Thermometer 343

6. Brennspiegel und Brennglas 353

7. Electricität und Donnerwetter 365

Die

Die

Familie Werthheim.

Vierter Theil.

Erziehung vom zehnten bis zum eilften Jahre.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜN

Siebenzehnter Abschnitt.

Die Gesetztafel,

oder

Skizze eines moralischen Kinderkatechismus.

Herr Willich hielt Kinder von neun oder zehn Jahren für verständig genug zu einem förmlichen moralischen Unterricht. Er wollte also nicht nur, wie es bisher geschehen war, ihre moralische Urtheilskraft an einzelnen Beispielen üben, sondern ihnen nunmehr wirkliche moralische Vorschriften oder Gesetze mittheilen, ihnen solche erläutern, und sie ihrer Befolgung empfehlen.

Er hatte lange darüber nachgedacht, ob und wie er dies thun müsse, denn er hielt die Sache nicht eben für leicht. — „Es ist eine ernsthafte Sache um die Gesetze der Pflicht, die Jugend aber liebt das ernsthafte nicht."

Dies war die erste Bedenklichkeit, welche er sich machte. Sie wurde aber gehoben durch die Betrachtung, daß die Pflichtgesetze innigst in das Wesen des Menschen verwebt sind, und das sie, wenn sie nur gehörig vorgetragen werden, trotz ihres Ernstes dennoch etwas an sich haben, was Kinder und Erwachsene anzieht.

Die zweite Bedenklichkeit entstand aus der Reflexion, daß es für den Menschen besser ist, zuweilen lieber nicht recht an die Pflichtgesetze zu denken scheinen, als sich derselben deutlich bewußt seyn, wenn man sie übertritt. — Allein auch dies wurde keine Ursache, die Hn. Willich von dem förmlichen moralischen Unterricht abgehalten hätte. Vollkommene Unwissenheit in den Gesetzen der Pflicht tritt, meinte er, weder bei Erwachsenen noch bei Kindern ein, wenigstens nicht in dem Zustande von Cultur, in welchem sich Deutschland gegenwärtig befindet. Man kann also jeden Fehltritt, der begangen wird, als eine Art von Rebellion ansehen, d. h. als einen Ungehorsam gegen ein Gesetz, welches uns gar wohl bekannt ist. Ist dieses aber, fuhr Hr. W. fort, so kann man annehmen, der Mensch fehle deswegen, weil er das Gesetz nur nicht hin-

hinlänglich genug kenne, weil er sich nicht anhaltend genug mit demselben bekannt gemacht habe. Um also auch diesen, wenigstens doch möglichen, Grund eines Fehltrittes zu heben, ist es nöthig, die Menschen gleichsam in einem fort, im Hinsehen auf ihre Pflichten zu erhalten, und ihnen also aus dem Gesetzbuch ihrer Pflichten öfters eines und das andere vorzutragen.

Hiemit machte er nun bei seinen Kindern gegenwärtig den Anfang. Er entwarf eine Gesetztafel von denen Geboten, zu deren Befolgung oder Uebertretung sich schon in der Jugend Gelegenheit findet, und die also auch Kindern verständlich sind, und erklärte ihnen, in eigends dazu bestimmten Stunden den Inhalt derselben. In Ansehung des Wie vermied er nun folgende Klippen:

1) Er hütete sich, auf die Gesetztafel solche Gebote zu bringen, zu deren Uebertretung das Kind, als Kind weit geneigter ist, als ein Erwachsener; indem es theils die gehörige Ueberlegung und Selbstbeherrschung, theils aber auch den Geistesblick noch nicht hat, der dazu erfodert wird, um zu bestimmen, ob ein vorkommender Fall unter das gegebene Gesetz gehöre oder nicht. — So macht das Gebot: schlage nicht wieder, wenn ein Gespiele dich geschlagen hat, unstreitig einen Theil des moralischen Kinderkatechismus aus. Allein Hr. Willich trug Bedenken, dieses Gebot ausdrücklich und namentlich auf die Gesetztafel zu bringen, sondern er begnügte

sich, es bei Erklärung anderer Gebote nur mit anzuführen.

Die Neigung nemlich, thätliche Beleidigungen mit thätlichen Beleidigungen zu vergelten, ist eine der allereingewurzeltesten in der menschlichen Natur, ja sie ist sogar, unter Umständen, nicht einmal sträflich. Der Mensch hat, da ihm ein thierischer Körper zu Theil wurde, auch thierische Instincte und Vertheidigungsmittel. Er treibt also, als Thier, Gewalt mit Gewalt zurück. Es gehört daher mehr Geisteskraft, als den Kindern verliehen ist, dazu, über diesen, durch die Natur selbst eingegebenen Trieb, gehörig Herr zu werden.

Ja selbst das Moralgesetz verbietet nicht schlechterdings die thätliche Selbsthülfe. Es erlaubt nicht nur, wie das bürgerliche Gesetz, dieselbe in der Nothwehr, sondern es ist auch in der That ein moralischer Zug in der menschlichen Natur, daß es eine Art von Unehre ist, geschlagen zu werden, und die Schläge so hinnehmen, als sey nichts geschehen. Es kann als Feigheit und Furcht angesehen werden; aber beides sind nicht nur unrühmliche, sondern sogar mit Niederträchtigkeit gleichgeltende Eigenschaften.

So viele Entschuldigungs: ja Rechtfertigungsgründe zu thätlicher Selbstvertheidigung liegen in der Natur des Menschen selbst, und also auch in der kindlichen. Es gehört daher nicht nur eine sehr geübte Urtheilskraft dazu, bei solchen An:

Angriffen auf unsern Körper, genau zu treffen, was die Pflicht gebeut, sondern dies ist sogar nur demjenigen möglich, der schon durch vorhergehende Handlungen beweisen konnte, daß er körperliche Schmach nicht als ein Feiger erduldet, sondern daß er aus Großmuth und Menschenpflicht nicht schlug, da er geschlagen wurde. Wie viel ist es also von Kindern gefodert, wenn man ihnen zumuthet, daß sie thätliche Beleidigungen nicht wieder mit thätlichen Beleidigungen erwiedern sollen!

Das Gebot der Selbstrache war also eines von denen, welche Hr. Willich mit großer Ueberlegung nicht mit auf die Gesetztafel brachte; denn es schien ihm nothwendig, dem was er einmal als Gesetz vorgestellt hatte, in dem Herzen der Kinder auch eine Verehrung zu verschaffen, die, wenigstens in den Augen eines Kindes als unverbrüchlich angesehen werden konnte.

2) Die zweite Klippe, an welcher der Kindermoralist scheitern kann, ist, wenn er in den Kindern eine Abneigung gegen die Pflichtgesetze hervorbringt. Ein Fehler, der leider! sehr häufig begangen wird. Man begeht ihn aber vorzüglich dadurch, wenn man Anwendungen von den Foderungen des Gesetzes auf das Betragen der Kinder macht. Diese Anwendungen müssen eigentlich mit so viel Feinheit und Schonung, mit so viel Sorgfalt für Erhaltung der Selbstachtung gemacht werden,

daß Hr. W. für das sicherste hielt, lieber gar keine zu machen. Er vermied also durchaus, z. B. bei dem Vortrag und der Erklärung des Gebotes vom Gehorsam der Kinder, anzumerken, wie oft und in welchen Fällen Eines oder das Andere von seiner jungen Gesellschaft dagegen verstoßen, oder wo es dasselbe glücklich befolgt hätte, sondern er schien, in die Betrachtung der Wichtigkeit des Gesetzes selbst vertieft, gar nicht daran zu denken, wem er es vortrüge. Es schien, als freue nur er sich selbst an der Vorstellung eines so herrlichen Gesetzes.

Durch diese Schonung des moralischen Gefühles der Kinder bewirkte nun Hr. Willich, daß sich die Herzen derselben dem Rufe der Pflicht sehr gerne öffneten. Das Gesetz fand Eingang, Billigung und Ehrfurcht, ohne Widerwillen und Abneigung zu erregen. Es wurde nicht gefürchtet, sondern geachtet, und von der Empfindung, welche man einen heimlichen Widerwillen, ein Gramseyn auf ein sittliches Gebot nennen möchte, blieben die Kinder — ein seltener Fall! — bei einer solchen Behandlung durchaus verschont.

3) Ob aber der Vortrag solcher moralischen Wahrheiten mit einer Art von Feierlichkeit geschehen müsse? — Hr. Willich bejahete diese Frage, wenn die Feierlichkeit nemlich in nichts andrem bestünde, als in der Vorsorge des Erziehers, daß die Aufmerksamkeit der Kinder so viel als möglich von den Außendingen abgezogen, und daß ihr Geist,

durch

durch irgend etwas in eine Stimmung versetzt würde, die mit dem Eindruck, welchen moralische Wahrheiten auf das Gemüth machen, gleichartig wäre. Es ist aber sehr nöthig, setzte Hr. W. hinzu, daß die Kinder eine solche absichtliche Vorbereitung nicht merken. Denn sonst erscheint ihnen die Sache wie ein Schauspiel, wo derjenige den Beifall erhält, der sich am besten verstellen kann, und es ist um den Eindruck, welchen wir machen wollten, geschehen.

Hr. W. wählte Naturscenen und Gesang zu Vorbereitungsmitteln auf den moralischen Unterricht. Er wählte, wenn er einen solchen ertheilen wollte, und das Wetter nicht ungünstig war, einen Morgenspatziergang auf eine Anhöhe. Man gieng aber sehr frühe, und zwar vor Aufgang der Sonne weg. Die Kühle, der Vogelgesang, der Aufgang der Sonne, die zunehmende Thätigkeit auf den Feldern und Landstraßen — das alles macht einen erhebenden Eindruck, selbst auf die Seele des Kindes. Hr. Willich brach aber nicht etwa in Ausdrücke des Entzückens und der Verwunderung aus; noch weniger lud er mit Phrasen und Rednerbombast die Kinder zur Theilnahme an diesem erhabenen Schauspiele ein. Nichts von allem diesen! Er schwieg. Sein Ernst, seine Stille, die ruhige Freude, die seiner Mienen und seines ganzen Wesens sich bemächtigte, zeigte an, daß seine Seele in einer nicht gewöhnlichen aber angenehmen Stimmung sey, und

dies schon theilte sich unvermerkt den Kindern mit. Hielt er für nöthig, ihr Gemüth noch mehr zu sammeln, so nahm er von irgend einem Menschen, welchen man sah, Veranlassung, einige allgemeine Reflexionen über das menschliche Leben, und über die Lage des Menschen überhaupt zu machen. „Diese Bäuerin dort, sprach er z. B. die jetzt mit ihrer Sichel so emsig ist, damit ihr Kork bald voll Gras seyn möge, ist ein schönes Bild mütterlicher Zärtlichkeit. Sie hat kleine Kinder. Diese sind jetzt zu Haus ganz allein. Der Vater ist schon mit dem Geschirr auf dem Acker. Die Bäurin schloß also die Hausthüre zu, damit den Kindern nicht etwa durch boßhafte Menschen, oder durch Thiere etwas zu Leid geschehen möge. Nun eilt sie, um wieder nach Hause zu kommen, denn sie weiß, daß die Kinder bald aufwachen werden, und daß sie weinen und schreien, wenn Vater und Mutter nicht mehr da sind.“ Oder es gieng ein Wanderer mit seinem Reisebündel vorbei, von welchem Hr. Willich Veranlassung nahm, das Gespräch auf häusliche Verhältnisse und Scenen zu bringen. Oder er hatte ein Buch, oder eine Zeitung bei sich, und las eine Geschichte vor, durch welche die Kinder in eine ernsthafte Gemüthsstimmung versetzt wurden. Alsdann wußte er das Gespräch unvermerkt dahin zu bringen, wo er es haben wollte, und nun verweilte er bei seinem Gegenstande, so lang es ihm dienlich schien.

Aber auch Musik und Gesang fand er als vortrefflich wirkende Mittel, Kinder in die erwünschte Gemüthsverfassung zu bringen. Es war überhaupt gewöhnlich, daß ein Morgenlied gesungen wurde. Wenn die Kinder mit Frühstück und Anzug fertig waren, verfügten sie sich in Hn. Willichs Stube und brachten ihm, in Gesellschaft, ihren guten Morgen. Man setzte sich dann um das Clavier her, und sang ein kurzes, für Kinder verständliches, Morgenlied, meistentheils nach einer Choralmelodie. Man sang nur mit halbangestrengter Stimme; eine Gewohnheit, welche zur Erbauung weit wichtiger ist, als man glauben sollte *). Die Stille des Zimmers,

*) Es ist nichts eine Kleinigkeit, sobald es auf Empfindung und auf Moralität Bezug hat. Ich halte also auch den Inhalt dieser Anmerkung nicht für Kleinigkeit.

Ein regelmäßiger, sanfter, harmonischer Gesang erbauet; das unordentliche, starke, mißtönende Geschrei aber bringt Gleichgültigkeit, Verdrießlichkeit oder gar Gelächter hervor. Der regelmäßige Gesang will aber geübt, und also durch Wiederholung gelernt seyn. Wie ist dies anzufangen, ohne daß der Inhalt des Liedes durch diese öftere Wiederholung an Kraft auf das Gemüth verliere? — Man muß bei den Gesangübungen nicht die Worte des Liedes, sondern nur die Noten aussprechen lassen.

Auch wirkt ein Choral weit kräftiger, wenn er vierstimmig gesungen wird. Man übe also die Kinder in dem vierstimmigen Gesang. Man scheue

die

mers, der Ernst und die sichtbare Theilnahme des Gemüths an dem Gesang von Willichs Seite, wirkte vortrefflich auf die Kinder. Man stand ohne Geräusch auf, und setzte die Stühle an den Lehrtisch, an welchem Papier, Schreibereien, Nähereien u. dgl. schon am vorigen Abend geordnet, bereit lagen, und erwartete nun, in der passendsten Gemüthsverfassung, den Anfang des Unterrichts.

Der Leitfaden, welcher Hn. Willich zu seinem Vortrage moralischer Wahrheiten diente, war eine Gesetztafel. — Eine kleine Anzahl moralischer Vorschriften, auf das sauberste geschrieben, und wie der kostbarste Kupferstich, mit Glas und Rahmen versehen, wurde einst, nach einer schicklichen Vorbereitung, an der Wand des Lehrzimmers befestiget, und Hr. Willich versprach, zuweilen etwas zu Erklärung dieser Gesetze zu sagen. Die Gelegen-

die Mühe nicht. Die Sache hat nur anfangs einige Schwierigkeiten; diese sind aber bald überwunden, und die Kinder haben, nebst der Geschicklichkeit, auch noch den Vortheil, daß sie von Harmonie und Melodie, d. h. von dem Wesen der Musik, irgend eine Vorstellung bekommen, und also schon anfangen, eine Musik mit Verstand und Beurtheilung anzuhören. Je mehr Dinge wir aber mit Verstand betrachten und beurtheilen können, desto vortheilhafter ist dieses für unsere moralische Gesinnung. Dies ist ein Grundsgrundsatz. Alle Ausnahmen von demselben sind nur scheinbar.

legenheit zu Aufstellung dieser Tafel führte Hr. Willich durch Vorlesung einer Hinrichtungsgeschichte herbei, in welcher das Wort Gesetz, welches er jederzeit mit passendem Nachdruck aussprach, oft vorkam. — Es war folgende, angeblich aus einer Zeitung genommen:

„N. N. d. 19. Mai. Unsere Stadt wurde heute durch die Vollstreckung eines Todesurtheils auf das empfindlichste erschüttert. Es trat der traurige Fall ein, daß ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren durch die Hand des Scharfrichters sterben mußte, weil er mit einem seiner Bekannten in einen Wortwechsel gerathen, dadurch in die Hitze gekommen, mit ihm handgemein geworden war, und ihm mit einem starken Hammer, den er in der Uebereilung ergriff, eine Wunde am Kopf versetzt hatte, an welcher der Geschlagene vier Stunden nachher starb."

„Es vermehrte die Stärke unserer Empfindung, daß der Unglückliche ein Jüngling von guter Art, daß er geschickt und fleißig in seinen Geschäften und ordentlich in seiner Aufführung war. Nur von der Hitze ließ er sich, bei vorkommenden Gelegenheiten, übereilen."

„Seine Geschwister, seine Eltern, alle seine Verwandten, ja selbst einige Geistliche, welche Gelegenheit gehabt hatten, ihn genauer kennen zu lernen, kamen mit Bittschriften für Erhaltung seines Lebens bei der Regierung ein, und es wurden nam-

haste Summen, die als Strafen erlegt werden sollten, geboten, wenn man ihm damit das Leben erkaufen könnte. Aber es war alles umsonst. Das Gesetz — antwortete die Regierung, — kann nicht gebeugt werden. Es will, daß der Mörder mit dem Tode gestraft werde, und N. ist ein Mörder."

„Der Jüngling mußte also sterben. Er bereitete sich in seinem Gefängnisse mit Ernsthaftigkeit auf den Tod vor. — Heute morgens, noch im Morgengrau, wurde er ausgeführt. Vor dem Thore wurde nochmals Gericht über ihn gehalten."

„Die Richter, in schwarzer Kleidung, saßen auf einem Rasenplatz in der Runde umher. Der Jüngling wurde vorgeführt. — Man las ihm hierauf nochmals den Hergang jener unglücklichen Scene, die sich mit dem Todschlag seines Bekannten endigte, vor, und fragte ihn nochmals, ob er eingestehe, daß er die Bluthat begangen und einen Menschen, der doch unter dem Schutz des Gesetzes stehe, ermordet habe?"

„Der Jüngling bejahete diese Frage."

„Hierauf erwiederte der Richter: Und weil du also eingestehst, Jüngling, daß du das Gesetz auf das schrecklichste verletzt, und einen unschuldigen Menschen den Armen des Todes überliefert habest; so spricht das unverbrüchliche Gesetz durch meinen Mund dafür auch dein Todesurtheil aus, und du sollst sterben. — Das Schwerd dieses Mannes wird deinen Kopf von dem Rumpfe tren-

erennen, und du wirst das Licht unsrer Erde forthin nicht mehr sehen."

„Es wurde hierauf ein weißes Stäbchen durch einen der Richter mitten von einander gebrochen, und rücklings über den Kopf geworfen, als das Zeichen, daß nunmehr keine Fürbitte weiter für den Missethäter, statt finde."

„Die Versammlung stand nun stillschweigend auf und folgte dem Missethäter, unter Begleitung einer unzähligen Menge von Menschen, auf den Richtplatz."

„Nachdem man hier angekommen war, und jeder seinen Platz eingenommen hatte, trat der Jüngling hervor, bat, mit Zusammenraffung seiner letzten Kräfte, die Zuschauer um Verzeihung wegen des Beispiels von grausamer Verletzung des Gesetzes, das er ihnen gegeben habe, und flehte um ihr Mitleid."

„Einer der Geistlichen, die ihn begleitet hatten, übernahm es, ihm im Namen der versammelten Menge zu antworten. — Glaube nicht, mein Sohn, so sprach der Geistliche, daß irgend jemand unter diesen Zuschauern, ja selbst unter deinen Richtern, einen Haß oder Widerwillen gegen dich selbst, d. h. gegen deine Person hegen werde. Du würdest diesen Menschen durch einen solchen Verdacht unrecht thun. Ich bin, im Gegentheil, überzeugt, daß man dir aufrichtiges Mitleid schenkt, und daß unter dieser großen Versammlung kein einziger ist,

der nicht einen Theil seines Vermögens darum gäbe, wenn er die That, die du begangen hast, ungeschehen machen, und dich dadurch straflos sehen könnte. — Aber wir Menschen insgesammt sind, wie du weißt, unverbrüchlichen Gesetzen unterworfen. Gesetzen, welche uns schützen, aber auch verurtheilen. Wir Menschen sind zu schwach diese Gesetze umzustoßen. Daher kömmt es, daß unser Mitleid mit dir, und unsere Theilnahme an deinem Schicksal nichts zu Erhaltung deines Lebens vermag. Denn du mußt sterben; nicht, weil diese zahlreiche Versammlung, nicht, weil dein Richter es wünscht, sondern weil das Gesetz es gebeut. Dies würdest du selbst zu dir sagen, wenn du dein Gemüth einen Augenblick lang von der Furcht des Todes, die dich ängstigt, und von allen den unangenehmen Empfindungen, welche dich quälen, frei machen könntest."

„Sey also immer versichert, daß deine Mitbrüder dir deine Missethat verziehen haben, und daß ihre Thränen dir in das Grab folgen. Stirb! du versöhnst das Gesetz, und dein Erwachen jenseit des Grabes wird heiter seyn!"

„Der Jüngling schien etwas beruhigt, und setzte sich auf den Stuhl. Man verband ihm die Augen, und der Kopf lag zu seinen Füßen *)."

Hr.

*) Man erlaube mir, die Ideen, nach welchen diese Erzählung abgefaßt ist, hier auseinander zu setzen.

F.

Hr. Willich ließ nach geendigter Vorlesung, den Kindern Zeit, sich von dem tiefen Eindruck, den diese Geschichte auf sie gemacht hatte, zu erholen.

„Der

*) Es ist darum zu thun, Kinder, nicht durch Raisonnement, sondern unmittelbar auf das Daseyn eines Gesetzes, d. h. einer Regel für unsere Handlungen, die keine Ausnahme gestattet, aufmerksam zu machen. Gesetzt also, die Sprache habe auch etwas ungewöhnliches (wie sie es vielleicht zu haben scheinen mag), so dürfte dies diesmal wohl zweckmäßig seyn. Denn bekanntlich wirkt das Ungewöhnliche stärker auf die Aufmerksamkeit, als das Gewöhnliche.

2) Es ist nicht angegeben, wo das Gesetz herkomme; ob aus der Vernunft, oder von Gott, oder von einem menschlichen Gesetzgeber. Ueber diesen Punkt mag jeder von meinen Lesern denken, wie er will. Die gegenwärtige Absicht ist, Kinder auf das Gesetz aufmerksam zu machen. Die Frage über die Abkunft desselben soll hier nicht vorkommen, weil sie die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, nemlich von dem Gesetze selbst, abwenden würde. Hiezu ist noch andere Zeit.

3) Es ist absichtlich, daß in der ganzen Darstellung mehr erschütterndes, als tröstliches ist. Nemlich eben deswegen, um die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, auf das Gesetz, zu lenken, welches sich jederzeit mit Strenge ankündigt, und, unter Umständen, sogar furchtbar erscheint. Dieser Eindruck ist dem menschlichen Gemüthe, in

„Der arme Mensch" — sagten einige von den Kindern — „sie hätten ihm aber doch wohl das Leben schenken können. Er würde gewiß niemanden wieder todtgeschlagen haben."

„Ich

der Regel sehr heilsam. Er wird nur unter Umständen schädlich, mein Leser wird aber, im Verlaufe schon sehen, ob Hr. Willich verstand, diesem zufällig eintretenden Schaden vorzubeugen.

Aus demselben Grunde aber ist nichts von Gott, von Unsterblichkeit aber nur ein Wort eingerückt worden. Nicht — als seyen diese Hinsichten verwerflich und nachtheilig. Ich glaube dies nicht, und man wird bald sehen, wie ich mit meinem Willich hierüber denke; sondern weil diese Hinweisungen diesmal den Blick von der Hauptsache würden abgebracht haben.

4) Ich leugne übrigens nicht, daß diese Erzählung, so genau auch jeder Ausdruck überdacht und berechnet worden ist, ihrer Form und Bestimmung nach unvollkommen seyn kann. Man erlaube mir aber, auf diesen Fall, das Geständniß, daß es uns noch sehr an Mustern zu Erzählungen, die bloß auf das moralische Gefühl berechnet sind, fehlet. Wo ist der Schriftsteller, wo ist, insbesondere, der Jugendschriftsteller, der sich diese wichtige Aufgabe, in ihrer ganzen Klarheit vorgelegt und ernstlich bemüht hätte, sie praktisch zu lösen? Wo sind die Erzählungen für Kinder, in welchen menschliche Wünsche, Neigungen, sittliche Vorurtheile und falsche Systeme der Sittlichkeit, die bloß moralische Reflexion nicht verunstalteten? — Ich spreche nemslich

„Ich kann eurer Meinung diesmal nicht seyn, Kinder, sondern ich muß urtheilen, wie der brave Geistliche; versetzte Hr. Willich. Ich glaube allerdings auch, daß das Gesetz nur durch den Tod jenes Todschlägers versöhnt wurde. Ja ich glaube, daß, nachdem einmal der Streich vorüber war, der Jüngling selbst mit der Hinrichtung zufrieden gewesen seyn werde, wenn nemlich, wie ich gewiß glaube, das Andenken an das, was wir in diesem Leben gethan haben, in dem künftigen fortdauert. Denn — ihr werdet das wahr finden, je älter ihr werdet — je größer eine Beleidigung ist, die wir dem Gesetze zugefügt haben, desto lieber ist es uns, wenn wir die Strafe erlitten haben, die uns dafür gebührt.

lich von neueren Schriften. Denn unter den Griechen haben allerdings einige, namentlich Plato, die Kunst verstanden, eine Erzählung so darzustellen, daß durchaus zu nichts andrem, als zu dem moralischen Gefühle gesprochen wird. Eine schwere Kunst! so leicht sie auch scheint, die aber selbst Cicero nicht erreichen konnte. Doch wurde dieser nur durch ein falsches Moralsystem, durch den unwahren Spruch: sola bona, quae honesta, daran verhindert. Es ist aber mit derselben, wie mit der Simplicität. Jedermann traut sich zu, einfach schreiben zu können. Nur der wiederholte Versuch überführt uns, daß Einfachheit in der Darstellung der Preiß anhaltender Anstrengung sey.

Aber — es ist mir lieb, durch diese Erzählung einmal auf eine Materie zu kommen, über welche ich ohnehin gewünscht habe, zuweilen mit euch zu sprechen. Nemlich von dem Gesetze, nach welchem die Handlungen des Menschen beurtheilt werden.

Will. Wißt ihr wohl, was ein Gesetz ist?

Einige. Wonach man sich richten soll.

Will. Allerdings. Ein Gesetz ist eine Regel, nach welcher man sich richten soll; aber, wohlzumerken, eine Regel, die zugleich jede Abweichung als etwas unerlaubtes verbietet. Diesen Umstand müßt ihr ja nicht übersehen, lieben Kinder, denn er ist sehr wichtig. Es giebt Regeln, von denen wir zuweilen abweichen dürfen, ohne uns gerade etwas unerlaubtes deswegen vorzuwerfen zu haben.

So ist es z. B. wie ihr wißt, Regel in unserm Hause, daß das Mittagsessen um zwölf Uhr auf dem Tische stehen soll. Allein, zuweilen geschieht es nicht, und wir werfen doch deswegen der Köchin nicht vor, daß sie etwas unerlaubtes, etwas verachtungswürdiges, oder gar etwas schändliches gethan habe. Es ist also nur eine Regel, daß bei uns punct zwölf Uhr angerichtet werden soll.

Nehmt aber einmal an, unsere Köchin betröge mich, und brächte weniger Fleisch auf den Tisch, als ich kaufe und bezahle, oder, sie stöhle mir

mir gar einzelne Stücken Fleisch aus der Rauchkammer. Würdet ihr da nicht urtheilen, daß sie etwas unerlaubtes, etwas schändliches gethan habe?

Alle. Ja, allerdings! Denn das wäre ja gestohlen!

Will. Ihr habt recht. Die Regel: man soll nicht stehlen, ist also ein Gesetz; Gesetz aber ist eine Regel, deren Uebertretung unerlaubt, zuweilen sogar schändlich ist. Die Regel hingegen: es soll um zwölf Uhr angerichtet werden, ist nur eine Regel, und kein Gesetz.

Nun will ich euch auf etwas aufmerksam machen, meine Kinder. Ihr werdet bemerkt haben, daß man über manche Handlungen der Menschen ganz in Erstaunen geräth, daß man vor denselben erschrickt, und, wenn man noch weiter über dieselben nachfragt oder nachdenkt, am Ende gar mit Abscheu dagegen erfüllt wird. Diese Handlungen sind nun, wie ihr finden werdet, jederzeit einem Gesetze entgegen, und aus diesem Grunde fallen sie uns so sehr auf.

Nicht wahr? Es ist doch etwas schreckliches — einen Menschen zu morden?

Alle. Ei! allerdings!

Will. Es ist aber auch ein Gesetz, daß man keinen Menschen ermorden soll. — Ich habe schon mehrmals an euch bemerkt, daß ihr euch wundertet, und daß es euch gleichsam wie

unerwartet kam, wenn ihr von Diebstäh-
len oder Betrügereien hörtet; wenn euch
von Räubern erzählt wurde, welche den Rei-
senden in öden Wäldern auflauern, ihnen ihre
Sachen abnehmen, und die armen Menschen noch
dazu umbringen, aus Furcht, daß diese Schand-
thaten entdeckt werden mögten?

Alle. Ja wohl. Wir können uns gar nicht vor-
stellen, wie Menschen so häßlich seyn können. Hu!
wir würden das nicht thun.

Will. Eure Verwunderung rührt daher, weil ihr
euch des Gesetzes bewußt seyd: man soll nicht
rauben, nicht betrügen, nicht morden.
Dieses Gesetzes ist nun jeder Mensch sich be-
wußt. Wer aber dagegen handelt, der verleug-
net es gleichsam in diesen Augenblicken, und über
eine solche Geistesblindheit oder Verstockt-
heit können wir andern uns nicht genug verwun-
dern.

Einige. Aber wie kömmt es denn, lieber Vater,
daß die Menschen gegen das Gesetz han-
deln, da sie doch wissen, daß sie nicht dage-
gen handeln sollen?

Will. Hievon will ich euch, wo nicht den einzi-
gen, doch wenigstens den Hauptgrund ange-
ben. Es kömmt nemlich daher, daß die Men-
schen nicht oft genug an das Gesetz den-
ken. Es ist, als fiele es manchen Menschen un-

gelegen, sich oft an das zu erinnern, was er thun oder lassen soll.

Einige. Aber, l. Vater, erinnern wir uns denn oft genug daran?

Will. Das weiß ich nicht. Das muß jedes von Euch am besten wissen. Ihr fehlt allerdings zuweilen. Jeder aber, der fehlt, giebt mir einen Beweis, daß er nicht oft genug, oder nicht ernstlich genug an das Gesetz denke.

Alle. Aber, wie macht man denn das?

Will. Ich will euch hierauf antworten. Laßt mich nur vorher noch ein Wort sagen, welches ich sonst vergesse.

Wenn das Gesetz sagt: du sollst nicht rauben, du sollst nicht morden, du sollst die Menschen nicht betrügen, so klingt schon der Ton des Gesetzes selbst sehr hart und rauh, und man merkt sich leicht, was das Gesetz sagt. Allein nicht immer klingt die Sprache des Gesetzes so hart und so rauh, sondern zuweilen hört sich das Gesetz an, als wenn es ein guter Rath wäre. Und in solchen Fällen ist es vorzüglich, wo viele Menschen gegen das Gesetz handeln. Es kömmt ihnen nemlich vor, als wäre das Gesetz gar kein Gesetz, sondern nur ein guter Rath, den man allenfalls mit anhört, dessen Befolgung oder Nichtbefolgung aber übrigens von unsrem Belieben abhängt. Was meint ihr nun? soll ich, da ich Willens bin, mit Euch von heute an über

das Gesetz zu besprechen, welchem wir Menschen in unsern Handlungen unterworfen sind, mehr das Gesetz hören lassen, wie es Mordthaten, Laster und Schandthaten verbietet, oder soll ich euch lieber daran erinnern, was es uns mit so viel anscheinender Gelindigkeit vorschreibt, daß wir verführt werden können, diese Vorschriften gar nicht für Gesetze zu halten?

Alle. Lieber Vater; lieber an das Letztere. Denn rauben und morden werden wir gewiß nicht, das wissen wir schon, das dieses verboten ist.

Will. Gut. Ich habe eure Meinung voraus gesehen. — Hier ist eine Tafel, von welcher wir von nun an unter dem Namen der Gesetztafel oft mit einander sprechen wollen. Sie soll hier an der Stelle dieses Spiegels hängen. Denn der wohlgesinnte Mensch wird seine Gesetztafel so gerne ansehen, als der wohlgebildete sich in dem Spiegel beschaut.

Gesetztafel.

1.

Verwöhne dich nicht, sondern sey Herr über dich selbst.

2.

Der Lügner wird verachtet, der Dieb aber geflohen.

3.

Betrüge dich nicht selbst.

4.

Schäme dich, empfindende Wesen zu quälen.

5.

Durch Gehorsam ehrt sich die Jugend.

6.

Ehrlichkeit ist das höchste Gut.

7.

Verstand und Wissenschaft sind die Augen der Seele.

8.

Verdiene dein Leben durch Arbeit.

9.

Undank ist eine grosse Last.

10.

Gönne jedem, was er hat. Du erhältst was du brauchst, wenn du lernst, es zu verdienen.

11.

Ehre an jedem, daß er ein Mensch ist.

12.

Diene Andern, wenn es die Pflicht nicht verbietet.

13.

Bist du ergrimmt auf einen Menschen, so rede ihn nicht hart an.

14.

Der Betrüger ist so niederträchtig, als der Dieb.

* * *

Wenn die Pflicht redet, muß der Wunsch schweigen.

*

In deiner Pflicht spricht Gott zu dir.

*

Du hörst nicht auf dein Richter zu seyn.

Dies war das Gesetzbuch, mit welchem Hr. Willich seine Untergebenen durch zweckmäßige Erläuterungen bekannt machte. Es war nicht vollständig

und sollte es nicht seyn, denn es kömmt bei moralischen Angelegenheiten nicht eigentlich auf Kenntnisse, sondern auf Gesinnung und Gemüthsdisposition an. Der Mensch weiß jederzeit, was er zu thun hat, sein Gemüth ist nur nicht immer so ruhig und gleichschwebend gestimmt, daß er sich sogleich zu dem entschließe, was er als pflichtmäßig anerkennt. Doch hatte, wie man leicht sieht, Hr. Willich die Einkleidung so gewählt, daß sich aus jedem der angegebenen Gesetze mehrere herleiten ließen *).

1.

*) Ich spreche hier absichtlich von mehreren Gesetzen, um dabei anmerken zu können, daß es weder richtig noch gut ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen. a) Es ist nicht gut, weil man, wenn von mehreren Gesetzen gesprochen wird, leicht auf den Gedanken bringen kann, ob denn der Mensch auch je dahin kommen könne, alle seine Gesetze zu wissen. b) Es ist aber auch nicht richtig gesprochen; und dies ist die Hauptbedenklichkeit. Es giebt nur Ein Gesetz für die Handlungen des Menschen, und was man mehrere Gesetze nennt, sind bloß mehrere Anwendungen des Gesetzes auf verschiedene Fälle und unter verschiedenen Umständen. Es ist ein und dasselbe Gesetz, welches den Diebstahl und den Selbstmord verbietet; es sind nur zwei verschiedene Fälle, wegen welcher das Gesetz befragt wird.

Auch hierinne muß die Sprache der Moral geändert, und der Sache mehr angemessen gemacht wer-

I.

Nähre den Körper, aber verwöhne ihn nicht.

Will. Habt ihr wohl je von schwelgerischen Menschen gehört?

Einige. O ja.

Will. Was erzählte man denn von ihnen?

Einige. Es wohnte ein Schwelger nicht weit von uns

werden, wenn der Vortrag und die Mittheilung sittlicher Wahrheiten mehr Kraft über das Gemüth bekommen soll. Wan spreche immer nur von dem Gesetze. Der Zuhörer wird nun gleich wissen, an wen er sich zu wenden hat. Nennt ihr ihm aber so viele Gesetze, so wird er in Sorge seyn, ob er das rechte auch treffe. Es ist hier nicht der Ort, die Erfodernisse der Sprache zu einer wirksamen Mittheilung der Tugendvorschriften anzugeben. Aber aufmerksam habe ich darauf machen wollen, da auch dies unter diejenigen Kleinigkeiten in der Moral gehört, welche zum Schaden der Menschheit nicht gehörig betrachtet werden, und da ich mir Mühe gegeben habe, Hr. Willich so sprechen zu lassen, wie der Tugendlehrer sprechen muß. „Jede fruchtbare Lebensregel — sagt der Mann, der über diese so leicht zu übersehende Materie ein vortreffliches Buch geschrieben hat, (Reinhart vom Werth der Kleinigkeiten in der Moral) — muß der innern Verfassung des menschlichen Geistes völlig angemessen seyn.“ Diese Bemerkung ist sehr treffend. Sie ist aber so schwer zu befolgen, als sie wichtig ist. Denn die moralische Verfassung des Menschen ist von ganz eigener Art; es ist daher nicht leicht; für die Lebensregel, welche ihr angemessen ist, auch den angemessenen Ausdruck zu finden.

unserm Hause. Er war ein sehr reicher Mann. Wöchentlich war etlichemal große Schmaußerei, Musik, auch Tanz bei ihm. Und tractirte er nicht in seinem Hause, so war er von Andern eingeladen, wo es eben so festlich hergieng.

Will. Bezahlte denn der Mann auch, was er aufgehen ließ, und — würde er wohl ein solches Leben bis an sein Ende fortsetzen können?

Einige. O ja! er zahlte richtig. Jedermann arbeitete ihm gerne und diente gern bei ihm. Er war sehr reich; die Leute sagten immer, er könne seine Gelder gar nicht durchbringen, wenn er auch noch mehr aufgehen ließe.

Will. Viel! Aber sagt mir nun jetzt: — Seyd ihr mit der Lebensart dieses Mannes zufrieden. oder ist etwas in derselben, was euern Beifall nicht so recht hat?

Alle. schweigen.

Will. Euer Stillschweigen ist mir die liebste Antwort. — Soll ich sagen, was ich in eurer Seele lese?

Alle. O ja.

Will. Ihr könnt dieser Lebensart euren Beifall nicht geben, aber ihr wißt nur nicht eigentlich weswegen ihr sie tadeln sollt!

Alle. Ja, ja! So ist es.

Will. Gut. Ich will euch nun helfen. Dieser Mann, so schuldlos auch sein Leben zu seyn scheint, handelt dennoch gegen das Gesetz. Und dies ist der Grund, warum seine Lebensart

uns

uns mißfällt. Er verwöhnt seinen Körper. — Versteht ihr wohl diesen Ausdruck?

Einige. O ja; wenn man sich verzärtelt.

Will. Verzärtelung ist nur ein anderes Wort für: Verwöhnung. Beides besteht nemlich darinn, wenn man dem Leibe so oft etwas zu Gefallen thut, daß es einem schwer wird, ihm auf der Stelle, und ohne weitere Umstände etwas abzuschlagen. — Antwortet mir nun einmal. — Glaubt ihr wohl, daß der Mann in eurer Nachbarschaft, der es sich so wohl gehen läßt, auf der Stelle seine Lebensart werde ändern können, wenn ihm ein guter Freund dieses als nöthig vorstellte?

Einige. Wir wissen es nicht.

Will. Besinnt euch einmal aus den verflossenen Jahren eures Lebens. Ihr habt doch wohl gewisse süße Backereien ehedem sehr gerne gegessen. Gesetzt nun, man hätte euch einmal in eine Stube gethan, wo von solchen Sachen ein Ueberfluß gewesen wäre; man hätte euch Erlaubniß gegeben, davon zu essen, so viel euch beliebt; ein guter Freund aber hätte euch den Vorschlag gethan, ihr möchtet euch in der Enthaltsamkeit üben, und entweder gar nichts, oder doch nur etwas ganz weniges nehmen. Glaubt ihr wohl, daß euch diese Selbstbeherrschung leicht gefallen seyn würde?

Alle.

Alle. O nein. Es würde uns sehr schwer gefallen seyn.

Will. Nun, da hättet ihr euren Körper schon verwöhnt gehabt. — Nicht besser würde es nun dem Manne in Eurer Nachbarschaft gehen. Ich kenne zwar ihn nicht, ich habe aber Andere gekannt, die eben so lebten. Diese Leuten wußten vor Unmuth nicht, was sie thun sollten, wenn sie nicht Spielgesellschaften, Lustigmacher, Trinkgesellen und Mahlzeiten um sich hatten. O! was hätte man diesen Leuten anbieten können, ohne daß sie über sich erhalten hätten, diese Lebensart zu ändern! Seht ihr nun also ein, daß man bei einer solchen Lebensart den Körper verwöhne?

Alle. O ja.

Will. So merkt Euch aber nun auch dazu, daß die Verwöhnung des Körpers gegen das Gesetz ist: — Ich will Euch dies zeigen. Kann man wohl bei einer so schwelgerischen Lebensart gehörig auf sich selbst Acht haben, und verhüten, daß nicht allerlei verbotene Neigungen in uns entstehen?

Alle. Nein. Man wird dies nicht können.

Will. Gewiß nicht. Denn Einer von den verbotenen Neigungen, nemlich der Neigung zu immerwährenden Vergnügen giebt man ja, eben durch diese Lebensart, schon selbst Nahrung. Zweitens: Kann wohl bei einer solchen Lebensart der

Wunsch entstehen, ein Amt, oder sonst gewisse, regelmäßig vorzunehmende Arbeiten zu übernehmen, und hiedurch der menschlichen Gesellschaft einige von den Diensten zu erweisen, deren sie bedarf?

Alle. O nein! Denn man würde ja dadurch von seinen Vergnügungen abgehalten.

Will. Gewiß. Und es schickt sich zu anhaltenden und regelmäßigen Arbeiten, wie ein Amt sie erfodert, kein Mensch so schlecht, als derjenige, der immer nur im gesellschaftlichen Vergnügen leben möchte. Ihr seht also, daß das Gesetz die Verwöhnung des Körpers verbietet. — — Habt ihr aber gemerkt, worinn die Verwöhnung besteht?

Einige. Darinn, daß man sich so oft etwas zu gute thut, daß es einem schwer wird, es sich zu versagen.

Will. Was würde man also, z. B. in Euren Jahren, und in Euren Verhältnissen thun müssen, um den Körper nicht zu verwöhnen?

Einige. Uns oft etwas versagen?

Will. Ich will Euch auf die rechte Antwort verhelfen.

Erstlich in Ansehung des Essens und Trinkens. Es giebt doch wohl Speisen und Getränke, welche ihr vor andern gerne habt. Sophie z. B. Kaffe, Philipp gebratene Aepfel.

Phil.

Phil. Aber sagten Sie nicht selbst, l. Vater, daß gebratene Aepfel unschädlich und sogar gesund wären.

Will. Es ist mir sehr lieb, Philipp, daß du mich hieran erinnerst. Ich muß euch nemlich, meine Kinder, bei dieser Gelegenheit etwas sagen, was ihr euch einmal für allemal merken könnt. Gesetzt nemlich, daß ich in unsern Unterredungen über die Gesetztafel, zuweilen etwas anführe, was jemanden unter Euch angehen könnte, so nehme dieses ja nicht so auf, als wollte ich denjenigen beschämen oder ihm einen Vorwurf machen. Nein. Das wird meine Meinung nicht seyn. Ich versichere Euch vielmehr jetzt, als Euer guter Vater, daß ich in diesen Unterredungen schlechterdings keinem von Euch einen Vorwurf machen werde, sondern daß es mir bloß darum zu thun ist, Euch darauf aufmerksam zu machen, was das Gesetz über dieses oder jenes sage. Bringe ich also auch etwas aus Eurer Lebensart als Beispiel vor, so thue ich das nur deswegen, damit ihr leichter verstehen möget, was ich sage.

Ich will dir nun antworten, lieber Philipp!

Ich gebe dir völlig recht, daß die gebratenen Aepfel nicht ungesund sind. Aber ich sage jetzt auch nicht, daß das Gesetz dir den Genuß gebratener Aepfel verbiete, sondern ich sage: „das „Gesetz gebietet dir, dir den Genuß der gebrate-

„nen

„nen Aepfel zuweilen zu versagen, damit „du deinen Körper nicht verwöhnest, „sondern Herr über denselben bleiben „mögest.“ Verstehst du mich, wie ich es meine?

Phil. schweigt.

Will. Ich bitte dich nochmals, Philipp, und auch Euch Andere; glaubet durchaus nicht, daß ich Euch in diesen Stunden beschämen will. Ihr würdet mich um meine ganze Lust bringen, Euch diese Gesetztafel zu erklären. Ihr müßt thun, als wenn ihr erwachsene Personen wäret, die sich mit mir darüber bereden, ob etwas wahr ist oder nicht.

Meine Meinung ist also, um das Gesetz noch einmal auf den Apfel anzuwenden, diese: Wenn ich einen so sehr starken Wohlgeschmack an gebratenen Aepfeln fände, so würde ich mich erinnern, daß diese Aepfel mir gute Gelegenheit geben könten, meinen Körper, wie das Gesetz befiehlt, zu einem treuen Diener meines Willens zu machen. Ich würde daher zuweilen, wenn ich mir zwei Aepfel gebraten hätte, nur Einen essen, mir aber vornehmen den andern durchaus nicht zu essen; mein Appetit möge auch so heftig werden, als er wollte. Könnte ich den Apfel vor meinen Augen liegen sehen, und mich dennoch überwinden, so würde meine Freude über mich selbst desto grösser seyn. Wären aber die Versuchungen zu stark, und brächte der Apfel die Auf-

merksamkeit zu sehr von meinen Geschäften ab, so nähme ich ihn, und schenkte ihn, ohne weiter ein Wort dazu zu sagen, einem von meinen Geschwistern.

Luise. Könnte man denn den Apfel nicht auch aufheben bis nach einigen Stunden?

Will. O ja, Luise! Es wäre mir aber doch lieber, wenn er verschenkt würde. Denn eigentlich übte ich die Herrschaft über den Körper doch nur dadurch aus, daß ich dem Körper durchaus versage, was er gerne haben möchte. —— Ein anderes mal würde ich, wenn mir einfiele einen Apfel zu braten, so denken: Es wäre zwar an und für sich ganz einerlei, ob du dir jetzt einen Apfel bratetest oder nicht. Du willst dir aber heute einmal vornehmen, dir keinen zu braten, bloß deswegen, damit du lernest, Herr über deinen Appetit zu werden, weil das Gesetz dieses vorschreibt. — —

Verwöhnung des Körpers findet, zweitens, auch in Ansehung des Schlafens statt. Der Körper bedarf des Schlafes. Allein sehr leicht kömmt man dahin, daß der Körper mehr Schlaf haben möchte, als er bedarf, und dadurch kömmt man in Gefahr, den Körper zu verwöhnen, und also die Herrschaft über denselben zu verlieren. — Was müßte man nun, Eurer Meinung nach, in Ansehung des Schlafens thun, um dem Gesetze gehorsam zu seyn?

Einige. Sich spät niederlegen, und bald wieder aufstehen?

Andere. Zuweilen ganze Nächte, oder halbe Nächte durchwachen?

Will. Es fallen mir hiebei ein paar Erzählungen ein, die ich Euch vorlesen will, ehe ich hierüber meine Meinung sage.

Constantin, ein Knabe von zehn Jahren, hatte von seinem Vater, der ein vornehmer Soldat war, oft gehört, wie nöthig es sey, daß Soldaten sich gewöhnten, wenig zu schlafen. „Denn zur Kriegszeit," sagte der Vater oft, „werden die Nächte so wichtig, wie die Tage; und eine Armee, die sich nichts daraus macht, eine Nacht Schlaf zu entbehren, kann Wunder wirken." Dies merkte sich Constantin. Er wollte auch Soldat werden, und wollte schon in der Jugend anfangen, den Schlaf entbehren zu lernen. Er gieng also öfters sehr spät zu Bette; ein andermal stieg er gleich nach Mitternacht auf, und gieng eine halbe Stunde in der Stube umher, um sich alsdann erst wieder schlafen zu legen. Das allergewöhnlichste war, daß er jeden Morgen der Erste im Haus auf den Beinen war.

Constantins Eltern freuten sich dieses Sohnes; allein er kam in Gefahr, ihnen dieser Lebensart halber durch den Tod entrissen zu werden. Nur mit viel Geschicklichkeit rettete ihn der Arzt, und verordnete für die Zukunft längeren, ruhigen und ordentlicheren Schlaf.

Wilhelm, eilf Jahr alt, las in seinen Kinderbüchern, daß es für Kinder seines Alters ungesund wäre, länger als acht Stunden zu schlafen. Er beschloß also, des Sommers um fünf, des Winters um sechs Uhr aufzustehen, und bat, daß man ihn, wenn er nicht von

selbst aufwachte, um diese Zeit wecken möge. Dies geschah. Aber wie schwer wurde es dem guten Wilhelm, besonders in den ersten Wochen, das Bette zu verlassen! Dennoch ließ er nicht nach. Er sprang, so wie er erwachte, gleich heraus, zog geschwind die nöthigsten Kleider an, nahm Wasser und Handtuch und wusch das Gesicht. Dies machte und erhielt ihn jederzeit munter. Wilhelm brachte es auf diese Art dahin, daß er nie länger im Bette blieb, wenn die genannten Stunden vorbei waren. Es mochte kosten, was es wolle, so sprang er auf, wenn er geweckt wurde. Ein gesunder Körper, leichtflüssiges Blut und Heiterkeit des Geistes waren die Folgen dieser heilsamen Gewohnheit.

Was billigt ihr nun, meine Kinder? Constantins Verfahren, oder Wilhelms?

Alle. Wir dächten — Wilhelms.

Will. Ich bin auch Eurer Meinung. Der Grund aber, warum wir so urtheilen, liegt darinn, daß Wilhelm gehandelt hat, wie das Gesetz es haben will, Constantin aber nicht.

Das Gesetz will haben, man soll den Körper nicht verwöhnen. Nun ist es aber keine Verwöhnung, wenn man ruhig nach einander weg, und so lange zu schlafen sucht, als der Körper es bedarf. Folglich handelte Constantin gegen den Willen des Gesetzes, da er nicht ordentlich und nicht lange genug schlief. — Versetze ich mich aber in Wilhelms Seele, so finde ich, daß er so gedacht hat: „schläfst du länger als acht Stunden, so verwöhnst du dich in Ansehung des Schlafens. Um dich also nicht zu ver-

verwöhnen, willst du durchaus nicht länger schlafen." Das war richtig gedacht: das hieße dem Gesetze gemäß handeln. Und dies ist der Grund, warum wir dem Wilhelm unsern Beifall geben.

Ich wiederhole also meine Frage jetzt noch einmal, nemlich: was muß man thun, um, in Ansehung des Schlafens, dem Gesetze gehorsam zu seyn?

Alle. Man muß nicht über acht Stunden schlafen.

Will. So ist's recht. — Wer von Euch daher in Versuchung geräth, länger zu schlafen, der denke nur daran, daß er dadurch dem Gesetze ungehorsam wird. Ich bürge Euch dafür, daß dieser Gedanke Euch das Aufstehen erleichtern wird.

So viel über das, was die Verwöhnung des Körpers betrifft. Sollte man sich wohl auch noch in anderer Hinsicht verwöhnen können?

Einige. Wir wissen es nicht.

Will. Ihr wißt aber doch, worinne das Verwöhnen besteht?

Alle. O ja. Wenn man sich so oft etwas zu gute thut, daß es einem schwer fällt, dieses sich zu versagen.

Will. Muß dieses: zu gute thun, wohl gerade im Essen und Trinken, oder im Schlafe bestehen? Oder kann man sich nicht auch noch in

andern Dingen etwas zugute thun? — Hier finde ich wieder eine kleine Geschichte:

Julie liebte ein schönes Kleidchen mehr als alles andere. Sie that ihrer Mutter alles zu Gefallen, wenn diese ihr ein neues Kleid, oder ein rothes Band, oder ein paar grüne Schuh versprach. Konnte sie nicht in schimmernden Kleidern ausgehen, so blieb sie lieber zu Hause. Hatte sie aber ein hübsches Kleidchen an, und glaubte sie, daß die Leute auf der Gasse sich ihres Kleidchens wegen nach ihr umsähen, so war sie so innig vergnügt bei sich selbst, daß ihr das Herzchen hätte springen mögen.

Wie gefällt Euch Julie?

Alle. Nicht wohl. Es war eine eitele Närrin.

Will. Sie mißfällt euch also, weil sie eitel war. Aber warum mißfällt denn die Eitelkeit?

Einige. Eitelkeit ist Verwöhnung.

Will. Ihr habt es getroffen. Der Eitle verwöhnt sich, und die Verwöhnung ist gesetzwidrig. — Kannst du mir wohl auseinandersetzen, Luise, wie dies eigentlich ist?

Luise. Vielleicht, l. Vater. — Die schönen Kleider gefallen einem, und deswegen ziehet man sie so gerne an. Je öfter man aber schöne Kleider anzieht, desto weniger mag man andere anziehen. Es wird einem also in Kurzem sehr schwer, andere als schöne Kleider zu tragen.

Will. Recht gut auseinandergesetzt. — Es ist ganz richtig. Der Hang, schöne Kleider zu tragen, bringt uns um die Herrschaft über uns selbst, und

und diese Herrschaft sollen wir nicht fahren lassen, weil das Gesetz will, daß wir uns beherrschen sollen. — Was wird uns also wohl das Gesetz in Rücksicht unseres Anzuges gebieten? Nach nicht erfolgter Antwort. Euer Stillschweigen ist mir sehr lieb, gute Kinder, ich sehe, daß ihr nicht bloß reden wollt, sondern auch denken; und ihr findet vermuthlich die Antwort zu schwer. Ich will euch also helfen.

Nehmt einmal an, ein Kind, welches der Armuth seiner Eltern wegen, keine schönen Kleider hätte, dächte so: Meine Gespielen haben zwar schönere Kleider, als ich. Aber ich will um deswillen nicht unmuthig seyn. Ich will nur darauf sehen, daß ich reinlich einhergehe. — Würde Euch die Denkungsart dieses Kindes gefallen?

Alle. O ja.

Will. Mir auch. Ein Zeichen, daß diese Denkungsart dem Gesetze angemessen ist. Das Gesetz will also, erstlich, daß wir nicht unmuthig darüber seyn sollen, wenn wir keine schönen Kleider haben.

Nun nehmt aber einen andern Fall. Es sollen reiche Eltern seyn. Setzt, diese Eltern hätten zwei Kinder, und die Eltern schafften diesen Kindern immer neue und schöne Kleider. Die Kinder sollen Malchen und Emilie heißen. Malchen denkt nun so: Ich bin doch recht glücklich, reiche Eltern zu haben. Arme könnten mir so

schöne Kleider nicht schaffen; und es ist doch so hübsch, schöne Kleider zu tragen. Die Leute halten gleich mehr von Einem, wenn man in schönen Kleidern zu ihnen kömmt, und jedermann thut einem etwas zu Gefallen, wenn man schöne Kleider anhat, und aussieht wie ein Vornehmes.

Emilie aber soll so denken: Es ist zwar hübsch, in schönen Kleidern zu erscheinen; und ich will meine schönen Kleider anziehen, weil meine Eltern sie mir schaffen; auch will ich sie schonen. Aber ich will mich sehr in Acht nehmen, mir etwas darauf einzubilden. Ich will immer daran denken, daß ich deswegen um nichts besser bin, als andere Kinder, und ich will thun, als gehörten diese Kleider gar nicht mir zu. Denn es ist doch gewiß nicht recht, sich auf bloße Kleider etwas zu gute zu thun. — Welches Kind gefällt Euch besser?

Alle. O! Emilie, Emilie.

Will. Mir auch. Denn Malchen verwöhnt sich offenbar und bringt sich um die Herrschaft über sich selbst. Ich möchte den Verdruß nicht sehen, den Malchen haben würde, wenn ihre Eltern abbrennten, und ihr Vermögen verlöhren. Was würde Malchen für Augen machen, wenn die Mutter ihr ein geflicktes Kleidchen, oder ein altes Röckchen, das ihr ein wenig zu kurz, und ausgewaschen wäre, zum Anziehen brächte!

Emilie aber würde sich gut in das Unglück ihrer Eltern finden. Emilie würde gewiß bitten, ihr das älteste und wohlfeilste zum Anziehen zu geben. Emilie denkt also, wie das Gesetz es will, Amalie aber nicht. Und so seht ihr, daß das Gesetz in Ansehung der hübschen Kleider, (zweitens), nicht etwa verbietet, schöne Kleider zu tragen, sondern es verbietet nur, sich durch hübsche Kleider zu verwöhnen, es verbietet, in solche Kleider einen Werth zu setzen, oder, sich für besser zu halten, als andere, bloß weil man schöne Kleider hat. — — Ihr habt mich gestern Abends gebeten, Euch etwas zum schriftlichen Ausarbeiten vorzuschlagen. Ich wünsche also, daß ihr mir kleine Erzählungen bringt, theils von Kindern, welche in Ansehung der Verwöhnung und Selbstbeherrschung handelten, wie das Gesetz es will, theils von solchen, welche nicht so handelten. Gebt Euch also Mühe, etwas brauchbares hierüber zu liefern.

2.

Der Lügner wird verachtet, der Dieb aber geflohen *).

Will. Habt ihr wohl schon von dem Herrn Frickthal gehört, Kinder?

Ei:

*) Noch sind die Moralisten nicht einig mit einander, ob jede Abweichung von der Wahrheit eine Lüge zu nennen, und als solche unerlaubt sey. Es ist hier der Ort nicht, diese Streitigkeit zu beleuchten. So-

Einige. O ja. Die Leute lachen über ihn, wenn man nur seinen Namen nennt.

Will. Sieht man es wohl gerne, wenn er zur Thüre herein tritt?

Einige. Nein. Die Eltern waren vielmehr immer froh, wenn er wieder fortgieng. Wir wußten lange nicht weswegen; einmal aber erfuhren wir, daß er lóge.

Will. Allerdings ist dies die Ursache. Dieser Mensch lügt, wenn ihm das Maul aufgeht. — Aber, wißt ihr denn, was das eigentlich heißt: lügen?

Einige. Wenn man sagt, was nicht wahr ist.

Will. Merkt Euch die Sache lieber so: Wenn man weiß, daß das nicht wahr ist, was man sagt,

viel aber ist ausgemacht, daß die Kindermoral auf den Satz ausgehen muß: jede Abweichung von der Wahrheit ist unerlaubt. Denn gesetzt auch, daß man Erwachsenen erlauben könnte, in bestimmten Fällen die Wahrheit wenigstens zu verschweigen, so kann diese Erlaubniß doch nicht auf Kinder ausgedehnt werden, deren Urtheilskraft noch nicht geübt genug ist, zu entscheiden, wo der Fall der Erlaubniß eintreten könne oder nicht. Der Kinderlehrer sagt also: jede Unwahrheit ist unerlaubt; ja sie wird Lüge, sobald sie dem Andern auf sein ausdrückliches Befragen, ob man ihm die Wahrheit sage, als Wahrheit angegeben wird. Es geschehe in welcher Absicht es wolle.

sagt, und wenn man es dennoch sagt. So erzählt z. B. Hr. Frickthal, er habe Pflaumen in seinem Garten gebaut, so groß als die größte Birne, und Kirschen, so groß als ein kleiner Borsterapfel. Auch erzählt er, daß er auf Reisen gewesen, und in so heiße Länder gekommen wäre, daß ihm daselbst das Fett wie kleine Kügelchen durch die Haut gedrungen sey. Hr. Frickthal weiß, daß dies alles nicht wahr ist, aber er sagt es dennoch.

Nun beantwortet mir aber einmal eine Frage und seyd recht ernsthaft dabei. Gefällt Euch dieses Betragen des Hn. Frickthal?

Alle. Nein; gewiß nicht.

Will. Mir auch nicht. Ich habe vielmehr einen wahren Abscheu gegen den Mann, um seiner Lügen willen.

Einige. Aber, warum mag er denn so seyn?

Will. Das weiß ich nicht. — Mir liegt nur daran, zu untersuchen, worauf sich unser Mißfallen an dem lügnerischen Frickthal wohl gründe. — Die Frage sey also: Worinne besteht das Häßliche an einem Lügner? — Was meint ihr nun, Kinder?

Einige. Weil man sieht, der Lügner wolle einem etwas weiß machen.

Will. Ich verstehe Euch, glaube ich. Ihr meinet wohl, es verdrösse uns, daß der Lügner uns für

so

so einfältig hielte, als glaubten wir die albernen Dinge, die er für wahr ausgiebt?

Dieselb. Ja.

Will. Nun, ich will Euch nicht geradezu widersprechen. Es ist allerdings möglich, daß wir aus dieser Ursache über den Lügner ungehalten werden. — Fällt Euch nicht vielleicht noch ein Grund ein?

Andere. Der Lügner kann Schaden anrichten. Denn wenn nun die Leute glauben, es wäre wahr was er sagt, und wollen ebenfalls darnach thun, so müssen sie Schaden leiden, weil es nicht gelingen kann, was sie unternehmen.

Will. Das läßt sich auch hören; und ich verwerfe auch diesen Grund nicht ganz. Nun hört aber auch an, wie ich mir die Sache denke.

Seht! ich sowohl, als eure Eltern, wußten schon, daß Frickthal ein Lügner sey, ehe er zum erstenmal bei uns gewesen war. Wir glaubten ihm daher durchaus nichts, was er uns als Wahrheit versicherte, was aber nicht Wahrheit seyn konnte. Wir haben daher auch wirklich keinen Schaden von ihm gehabt. Auch habe ich diesem Frickthal so oft deutlich zu verstehen gegeben, ich glaube seine Unwahrheiten nicht, daß er mich gewiß nicht für einen Menschen halten kann, dem er etwas weiß zu machen im Stande ist. Ich brauche also wirklich nicht zu besorgen, daß Frickthal mich für einfältig hält. Und doch ist er

mir

mir ein sehr anstößiger Mensch, und ich gestehe Euch gerade zu, daß ich ihn verachte. Woher mag also bei mir, und bei Euren Eltern diese Verachtung gegen Frickthal, und überhaupt gegen Lügner kommen?

Alle. Das wissen wir nicht, l. W.

Will. Ich will es Euch sagen. — Ein Lügner ist ein Mensch, der vor sich selbst keine Achtung hat. Dies ist gegen das Gesetz, und daher rührt es, daß auch Andere den Lügner verachten.

Denkt Euch nur einmal in die Seele eines solchen Menschen. Wie muß ein solcher Mensch über sich selbst urtheilen? „Du bist ein Taugenichts, wird er zu sich sagen, du bist ein Niederträchtiger, daß du von deinem Verstande, mit welchem du erkennst, was wahr und was unwahr ist, und von deiner Zunge, mit welcher du Andern sagen kannst, was du als wahr oder unwahr erkennst, einen solchen Mißbrauch machst. Eine Sache immer anders zu erzählen, als du weißt, daß sie ist! Das ist ja gerade so, als lögst du in deine eigene Seele hinein! Wie magst du doch solche Dinge thun!“

Seht, meine Kinder; so sagt der Lügner zuverlässig anfangs zu sich selbst; und so schämt er sich alsdann bei sich selbst über das, was er bisher gethan hat. Fährt er nun demungeachtet fort zu lügen, so unterdrückt er auch diese Schaamhaftig-

haftigkeit gegen sich selbst, und muß am Ende dahin kommen, daß er sich selbst in hohem Grade verachtet. Es muß ihm seyn, als stänke er sich selbst an. — Wie ist es also anders möglich, als daß der Lügner auch Andern verächtlich werde? Denn wie sollte man nicht gezwungen seyn, einen Menschen zu verachten, der sich selbst so wenig werth ist?

Dies, meine Kinder, ist meiner Meinung nach, der Grund, warum der Lügner verachtet wird.

Ihr sagtet vorhin, die Leute lachten über den Hn. Frickthal. Das ist ein Lachen, welches einem ehrliebenden Manne sehr wehe thun muß; es ist ein Hohnlachen, ein Lachen, welches die höchste Verachtung gegen jemanden ausdrückt. „Du alberner Mensch — so sagen gleichsam die Lachenden zu dem Lügner — thust, als wüßten wir nicht, daß du in deinen eigenen Augen ein Lügner bist. Das ist gerade so ungereimt, als sagte hier dieser Kothklumpen zu uns: ihr Leute, setzt mich doch nur an; ich bin ein Stück Gold."

Einige. Aber, wie mögen denn die Leute dazu kommen, so zu lügen?

Will. Ich glaube durch Gedankenlosigkeit, und wahrscheinlich durch Unachtsamkeit auf sich selbst, schon in der Jugend.

Es ist nemlich ganz besonders, daß viele Kinder glauben, sie dürften sich wohl eine Unwahrheit

heit erlauben, wenn sie Andern nicht schade. — Dies, meine Kinder, ist der Weg, nach und nach ein förmlicher Lügner zu werden. Das Lügen gewöhnt sich, zum Erstaunen leicht, an, und man ist in die Gewohnheit zu lügen verstrickt, ehe man sich's versieht.

Mein Grundsatz ist daher von Jugend auf gewesen, mir gar keine Unwahrheit zu erlauben; auch selbst im Scherze nicht. Ich habe in diesem Stücke unaufhörlich auf mich Acht gehabt. Oft war es mir schwer, mich der Unwahrheit zu enthalten, zumal bei Spielen; aber ich habe mich doch immer glücklich herausgefunden, ohne zu lügen. Anstatt, Ja oder Nein zu sagen, wenn ich über etwas gefragt wurde, wo es meinen Gespielen nicht gleichgültig gewesen wäre, wenn ich die Wahrheit gesagt hätte, antwortete ich lieber: „Fragt mich hierüber nicht;" oder: „ich mag hierauf nicht antworten." — Ich kann euch versichern, lieben Kinder, daß alle meine Gespielen über dieses Betragen sehr zufrieden waren. Und wer es einmal wußte, daß ich auf manche Fragen nicht antworten würde, der fragte mich nachher über solche Dinge gar nicht. Dadurch ersparte ich mir also sogar auch die Unannehmlichkeit, zu sagen, daß ich über dieses und jenes niemanden sagen würde, was ich wisse.

Ich will Euch bei dieser Gelegenheit doch eine Geschichte von einem Manne erzählen, der wegen

seiner Wahrhaftigkeit bekannt war, d. i. von dem man ganz gewiß versichert war, daß er keine Unwahrheit sagte. — Ich muß aber, damit ihr die Geschichte verstehen könnt, vorher etwas anmerken.

Es liegt nemlich der Obrigkeit zuweilen sehr viel daran, zu wissen, ob etwas wirklich so ist, wie die Leute vor Gericht versichern. Die Obrigkeit fodert daher nicht nur von den Leuten sehr ernsthaft und strenge, daß sie ihr ja keine Unwahrheit sagen, sondern sie läßt auch die Leute noch dazu schwören, d. h. die Leute müssen sagen: „wenn das nicht Wahrheit ist, was ich aussage, so soll Gott der Allmächtige mich für diese Unwahrheit schrecklich strafen."

Nun waren einmal an einem Orte in Italien Dinge von Werth gestohlen worden, und es mußten viele Leute über etwas, was auf den Diebstahl Bezug hatte, vor Gericht schwören. Unter diesen war auch ein Mann, Namens Petrarcha. Als an diesen die Reihe, zu schwören kam, sagten die Richter: „Was Euch betrifft, Petrarcha, so glauben wir Euch auf's Wort. Ihr braucht nicht zu schwören; sagt nur ohne Schwur, um was wir Euch fragen."

Nun vergleicht einmal diesen Petrarcha mit dem Hn. Fricktbal. Ist das nicht eine Ehre *), von

*) Man stoße sich nicht daran, diesen Ausdruck hier ge-

vor einem ganzen Gerichte versichert zu werden, daß man sich noch nie, auch nur des Scheins ei-

ner

gebraucht zu sehen, wo durchaus keine andern als moralische Triebfedern gebraucht werden sollen. Der eigentliche und ursprüngliche Begriff von Ehre ist moralisch, und bedeutet „die öffentlich geäußerte Anerkennung, daß jemand seine Pflicht thue.“ Ehrliebe ist alsdann der Wunsch, auch wohl das Bestreben, Andern zu erkennen zu geben, daß man seine Pflicht thue, wenn die Umstände besorgen lassen, daß Andere das Gegentheil von uns denken. — Erst seitdem die Menschen anfiengen, mit öffentlich geäußerter Anerkennung, daß jemand seine Pflicht thue, Belohnungen zu verbinden, entstand der Zwitterbegriff von Ehre, der gegenwärtig der geläufigste ist, und nach welchem Ehre darinn besteht, daß ich jemanden behandle, als sey ich überzeugt, daß er seine Pflichten erfülle, ja daß man wohl gar schon um deswillen, weil jemand ganz besonders wichtige Pflichten auf sich hat, wie z. B. ein vornehmer Staatsbeamter, ihn so behandelt, als sey man überzeugt, er erfülle auch sofort diese Pflichten. Dies ist das, was man wenigstens unter dem Titel: äußere Ehre, von der eigentlichen Ehre unterscheiden sollte. Noch besser wäre es, ihm einen ganz anderen Namen zu geben.

Die Sache ist pädagogisch wichtig. Denn, versteht man unter dem Ausdruck Ehrliebe das Bestreben nach eigentlicher Ehre, so darf und muß Ehrliebe als Triebfeder bei Kindern angewandt

ner Unwahrheit verdächtig gemacht habe, und als glaubten deswegen die Menschen, man könne gar nie unwahr sprechen?

Dieser Petrarcha war ein äußerst schätzenswürdiger Mann. Er lebte vor dreihundert Jahren in Italien, war sehr gelehrt, und ist ein vortrefflicher Dichter. Wo Ihr von Petrarcha in Büchern leset, werdet Ihr finden, daß man mit Hochachtung und Ehrerbietung von diesem Manne spricht.

Alle. Ja, ja. Es ist viel schöner, ein Mann von Wahrhaftigkeit zu seyn, als ein Lügner.

Will. Sagt lieber: es ist schön, ein Mann von Wahrhaftigkeit, aber häßlich *), ein Lügner zu seyn.

Jetzt aber laßt uns auf eine andere Materie kommen. Wer wird mir sagen, was stehlen heißt?

Einige. Wenn man Andern das ihrige nimmt.

Will.

werden. Ist dies aber unter jenem Ausdrucke nicht zu verstehen, so darf Ehrliebe nicht zum Handlungsmotiv bei Kindern gebraucht werden.

*) Schön bedeutet zwar eigentlich nicht gerade das, was gut oder recht ist, und häßlich ist eigentlich etwas anderes, als das gesetzwidrige; allein, zuweilen kann der Abscheu, den das Laster, so wie der Beifall, den die Tugend zuwege bringt, unbedenklich mit diesen Ausdrücken bezeichnet werden.

Will. So glaube ich nicht. Denn gesetzt, ich nähme jetzt einem von Euch das Schnupftuch aus der Tasche. Würde dies gestohlen heißen?

Dieselb. Ja, wenn er nichts davon wüßte.

Will. Geduld! Wir wollen uns die Sachen im einzelnen vorstellen. Wer also stiehlt, der nimmt, erstlich, dem Andern das Seinige; zweitens ohne daß dieser es weiß. Gesetzt also, Adolph wüßte wirklich nicht, daß ich ihm sein Schnupftuch herauszöge, wenn ich es thue, oder, ich fände Adolphs Schnupftuch, ohne daß er dies wüßte, und steckte es ein; würde dies ein Diebstahl seyn? — Dies doch wohl nicht. Es fehlt noch etwas dazu.

Andere. Man müßte das Genommene verkaufen.

Will. Jetzt seyd ihr auf der Spur, nur drückt ihr euch nicht genau genug aus. — Wer nemlich stiehlt, der will auch, drittens, jeden Gebrauch heimlich von der Sache machen, den nur der Eigenthümer machen darf. So darf nur der Eigenthümer einer Sache solche verkaufen. Allein der Dieb nimmt dieselbe, und zwar zuweilen gerade aus der Absicht, um sie zu verkaufen.

Ihr seht, daß es ein entsetzlicher Gedanke ist, welchen der Dieb faßt. Er muß, so oft er stiehlt, bei sich selbst denken: diese Sache ist zwar nicht mein Eigenthum, sondern sie gehört einem

Andern an. Ich will sie aber dennoch nehmen; ich will sie so heimlich nehmen, daß niemand heraus bringen soll, ich habe sie genommen, und ich will mit der Sache umgehen, als wäre sie mein eigen. — Was glaubt ihr, Kinder, kann wohl ein solcher Mensch in der menschlichen Gesellschaft geduldet werden?

Alle. Es ist wahr, es ist häßlich, so etwas zu thun.

Will. Ein Dieb verdient daher allerdings, daß man ihn, soviel als möglich ist, fliehet, oder vielmehr, daß man ihn aus der Gesellschaft wegzubringen sucht. Es ist als wäre er der Feind aller Menschen. Sobald es daher entdeckt wird, daß jemand sich diesem Laster ergeben habe, so wird er gefangen genommen, man legt ihm gewöhnlich ein Eisen an den Fuß, damit er so leicht nicht entwischen kann, und er muß so lange als Gefangener arbeiten, bis er, wo möglich, verdient und wieder erstattet hat, was er Andern gestohlen hatte. Ich halte diese Strafe, welche die Obrigkeit den Dieben auflegt, für sehr gerecht und gesetzmäßig *).

3.

*) Ich habe das Verbot des Stehlens mit in gegenwärtigen moralischen Katechismus aufgenommen, mehr, um ein Beispiel zu geben, wie meines Erachtens, der Erzieher über dergleichen Laster sprechen soll, als daß ich die Anführung dieses Verbotes gerade für nothwen-

3.

Betrüge dich nicht selbst.

Will. Sind Euch schon Menschen vorgekommen, welche man Betrüger nennt?

wendig bei Kindern im allgemeinen hielte. Mit dem Worte: dergleichen, bezeichne ich nemlich Laster, welche in der Regel nur bei rohen Menschen und Kindern vorkommen. Auf solche Kinder aber kann bei allgemeinen Erziehungsvorschriften keine Rücksicht genommen werden; denn deren Eltern lesen kein Buch. Man muß also über solche Laster mit gutartigen Kindern nur ganz kurz sprechen, wenn doch ja die Rede darauf kömmt. Denn selten ist doch bei Kindern, die einigermaßen mit Sorgfalt erzogen werden, der Hang zum Diebstahl. Wäre er aber auch wirklich bei Einem oder dem andern vorhanden, so müßte man dennoch bei einem für die ganze Gesellschaft bestimmten Vortrag kurz über die Sache seyn, gerade damit der kleine Dieb in keine Verlegenheit gesetzt werde. Er würde sich alle Mühe geben, während des Vortrags nicht zu erröthen, um sich nicht zu verrathen. Dies ist aber nichts anders gesagt, als, daß er sich alle Mühe geben würde, sein moralisches Gefühl zum Schweigen zu bringen. Eine unselige Bemühung, die, wenn sie zur Fertigkeit käme, das erschrecklichste von allen Lastern seyn würde, weil sie so schwer wieder zu vertilgen ist. Ein Kind, welches stiehlt, muß von dem Erzieher als ein gefährlicher Patient angesehen, und auf das allerbehutsamste und sorgfältigste behandelt werden; wie ich in dem dritten Theile dieses Buches in Beispielen zu zeigen gesucht habe.

Einige. O ja. Sie verkaufen schlechte Sachen als gute, und geben weniger, als sie geben sollten.

Will. Ganz richtig. Dies ist wenigstens eine Art von Betrug. — Habt ihr vielleicht schon über solche Menschen klagen hören?

Dieselb. O ja. Es wohnte nicht weit von uns ein Kaufmann, der, wie die Mutter späterhin inne wurde, uns sehr oft betrogen hat. Die Rosinen, die er verkaufte, besprengte er mit Wasser, damit sie schwerer wögen; bei Zucker und Kaffe gab er nicht das gehörige Gewicht.

Will. Aber, wenn man ihn nun fragte, ob er schlechtere Waare, oder ob er nicht genug gegeben hätte, gestand er es denn ein, und that er es künftighin nicht wieder?

Dieselb. Ach, es war gar ein schlimmer Mann. Erst leugnete er, und wollte nicht zugestehen, daß er zu wenig gegeben habe. Wenn man ihn nun überführte, so that er, als wäre es ein Irrthum gewesen. Aber bei der nächsten Gelegenheit betrog er doch wieder.

Will. Findet ihr den Betrug recht und erlaubt?

Alle. O nein. Betrügen ist schändlich.

Will. Da habt ihr Recht. Schändlich. Dies ist der eigentliche Ausdruck. Er ist gegen das Gesetz. Dies ist der Grund, warum man gegen Betrüger so aufgebracht ist. — — Auf unserer Tafel aber steht: „betrüge dich nicht selbst.“

Sollte

Sollte man sich denn auch selbst betrügen können. Was meint ihr, Kinder?

Alle. Wir wissen nicht.

Will. Wir wollen sehen, wie das zusammenhangen mag. — Nicht wahr, wenn man den Kaufmann fragte, ob er gute Waare, und das gehörige Gewicht gegeben habe, so sagte er: Ja?

Alle. Allerdings.

Will. Gleichwohl wußte er, daß er schlechte Waare, oder daß er zu wenig an Gewicht gegeben hatte. Nichtwahr?

Alle. Freilich wußte er es; denn sonst würde dies ja nicht so oft vorgekommen seyn.

Will. Ganz richtig. Der Betrug hat hierinne Aehnlichkeit mit der Lüge. Der Betrüger spricht anders, als er es weiß. Weil aber diese Lüge auch Andern noch dazu schadet, so nennt man es alsdann Betrug.

Ich will Euch nun sagen, was Selbstbetrug ist. Selbstbetrüger ist derjenige, der sich überreden will, er habe die Fehler nicht an sich, welche er wirklich hat. Er lügt sich also etwas vor. Weil aber diese Lüge ihm auch noch dazu schadet, so betrügt er in der That sich selbst. — Ich habe gestern eine Geschichte gefunden, welche sehr gut hieher paßt.

„Rudolph war ein schlimmer Knabe. Er war unverträglich gegen seine Geschwister, zänkisch ge-

gen das Gesinde, spöttisch über Fremde, die in das Haus kamen. Der Vater betrübte sich über diesen Knaben, und gab ihm auf, sich doch oft selbst zu befragen, ob er denn diese Auffühlung für recht und erlaubt halten könne. Denn Rudolphs Vater glaubte, daß sein Sohn hiedurch aufmerksam auf die Häßlichkeit und Gesetzwidrigkeit dieser Fehler werden würde. Allein Rudolph unterließ fast immer, sich über diese seine Fehler zu befragen. That er es aber, so that er es mit solchem Leichtsinn, daß er wohl gar dabei dachte: Ei! was ist es denn nun, wenn es auch nicht erlaubt wäre; dadurch wird man gerade noch kein schlechter Mensch. So sagte also Rudolph zu sich selbst, und gerieth dadurch so tief in seine Laster, daß er in Kurzem einer der hassenswürdigsten Knaben wurde. —

Was meint ihr nun! Sollte man wohl sagen können, dieser Rudolph habe sich selbst betrogen?

Alle. O ja; denn er sagte ja zu sich selbst, was nicht wahr war.

Will. Worin bestand aber die Unwahrheit, die er zu sich selbst sagte?

Alle. Darinn, daß er zu sich sagte, „man dürfe das thun, was unerlaubt ist.“

Will. Ihr habt mich sehr befriedigt mit Eurer Antwort, lieben Kinder. Ihr habt den Punkt ganz genau getroffen. Allerdings. Darinn, daß

daß er zu sich selbst sagte, man dürfe das Unerlaubte thun, und darinn, daß er glaubte, man werde dadurch noch kein schlechter Mensch, darinn bestand die Unwahrheit, von welcher er sich zu überreden suchte. — Aber, schadete ihm diese Lüge wohl auch?

Alle. Ja; denn er blieb ja dadurch ein ungerathener Knabe.

Will. Richtig. Das war der Schade. Der elende Knabe kam dadurch nie zu richtiger Einsicht über sich selbst, und mußte also in seiner verkehrten Denkungsart nun immer fortwandeln. — —

Ich wünschte wohl, daß ihr mir über das Kapitel vom Selbstbetrug übermorgen schriftliche Ausarbeitungen brächtet. Ich meine nemlich, daß ihr Erzählungen aufsetztet, theils von Kindern, die in den Selbstbetrug verfielen, theils von Kindern, die ihn vermieden. Wollt ihr das?

Alle. O ja; wir wollen es.

Will. Gut. Ich will Euch eure Arbeit erleichtern, und Euch verschiedene Fälle angeben, in welchen man sich selbst zu betrügen pflegt*). Jedes

*) Sollte der Erzieher bei irgend einer Lehre befürchten müssen, daß die Kinder nicht aufmerksam genug auf dieselbe seyn möchten, unerachtet sie doch wichtig ist; so reitze er die Aufmerksamkeit auf die Art, wie Hr. Willich es hier thut. Er muntere die Kinder auf, die Materie schriftlich zu behandeln. Nun haben die Kin-

des kann sich nun einen Fall merken, welchen es will.

Erstlich, also ist es Selbstbetrug, „wenn man etwas Unrechtes gethan hat, und sich dennoch nicht gestehen will, daß es unrecht war.“

Ihr habt unter euern Bekannten aus der Stadt einen Knaben, der sehr jähzornig ist. Sobald er beleidigt wird, schlägt er zu. — Es ist diesem Knaben wiederholt verboten worden, sich nicht selbst zu rächen, sondern man will, daß er, wenn er beleidigt worden ist, und die Beleidigung nicht vergeben will, daß er es anzeige. — Der Knabe handelt also offenbar unrecht und gesetzwidrig; denn ein Knabe darf das nicht thun, was ihm verboten ist. — Gesetzt nun, dieser Knabe würde einmal darüber hart bestraft, daß er nicht unterläßt, was ihm verboten worden ist, und sagte, in dem Unwillen über die Schmerzen, die er erleidet, zu sich selbst: Es ist doch gar nicht schön, daß mein Vater mir über solche Dinge noch Schmerzen verursachen mag. Was ist es denn nun, daß ich zuschlug, nachdem ich beleidiget worden war? Hätte doch mein Gespiele mich lieber nicht beleidigen sollen! — Glaubt ihr wohl, daß dieser Knabe in den Fehler des Selbstbetrugs fallen würde?

Alle.

der einen neuen, und ganz nahe liegenden Grund, aufmerksam zu seyn.

Alle. Ja wohl.

Will. Aber könnt ihr mir sagen, worinn der Selbstbetrug in diesem Falle, d. h. bei diesem Knaben bestehen würde? — Nachdem keine hinlängliche Antwort erfolgt war. — Ich will es Euch sagen.

Seht! dieser Knabe hält sich vorzüglich daran, „daß man ihn beleidiget hatte, ehe er zuschlug.“ Allein dies ist diesmal die Hauptsache gar nicht. Die Hauptsache besteht darinn, daß er sich das Verbot des Vaters: Du sollst nicht schlagen, wenn dich jemand beleidigt, gleichsam aus den Augen zu rücken sucht. Darinn, darinn daß er dieses Verbot seines Vaters übertritt, besteht das Unrecht, das er begeht. Dieses Unrecht will sich aber der Knabe nicht gestehen. Und dies ist sein Selbstbetrug.

Nein! meine Kinder. Wer etwas, was gegen das Gesetz ist, gethan hat, der gestehe sich dieses ein, und denke lieber nach, „wie er dazu gekommen sey, etwas zu thun, was er jetzt doch selbst nicht billigen kann.“ — Ich würde an der Stelle jenes rachsüchtigen Knabens lieber so zu mir selbst sagen:

„Es ist wahr, daß du vorhin dich schon wieder vergangen hast. Du hast schon wieder unrecht gehandelt, so oft du auch dagegen gewarnt worden bist. Wie kömmt es denn, daß du dich im:

immer so vergißt?" — Sobald der Knabe so zu sich spräche, würde er über sich nachdenken und finden, daß er bei einer ihm widerfahrenden Beleidigung, sehr hitzig werde, und daß er, sobald er alsdann nur vom Stuhl aufsteht, oder nur einen Schritt auf seinen Beleidiger losgeht, sogleich so hingerissen werde, daß er sich nun nicht mehr zurück halten kann.

Dies, meine Kinder, würde der Knabe finden. Nun wäre er so weit, daß er das Uebel selbst genau kennte. Sollte ihm diese Kenntniß nicht zu einem Mittel dagegen verhelfen?

Ich dächte: ganz gewiß. Ich würde nemlich, wenn ich dieser Knabe wäre, nun auf der Stelle beschließen, bei jeder Beleidigung, die mir widerführe, mit dem Körper schlechterdings in Ruhe zu bleiben. Säße ich, so würde ich durchaus nicht aufstehen. Stände ich, so würde ich durchaus keinen Schritt thun. Ich würde mich sogar hüten, meine Arme zu bewegen. Oder fände ich, daß das Sprechen mit meinem Beleidiger mich in Wuth brächte; so würde ich mir vornehmen, sogleich, als ich beleidigt zu seyn glaubte, mit dem Beleidiger auf eine Zeitlang gar nicht zu sprechen. — Fiele mir aber dies alles zu hart, oder fände ich, daß meine übrigen Gesellschafter so albern wären, mich darüber auszulachen; so würde ich auch auf diesen

Fall

Fall meine Parthie ergreifen, und würde sogleich zur Stube hinaus, oder, mit Einem Worte, aus der Gesellschaft wegeilen.

Seht! Kinder, alles das sind Vortheile, die man davon hat, wenn man sich nicht selbst betrügt, sondern wenn man ehrlich gegen sich selbst ist, und sich gesteht, daß das unrecht und gesetzwidrig war, was man zwar gethan hat, aber sich doch gleichwohl verheimlichen möchte. — Was meint ihr hierüber?

Alle. Ja ja; so muß man es machen, und so wollen wir es auch machen, lieber Vater, um die Fehler los zu werden, welche wir noch an uns haben.

Will. Ich will Euch nun den zweiten Fall angeben, in welchem Selbstbetrug statt findet.

„Wenn man gar nicht für nöthig hält, sich öfters zu fragen, welche Fehler man noch an sich habe, wie man in dieselben verfalle, und was man anzuwenden beschlossen habe, um sich von denselben frei zu erhalten.“

Ich kenne ein Mädchen von zwölf Jahren. Dieses Mädchen thut selten oder nie ihren Geschwistern etwas zu leide, sie ist auch sehr ordentlich in den, ihr aufgegebenen Geschäften, und daher kömmt es wohl, daß sie beliebt ist, bei allen, die sie kennen. Aber das Mädchen hat Fehler, die niemanden ins Auge fallen, als dem, der sie sehr genau beobachtet. Die Mutter des Mädchens

weiß

weiß diese Fehler, und warnt ihre Tochter auch öfters dagegen. Es ist Naschsucht und Geiz. Selten oder nie hat die Mutter süße Speisen und Leckereien von ihrer Tochter holen oder wegtragen lassen, ohne daß diese etwas davon genascht hätte. Aber noch seltener hat eine arme Magd das Glück gehabt, daß dieses Mädchen ihr ein altes Band, einen alten Haarkamm oder so etwas geschenkt hätte. Nein. Alles schließt die Geizige in ihren Schrank ein. Dort sieht es und braucht es kein Mensch.

Nun will ich Euch sagen, wie das Mädchen in den Fall kömmt, sich durch Selbstbetrug, dennoch für ganz untadelhaft zu halten.

Das Mädchen hat keinen Vater mehr. Die Mutter ist zwar eine sehr verständige und vortreffliche Frau; sie geht aber einfach in der Kleidung, spricht auch eben nicht wie Weiber, die vornehm seyn wollen, und kömmt dadurch bei ihrer Tochter in Verdacht, daß sie ein wenig einfältig und eigensinnig wäre. Aus diesem Grunde giebt diese ihrer Mutter kein Gehör, und hält das nicht für Fehler, was die Mutter dafür ausgiebt. Weil nun das Mädchen wirklich mehrere gute Eigenschaften hat, und derentwegen öfters gelobt wird, so glaubt die Arme, ganz fehlerfrei zu seyn, und — ich sehe nicht ein, wie das Mädchen, bei einer solchen Denkart, die Naschhaftigkeit und den Geiz los werden will. — Was würdet ihr rathen?

oder vielmehr, glaubt auch ihr, daß das Mädchen eine Betrügerin gegen sich selbst sey?

Alle. O gewiß. Denn das ist ja Selbstbetrug, wenn man sich selbst überredet keine Fehler zu haben. — Aber freilich, da ist schwer zu rathen.

Will. So will ich Euch also sagen, wie ich dem Mädchen rathen würde:

Mädchen! würde ich sagen, du bist im Irrthum, wenn du deine Mutter für eigensinnig und einfältig hältst. Hierüber kannst du noch gar nicht urtheilen, da du zu jung bist. Ich will dir beweisen, daß deine Mutter in Ansehung der Naschhaftigkeit und des Geizes recht gegen dich hat, und es gut mit dir meint. Du hast hier wirklich Fehler an dir. Verbessere einen nach dem andern. Fange mit der Naschhaftigkeit an.

Du glaubst, es sey kein Fehler, wenn man von leckerhaften Dingen ein wenig nimmt. Ich will dir darinn jetzt nicht widersprechen. Lasse es aber auf eine Probe ankommen! „Trage einmal, vierzehn Tage lang, alle Tage einen Teller mit Zuckerwaaren aus einer Stube in die andere, und nimm nichts davon. Frage dich nicht, ob es erlaubt oder nicht erlaubt sey, etwas zu nehmen, sondern nimm nichts, bloß deswegen, weil du dir vorgenommen hast, nichts zu nehmen. Kömmt dir das Gelüsten an, so halte

den

den Teller so weit von der Nase ab, als möglich. Sieh mit den Augen nicht auf den Teller, sondern auf etwas anderes, und eile, dahin zu kommen, wo du den Teller hintragen willst. Dort setze ihn hin, und, ohne dich umzusehen, oder bei dem Teller zu verweilen, gehe geschwind aus der Stube hinaus. Du mußt aber deinen Vorsatz ja niemals übertreten, sondern mußt allenfalls denken, es dauert ja nur vierzehn Tage lang.

Irgendeinmal wird es dir sehr viel Mühe kosten, deinen Vorsatz zu halten; aber du mußt ihn doch halten. Ist dieses Mal vorbei, so wirst du empfinden, daß du über diesen Sieg sehr mit dir zufrieden bist, und du wirst fernerhin nicht mehr so viel Anstrengung nöthig haben, dich von dem Zulangen zurückzuhalten. Kurz, du wirst nach Verlauf der vierzehn Tage dich darüber freuen, daß du deinen Vorsatz gehalten hast."

Wären diese vierzehn Tage nun vorüber, so würde ich alsdann zu dem Mädchen sagen: Sieh nun, meine Tochter! die Süßigkeiten und Leckerbissen haben für die Menschen so viel Reitz, daß man wenn man sie Einmal gekostet hat, gern immer von denselben haben möchte. Allein sie sind theuer, sie sind ungesund, und der Mensch fühlt sich erniedrigt dadurch, daß er sich aus diesen Sachen so viel macht. Dies war die Ursache, warum deine Mutter dir verboten hat, von diesen

Sa:

Sachen etwas zu nehmen, ohne daß sie dir es ausdrücklich erlaubt. Du hieltest dies für Eigensinn von deiner Mutter. Allein, du würdest unrecht thun, dich dem Naschen zu ergeben, auch wenn deine Mutter dir's nicht verboten hätte. — Folge mir also noch vierzehn Tage lang. Trage wieder einen andern Teller mit Leckereien täglich von Einem Zimmer in das Andere. Rühre wieder nichts davon an, denke dabei, daß es erniedrigend ist, sich von solchen Lumpereien verführen zu lassen, und daß deine Mutter Freude haben werde, wenn du dich künftig des Naschens enthalten kannst. — Sind nun auch diese vierzehn Tage vorüber, so denke alsdann einmal über dich nach, wie du jetzt über dich urtheilest, und wie du es vorher thatest. Du wirst finden, daß du damals zuweilen unwillig über dich selbst warest, wenn du genascht hattest. Du wirst aber auch finden, daß du nunmehr sehr mit dir zufrieden darüber bist, daß du nicht mehr naschest?"

Seht, meine Kinder, so würde ich mit dem Mädchen sprechen, um sie dahin zu bringen, daß sie sich in Ansehung des Fehlers der Naschhaftigkeit nicht mehr selbst täuschte. Irgend jemand unter Euch wird mir in seinem schriftlichen Aufsatze vorschlagen, wie ich nun ferner mit dem Mädchen hätte sprechen müssen, um sie auch in Absicht des Geizes zur Selbsterkenntniß zu

bringen, um dadurch die arme Betrogene auch von diesem häßlichen Laster zu befreien.

Will. Jetzt nun den dritten Fall. — „Wenn man nicht eingestehen will, das andere Menschen, indem sie über unsere Handlungen urtheilen, und solche gesetzwidrig finden, recht haben können; so verfällt man ebenfalls in den Fehler des Selbstbetrugs."

Ich habe das oft an Kindern bemerkt, meine Lieben. Sie thaten etwas, was nicht recht war, und eine Magd, ein Bedienter, oder sonst jemand, der im Hause oder in dem Garten als Taglöhner arbeitete, erinnerte die Kinder daran, daß sie etwas unerlaubtes thäten. Fast jederzeit wurden nun die Kinder unwillig über eine solche Erinnerung. Sie achteten nicht auf dieselbe, sie ließen sich in ihrem schlechten Betragen dadurch nicht irre machen; ja sie schimpften wohl gar auf diese Leute, die sich unterstunden, ihnen befehlen zu wollen. — Was sagt ihr wohl zu einem solchen Benehmen?

Alle. O! es ist nicht recht. Wir kennen aber auch solche Kinder.

Will. Wenn man annehmen will, daß diese Kinder nicht bloß mit dem Munde schwatzen, sondern daß sie wissen, und daran denken, was sie reden, so muß man ihnen Schuld geben, daß sie so denken: „diese gemeinen Menschen bilden sich ein, darüber urtheilen zu können, ob das recht oder unrecht ist, was wir thun, und sie können dies

doch

doch nicht beurtheilen, oder, wenn sie es auch könnten, so haben sie doch kein Recht, es uns zu sagen."

Das ist nun aber sehr albern und unüberlegt gedacht. Denn was recht oder unrecht ist, darüber kann jedermann, der aufmerksam auf sich selbst ist, urtheilen. Der gemeine Mann so gut wie der Vornehme, und der Ungelehrte so gut wie der Gelehrte. Selbst Kinder können es, wenn sie sich nur Mühe geben, das was sie als recht oder unrecht erkennen, von dem zu unterscheiden, was sie jetzt eben gerne thun möchten. Ich weiß noch sehr gut aus meinen Kinderjahren her, daß ich zuweilen unruhig darüber wurde, etwas nicht thun zu dürfen, was ich doch gerne gethan hätte. Dabei verfiel ich nun gemeiniglich darauf, mich zu fragen, ob denn das, was ich thun mochte, gerade hin unrecht sey, und es war mir dann zuweilen, als wüßte ich dies nicht. Aber ich fand späterhin gar wohl, daß ich es gewußt habe, und daß ich mich nur, ohne daß ich dies gerade wollte, hierüber zu täuschen gesucht hatte. Mein Vater, den ich einmal hierüber zu Rathe zog, gab mir zwei Regeln an, bei deren Befolgung ich mich sehr wohl befand.

Erstens, sagte er, kannst du als ausgemacht annehmen, daß das, was einem Kinde unrecht scheinet, und wobei das Kind einige Be-

denklichkeiten in sich findet, auch wirklich unrecht sey. Sobald du also auch nur glaubest, es sey etwas unrecht; so thue es nicht, es ist auch gewiß unrecht.

Zweitens. Gesetzt, du solltest ja in Zweifel seyn, ob etwas, was du thun willst. recht oder unrecht sey; so unterlasse es, und frage, sobald du kannst, eine verständige Person darüber. Findest du alsdann, daß das unrecht war, was du thun wolltest, so ist es gut, daß du die Handlung unterlassen hast. Wäre sie aber auch wirklich erlaubt gewesen, so hast du doch nicht gesetzwidrig gehandelt, daß du sie unterlassen hast. Du hast also, bei dem Unterlassen auf keinen Fall unrecht gethan *).

Ich

*) Die Menschen sind nie größere Sophisten, als wenn es darauf ankommt, einen moralischen Grundsatz anzuerkennen. Da wissen sie immer etwas gegen denselben einzuwenden. So geht es auch bei dem, oben angeführten, Sicherheitsgrundsatze: quod dubitas, ne feceris, d. h. bist du im Zweifel, ob das, was du thun willst, erlaubt sey, oder nicht, so unterlasse es. — Man wird finden, daß diese Regel niemals irre führt. Dennoch habe ich öfters Einwendungen gegen dieselbe machen hören. Man sagte nemlich, die Menschen könnten auch bei dem Unterlassen unrecht thun. Dieser Einwurf paßt aber gar nicht hieher. Denn die Regel geht nur auf den Fall, wo man ungewiß ist, ob etwas erlaubt sey oder

nicht

Ich will Euch dies in einer kleinen Geschichte vorstellen. — Ein gutdenkender Knabe gieng in dem

nicht. Der Einwurf aber geht auf den Fall, wo man darüber ungewiß wäre, ob etwas geboten sey oder nicht. Erlaubtseyn, und Gebotenseyn ist zweierlei. Darüber, ob etwas geboten ist oder nicht, kann der Mensch gar nicht in Zweifel seyn, wenn nicht ein falscher Religionsglaube, ein falscher in die Grundverfassung des Vaterlandes verflochtener politischer Grundsatz, und eine, solchen falschen Principien angepaßte Erziehung, ihn von Jugend auf verstimmt, und verdreht. Aber selbst von diesen sanctionirten Irrthümern kömmt man leicht zurück, wenn man, anstatt sich zu fragen: „ist dies oder jenes geboten oder nicht," sich lieber fragt: „ist dies odes jenes erlaubt oder nicht?" — Diese Frage ist fähiger, uns zur Besinnung zu verhelfen, und uns vor den Fallstricken allgemein verbreiteter irriger Grundsätze zu bewahren. — Ist man also nicht mit sich darüber einig, ob etwas Pflicht, und als solche von Gott geboten sey oder nicht; so lasse man die Vorstellung von Pflicht, und von Gebot Gottes vor der Hand aus den Gedanken, und frage sich zuerst, ob es erlaubt sey, oder nicht. Ist es nicht erlaubt, so ist es auch nicht Pflicht. Ja, ist man schon über die Erlaubniß nicht mit sich einig, so kann man es über die Pflicht noch weniger seyn, und man unterlasse. Ist man aber über das Erlaubtseyn einer Handlung erst mit sich im Reinen, so wird es nicht schwer halten, alsdann noch einzusehen, ob es auch noch obenein Pflicht

dem Garten seines Oheims ganz allein spatzieren, und traf vortreffliche Erdbeere auf einem Beete an. Wie gern hätte er zugelangt und davon gegessen! Ihm fiel aber ein, daß ihm sein Vater verboten habe, irgend etwas zu nehmen, ohne daß der Eigenthümer darum wüßte. Aber die Erdbeeren sahen so gar schön aus! der Knabe konnte kaum widerstehen, und wollte sich den Gedanken einkommen lassen: wer weiß, ob sich der Oncle etwas aus ein paar Erdbeeren macht, und in diesem Fall, wäre es ja erlaubt, einige ohne sein Wissen zu nehmen. — Aber ehe der Knabe noch zulangte, kehrte er, wie er in Fällen, wo es auf Naschhaftigkeit ankam, schon gewohnt war, sich plötzlich um, und gieng mit schnellen Schritten von dem Beete weg. Dies brachte ihn zur Besinnung. Er dachte nun so bei sich selbst: Sollte sich der Oheim wirklich nichts aus ein paar Beeren machen, so wäre dirs freilich erlaubt ein paar zu nehmen. Sollte er sich aber etwas daraus machen, so wäre dir's nicht erlaubt. Du willst das sicherste Mittel ergreifen und willst nichts nehmen, so wird der Oheim auf keinen Fall mit dir unzufrieden seyn, weil du alsdann durchaus nichts unerlaubtes gethan hast. — Handelte der Knabe so recht?

Alle.

sey. Pflicht nemlich ist das, dessen Gegentheil unerlaubt ist.

Alle. O ja; ganz gewiß.

Will. So wie also, selbst ein Knabe, sobald er angehalten worden ist, überhaupt richtig zu denken, darüber urtheilen kann, ob etwas recht, oder erlaubt sey, oder nicht; so können dies noch vielmehr die Erwachsenen. Es ist daher nichts weiter als Selbstbetrug, wenn man annehmen will, andere Menschen könnten oder dürften gar nicht über unsere Handlungen urtheilen. Nein. Wir müssen vielmehr willig anhören, was sie darüber sagen, und müssen ihre Urtheile bei uns überlegen und beherzigen.

Der vierte Fall des Selbstbetrugs, den ihr noch merken müßt, ist der, „wenn man unwillig darüber wird, die Entdeckung zu machen, daß andere Menschen etwas besser wissen, oder besser verstehen, als wir."

Ich will Euch die Sache in einer Erzählung vorstellen. — Ein junger Mensch hatte sich in der Malerei sehr viel Mühe gegeben, und war der geschickteste Maler in dem kleinen Städtchen geworden, wo seine Eltern lebten. Auf diese Geschicklichkeit that sich der Jüngling so viel zu gute, daß er allmählich anfieng zu glauben, es möge wohl niemand in der Welt seyn, der so schön malen könnte, als er. Ein verständiger Anverwandter merkte diesen Selbstbetrug des jungen Mannes, und wünschte, ihn von demselben zu heilen. Er rieth ihm, auf Reisen zu gehen,

und sich in einigen großen Städten Gemälde von künstlichen Malern zeigen zu lassen. Weil aber der Jüngling arm war, so gab ihm der Vetter das Geld zu der Reise. Der junge Maler reißte also ab.

Wo er hinkam und Gemälde sah, zeigte er auch Gemälde von seiner eigenen Arbeit vor, und erwartete jederzeit, daß man sagen sollte, diese Gemälde wären schöner als jene. Allein man urtheilte anders, und die Sachverständigen gaben ihm zu verstehen, daß er sich noch lange Zeit würde üben müssen, ehe er es in der Maleret so weit brächte, als die Verfertiger jener Stücke. — Dieß verdroß den jungen Maler. Er glaubte, daß er doch auch Augen im Kopfe habe, und vergleichen könne, und er gab den Menschen, mit welchen er sprach, Schuld, daß sie ihm seine Geschicklichkeit absprechen wollten. Im Kurzen hatte er das Reisen so satt, daß er, ehe noch das Geld ausgegeben war, nach Hause kam, und den Vetter versicherte, die Leute in den großen Städten wären nur für das eingenommen, was sie hätten. Er habe nichts vollkommneres von Malerei gesehen, als was er selbst machen könnte. — Der Vetter bekümmerte sich, und urtheilte, daß der junge Mann so gut als unheilbar wäre.

Alle. Aber das ist doch auch erstaunlich sonderbar gewesen.

Will.

Will. Allerdings. Und solcher Menschen, die in so hohem Grad über sich verblendet sind, giebt es freilich wenige. Aber solcher, die sich, in einzelnen Dingen, heimlich darüber ärgern, wenn sie zugeben mußten, daß ein Anderer die Sache besser einsähe, als sie, giebt es mehrere.

Es ist aber ein sehr großer Fehler. Denn eine solche Denkart macht nicht nur, daß wir aufhören, unsere Kenntnisse und Geschicklichkeiten genauer zu prüfen, als es bisher geschehen ist, sondern wir gerathen auch leicht in Gefahr, denen Menschen abgeneigt zu werden, an denen wir ungerne sehen, daß sie dies oder jenes besser verstehen, und thun ihnen alsdann unrecht, ob sie gleich unschuldig daran sind.

Anders als unser junger Maler machte es Wilhelm, ein Jüngling von der liebenswürdigsten Art. Er war von seinem fünften Jahre an fleißig gewesen, und hatte sich eine sehr große Menge von Kenntnissen und Geschicklichkeiten erworben. Dennoch fügte es sich zuweilen, daß er zu jungen Freunden kam, die über dies oder jenes anders urtheilten als er. Das fiel ihm auf. Er war so gewiß überzeugt, daß sich die Sache so verhalten müsse, wie Er sich dieselbe dachte, daß ihm ganz unbegreiflich war, wie sich andere vorstellen könnten, sie wären anders. Ja es ergriff ihn zuweilen ein kleiner Unwille über diejenigen, die ihm widersprachen. Aber er nahm seine Maaßregeln.

regeln. „Sobald der Fall wiederkömmt, daß man dir so stark widerspricht, sagte er, so willst du weiter nichts thun, als nur fragen, und willst dir genau merken, was man dir zur Antwort giebt. Diese Antworten willst du nachher bei dir selbst überdenken.“

Wilhelm that wie er sich vorgenommen hatte, und wurde mit der Zeit immer zufriedener über das was er that. Er fand nicht nur, daß er sich öfters in etwas geirrt habe, was er noch so gut zu verstehen geglaubt hatte, sondern er brachte es in kurzem auch dahin, daß er nie wieder darüber unwillig wurde, wenn es den Anschein gewann, er wisse oder verstehe dies oder jenes nicht so genau, als ein Anderer. Kurz, Wilhelm machte sich von dem Selbstbetrug frei, und gewann dadurch in der Menschenliebe.

4.

Schäme dich empfindende Wesen zu quälen.

Will. Ich kenne eine Familie von Thierquälern. Ihr Haus eckelt mich an, als wäre es mit Blut bemalt. Der Vater liebt Hunde und Pferde. Aber es ist ein großes Unglück, bei ihm Hund und Pferd zu seyn. Die Pferde werden zusammengeritten, daß ihnen der Schaum von der Brust läuft, und die Hunde müssen fast beständig Hasen oder Füchse oder wilde Schweine hetzen. — Die Frau im Hause hat die besondere Laune, ob

sie

sie gleich eine vornehme und reiche Frau ist, und ihre Leute in der Küche hat, dennoch das Flügelvieh alles selbst zu schlachten. Fast sollte man glauben, sie thäte es, damit diese Thiere recht gemartert würden. Denn selten trifft sie ein Thier so, daß es in wenigen Augenblicken tod ist, sondern gemeiniglich wälzen und schlagen sich die Hüner und Tauben noch halbtod auf dem Erdboden herum. Das kann die Frau mit ansehen, ohne Schmerz in ihrem Herzen zu empfinden; ja sie ist auch noch so leichtsinnig und roh, daß sie ein paar kleine Töchter mit dazu nimmt, und ihre Freude darüber hat, wenn diese Kinder über das Zucken und Zappeln der armen Thiere lachen.

Ihr könnt Euch leicht einbilden, daß unter solchen Umständen auch die Kinder unempfindlich gegen die Leiden der Thiere werden. Diese kleinen Mädchen fangen schon Fliegen, um ihnen die Beine auszureissen, oder gar, um sie am Lichte zu verbrennen. Die Knaben, die älter sind, quälen Käfer, Spinnen, Schmetterlinge, Frösche, Mäuse, auf die grausamste Art. — Was sagt ihr hiezu, meine Kinder?

Alle. O! das ist entsetzlich. Nein; das haben wir nie gethan.

Luise u. Kätch. Ach! wir können nicht einmal zusehen, wenn Thiere geschlachtet werden.

Will. Glaubt ihr also nicht, daß das Gesetz erlaube, Thiere zu martern?

Alle.

Alle. Nein. Das Gesetz wird dieses nicht erlauben.

Will. Ihr habt recht. Und eben weil das Gesetz verbietet, Thiere zu martern, verabscheuen wir auch die Menschen so, die dieses thun.

Einige. Aber erlaubt denn das Gesetz, die Thiere zu schlachten und zu essen?

Will. Das Gesetz erlaubt uns, mit allem, was auf der Erde ist, bloß und allein den Menschen ausgenommen, zu thun, was wir wollen. Und also erlaubt es uns auch, Thiere zu tödten, und sie zu essen.

Dieselb. Aber wenn das Gesetz uns erlaubt, mit allem, was auf der Erde ist, nur den Menschen ausgenommen, zu thun was wir wollen, so erlaubt es ja auch, Thiere zu martern.

Will. Ihr thut wohl, daß ihr mir diesen Einwurf gemacht habt, damit ich Euch erklären kann, wie ich, was ich gesagt habe, verstehe.

Ich sagte, das Gesetz erlaube uns, auch mit Thieren zu machen, was wir wollen. Unter diesen: wollen ist nun aber nicht zu verstehen: „was närrischen, unbesonnenen, grausamen Menschen etwa einfällt zu thun," sondern: „was vernünftige, billig denkende und fühlende Menschen zu thun für nöthig finden." Das letztere erlaubt das Gesetz, nicht das erstere.

Ich gieng in meiner Jugend einmal spatzieren. Plötzlich sahe ich einen Menschen zu Pferde in

sol-

solcher Flucht vor mir vorbei sprengen, daß mir, wie man zu sagen pflegt, Hören und Sehen vergieng. Ich war bei mir selbst sehr unwillig über den Menschen, denn mich dauerte das arme Pferd, welchem die Augen aus dem Kopf getrieben waren, und die Brust zu enge schien. — Aber ich war kaum noch ein paar Schritte gegangen, so hörte ich die Sturmglocke. Ich sah mich um, und erblickte, daß in einem Dorfe hinter mir Feuer ausgebrochen war. — Könnt ihr einsehen, wie diese Feuersbrunst verursachte, daß ich jenem Reuter nun keinen Vorwurf mehr machte?

Einige. Er mußte gewiß in ein anderes Dorf reiten, um von da eine Spritze zu holen?

Will. Ihr habt es getroffen. — Haltet nun auch Ihr diesen schnellen Ritt, der offenbar dem Pferde sehr zur Last seyn mußte, für erlaubt?

Alle. O ja: der Mensch that ja etwas Gutes.

Will. Richtig. Es war der Fall, daß ein vernünftiger Mann genöthiget wurde, etwas zu thun, das dem Thiere unangenehm war. Er that dieses nicht freiwillig, oder aus Leichtsinn, oder gar, sich zur Lust.

Gerade so ist es nun auch mit dem Schlachten und Essen der Thiere. Wir brauchen ihr Fleisch nicht nur zu unserer Nahrung, sondern wir sind auch genöthiget, manche Thiere deswegen zu tödten, weil sie, bei zu großer Anzahl, unsere Felder und Gärten verwüsten würden. Hirsche, Hasen,

wilde

wilde Schweine thun sehr großen Schaden, wenn ihrer viele beisammen sind. Ließen wir diese Thiere überhand nehmen, so würden manche Menschen genöthigt seyn zu hungern. Wir tödten sie also. Und sind sie einmal getödtet, so sehe ich nicht, warum man ihr Fleisch, ihre Knochen, ihre Haut so gut benutzen sollte, als es nur immer möglich ist.

Ihr könnt Euch dennoch den Ausspruch des Gesetzes in Ansehung unseres Verhaltens gegen Thiere so merken: „Das Gesetz erlaubt uns mit Thieren vorzunehmen, was zur Sicherheit des Menschen und seines Eigenthums, und zu Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse nöthig ist. Es verbietet uns aber mit den Thieren vorzunehmen, was uns bloß aus Langerweile, zum Zeitvertreib einfällt, oder wozu wir durch Mangel an Theilnehmung und Empfindsamkeit *), oder

*) Das Wort: Empfindsamkeit ist zwar bei uns in Mißcredit gekommen, allein gar sehr mit Unrecht. Empfindsamkeit ist eine moralische, höchst achtungswürdige Eigenschaft des Menschen, die darinn besteht, daß man die Leiden Anderer lebhaft fühlt, und bereitwillig ist, sie zu vermindern. Empfindsamkeit und empfindsam ist ganz etwas andres als Empfindelei und empfindelnd. Empfindlei nemlich besteht theils darinn, daß man Empfindsamkeit zu besitzen heuchelt, theils darinn, daß man die Vorstellung von der Größe des Leidens anderer Wesen übers

oder durch Unaufmersamkeit auf unsere Handlungen verleitet werden."

Merkt Euch die Sache so, so werdet ihr jederzeit wissen, welches Verhalten gegen die Thiere dem Gesetze gemäß ist, oder nicht. — Wir wollen doch einmal sehen. Ist es wohl erlaubt, Grasmücken, Rothschwänzen, Lerchen u. d. gl. Vögeln ihre Jungen aus den Nestern zu nehmen?

Alle. Nein. Denn das geschieht nur zum Vergnügen, nicht aber zu Befriedigung eines Lebensbedürfnisses.

Will. Ich bin eurer Meinung. — Ehemals pflegten die Fürsten und Könige Parforce-Jagden zu halten. D. h. sie und ihre Jäger sprengten mit Pferden und Hunden hinter einem wilden Schweine, einem Hirsch oder einem Hasen so lange her, bis dieses Thier ermüdet zu Boden fiel, oder von den Hunden gefangen und niedergerissen wurde. War eine solche Jagd dem Gesetze gemäß?

Einige. Nein; denn es geschah bloß zum Vergnügen.

Andere. O ja; man darf ja diese Thiere tödten.

Will.

übertreibt, dennoch aber nichts anwendet, diese Leiden zu vermindern. Empfindelei ist ein Charakterfehler, der alles, was wahre Geistesgröße und Seelenstärke ist, nicht aufkommen läßt, und also an dem moralischen Leben des Menschen selbst, wie ein Krebsschaden, frißt. Empfindsamkeit aber ist eine heilsame Anlage zu thätiger Tugend.

Will. Ich pflichte Euch Ersteren bei, und halte diese Jagden für unerlaubt. Denn sie wurden nicht etwa angestellt, bloß um diese Thiere zu tödten, sondern sie wurden zum Vergnügen, zum Zeitvertreib der Fürsten angestellt. Auch wurden die Thiere dabei sehr geängstiget und gemartert, und das Fleisch konnte nicht genossen werden, sondern es wurde den Hunden gegeben.

Die Andern. Ja ja. Wenn es so war, so waren freilich diese Jagden unerlaubt.

Will. Jetzt sagt mir einmal, Luise und Kätchen! warum ihr nicht zusehen könnt, wenn Flügelvieh geschlachtet wird?

Luis. u. Kätch. Es wird uns so bange, und uns dauern die armen Thiere.

Will. Ihr würdet Euch also wohl nicht entschließen, diese Thiere abschlachten zu lernen?

Beide. Ach nein! das wäre entsetzlich.

Will. Ihr haltet aber doch für erlaubt, daß man sie abschlachte?

Beide. O ja. Nur wir mögen es nicht selbst thun.

Will. Als meine Frau zu mir ins Haus kam, dachte sie eben so. Sie lief allemal weg, wenn eine Gans oder Taube abgeschlachtet werden sollte. Allein — ich gestehe Euch, ich mißbilligte dies. Mägde und Köchinnen, denen das Abschlachten überlassen wird, wenn die Hausmutter es nicht selbst thut, sind gemeiniglich ungeschickt

und

und unempfindlich, und verursachen den Thieren mehr Schmerzen als nothwendig wäre. Ich machte meine Frau hierauf aufmerksam, und stellte ihr vor, ob es für die Thiere, die in unserm Hause geschlachtet werden müssen, wohl nicht besser wäre, wenn sie, als Hausmutter, dieses Geschäft entweder selbst übernähme, oder doch wenigstens dabei zugegen wäre, wenn es geschieht. Denn sie würde, bei ihrer rechtschaffenen Gesinnung, gewiß Sorge dafür tragen, daß die Thiere nicht mehr zu leiden bekämen, als es unumgänglich nothwendig wäre. Sie schwieg, und schien unschlüssig zu seyn. Nach einigen Wochen aber rief sie mich einstmal hinaus, schlachtete vor meinen Augen eine Henne mit der größten Geschicklichkeit ab, und ließ eine zweite von der Magd schlachten, um mir zu zeigen, daß auch diese geschickt damit umzugehen wußte. Sie versicherte mir dabei, daß ins künftige in meinem Hause kein Thier mehr beim Abschlachten werde gemartert werden. — Was meinst du hiezu, Luise und Kätchen?

Beide. Ach! es thut uns doch gar zu wehe.

Will. Ich überlasse dies Eurem Gutdünken. Meine Meinung ist aber, daß ihr Euch wenigstens in spätern Jahren überwinden lernt, und es eben so macht, wie ich Euch jetzt erzählt habe. Denn es ist wirklich beruhigend, wenn ein Mann oder eine Frau zu sich sagen kann: in deinem Hause wird kein Thier beim Abschlachten gemartert.

Aber — kann man denn auch Menschen quälen?

Alle. O ja. Denn die Menschen haben ja auch Empfindung wie die Thiere.

Will. Allerdings. Allein so habe ich es nicht gemeint. Meine Frage sollte eigentlich heißen, ob man Menschen wohl so wehe thun könne, daß diese nicht im Stande sind, uns dafür etwas anzuhaben. Ich will Euch die Sache deutlicher machen.

Fast überall in der Welt ist es so eingerichtet, daß man Obrigkeiten hat. D. h. es sind Menschen da, bei welchen man sich beschweren kann, wenn man Unrecht von andern erlitten hat. Dadurch ist es denn dahin gekommen, daß die Menschen einander allerdings wenig Unrecht mehr thun; weil nemlich jeder befürchten muß, daß der Schade, den er Andern zufügt, ihm von der Obrigkeit wieder vergolten werde. — Zuweilen aber fügt es sich, daß man Menschen einen ganz geringen Schabernack anthun kann, von welchem sie eigentlich keinen Schaden haben, und wo der Thäter auch sehr leicht unentdeckt bleiben und also vor dem Verklagen und Bestrafen sicher ist. Sollte denn das Gesetz wohl auch solche Schabernacke oder Neckereien verbieten? — Ich will Euch ein Beispiel erzählen.

Ich kannte in meiner Jugend einen Knaben, der hatte einen Garten am Hause. An der Mauer die-

dieses Gartens gieng ein Fußsteig vorbei, auf welchem immer viele Spatziergänger kamen. Nun hieng über eben diese Gartenmaurr ein starker und hoher Hollunderstrauch so herüber, daß man an ihm nicht nur sehr leicht auf die Mauer steigen, sondern auch auf derselben sitzen konnte, ohne von irgend jemanden gesehen zu werden. Auf dieses Plätzchen setzte sich öfters der Knabe, mit Kletten reichlich versehen. Kam nun ein Herr mit einer Perücke, so ließ er ihm ein paar Kletten darauf fallen; und freute sich bei sich selbst, wenn er bedachte, wie dieser Mann sich darüber wundern werde, Kletten in seiner Perücke zu finden.

Dies ist so ein Fall, wie ich meinte. Seht! Es geschah den Leuten auf diese Art nicht **wehe** an ihrem **Körper**. Denn so schadenfroh war der Knabe nicht, daß er den Vorübergehenden Kletten **in die Haare** geworfen hätte, welche beim Auskämmen viel Schmerzen verursachen. Das that er nicht. Er warf Kletten nur in die Perücken. Auch wurde den Leuten **nicht** eigentlich **Schaden** zugefügt. Denn höchstens wurden die Perücken durch das öftere Auskämmen der Kletten eher alt und unbrauchbar, welcher Schade jedoch im Ganzen sehr gering ist. Der Knabe hatte eigentlich seine Freude nur an der Verlegenheit, in welcher die Menschen seyn würden, wenn sie etwa in Gesellschaft kämen und der Kletten in der Perücke wegen ausgelacht würden, oder über

ihre Verwunderung, wenn sie sich nicht würden einbilden können, wie sie zu den Kletten gekommen wären. — Ungeachtet also der Knabe den Leuten weder Schaden noch Schmerz anrichtete, und ungeachtet er vor Entdeckung ganz sicher war, und also nicht zu befürchten hatte, daß dieser Schabernack am Ende für ihn selbst übel ausschlagen möchte — alles dieses ungeachtet, war es wohl erlaubt, daß der Knabe so handelte, und wünschte jemand von Euch, es eben so machen zu können?

Alle. Nein, gewiß nicht. Der Knabe gefällt uns keinen Augenblick.

Will. Ihr habt Recht. Seine Handlung ist gesetzwidrig. Es verräth eine häßliche Gesinnung, sich zu freuen, daß man Andern etwas anthut, was ihnen zuwider ist, sey dies auch noch so wenig. „Schäme dich, würde ich zu dem Knaben sagen, empfindenden Wesen wehe zu thun; auch wenn es gerade kein Wehe an ihrem Körper oder an ihrem Vermögen ist.“ — — Da es viel Fälle giebt, in welchen, vorzüglich Kinder, dieses Gesetz übertreten können, so wollen wir heute, in den Redeübungen uns aufgeben, daß jedes von uns einen Fall erzählen soll, wo Kinder entweder gegen dieses Gesetz handelten, oder wo sie von der Unart gegen dasselbe zu handeln, zurückkamen, und wie sie es anfiengen, daß sie diese Fehler nicht mehr begiengen.

5.

Durch Gehorsam ehrt sich die Jugend.

Will: Sind Euch schon Kinder vorgekommen, welche man ungehorsame nennt?

Alle. O ja.

Will. Worinn besteht denn der Ungehorsam?

Alle. Darinne, daß die Kinder nicht thun, was ihre Eltern haben wollen.

Will. Gut. Der Gehorsam der Kinder besteht also in dem Entschluß, etwas bloß deswegen zu thun oder zu unterlassen, weil die Eltern oder Erzieher es geboten oder verboten haben. — Urtheilet ihr günstig von Kindern, von denen man Euch sagt, daß sie gehorsam sind?

Alle. O ja.

Will. Ein sicheres Zeichen, das Gehorsam etwas Gesetzmäßiges ist. Denn sobald wir wahrnehmen, daß jemand etwas thut, was dem Gesetze gemäß ist, sobald urtheilen wir auch günstig von einem solchen Menschen. — Auf der Gesetztafel steht aber, durch Gehorsam ehre sich die Jugend. Sollte denn dies sich wirklich so verhalten? Sollte man sich eine Ehre dadurch erzeigen, daß man thut, was Andere vorgeschrieben haben?

Alle. Wir wissen es nicht.

Will. Wir wollen also untersuchen. — Nichtwahr es sind erwachsene Personen, welche

vorschreiben, und Kinder, welche gehorchen sollen?

Alle. Ja.

Will. Könnte denn der Fall nicht auch umgekehrt seyn? so daß Kinder die Vorschriften ertheilten und die erwachsenen Personen ihnen folgten?

Alle, lächelnd. Nein; das könnte nicht seyn.

Will. So muß also der Grund, warum man den Kindern vorschreiben darf, darinn liegen, daß man erwachsen ist; der Grund, warum man gehorchen soll, muß aber darinn liegen, das man Kind ist. — In welchen Stücken sind nun Kinder von Erwachsenen unterschieden?

Einige. Die Erwachsenen sind verständiger als die Kinder.

Will. Ich bin mit dieser Antwort zufrieden. Es ist wahr, Erwachsene haben länger gelebt, als Kinder, sie haben mehr gesehen, mehr gehört, mehr Proben gemacht, öfter überlegt, und haben sich länger geübt, nur das zu thun, was sie nach gehöriger Ueberlegung für das Beste halten. Es ist also ganz einleuchtend, daß erwachsene Personen den Kindern sagen können, was in diesem oder jenem Falle zu thun sey, aber nicht umgekehrt.

Aber der Gehorsam der Kinder erstreckt sich eigentlich nur auf Befolgung des Willens der

Eltern, und der Erzieher. Meint ihr dies auch? oder glaubt ihr, daß jede erwachsene Person im Dorfe Euch solche Vorschriften ertheilen dürfe, wie eure Eltern es können, oder wie ich es thue?

Alle. Nein; die Kinder sind bloß den Eltern und Erziehern Gehorsam schuldig.

Will. Es muß also schlechterdings in den Eltern und in den Erziehern der Grund liegen, warum Kinder, die von jenen erzogen werden, ihnen gehorsam seyn sollen. Und diesen Grund will ich Euch angeben.

So wie nemlich das Gesetz den Kindern befiehlt, den Personen, von denen sie erzogen werden, gehorsam zu seyn, so befiehlt es auch den Eltern, ihre Kinder entweder selbst zu erziehen, oder sie erziehen zu lassen. Nun könnte aber ein Kind, welches nicht gehorchte, gar nicht erzogen werden; also will das Gesetz von den Eltern oder Erziehern, daß sie Gehorsam fodern, und von den Kindern will es, daß sie Gehorsam leisten. — Der eigentliche Grund des Gehorsams liegt also in der Erziehung, nemlich darinne, daß Kinder das Bedürfniß haben, erzogen zu werden, Eltern aber die Verpflichtung, zu erziehen.

Einige. Wenn nun aber Eltern ihre Kinder nicht selbst erziehen, müssen die Kinder gleichwohl ihren Eltern gehorsam seyn?

Will. Darauf will ich Euch gleich antworten. — Wenn Eltern ihre Kinder nicht selbst erziehen, sondern von Andern erziehen lassen, so kömmt bei den Eltern auch der Fall nicht vor, daß sie Kindern Vorschriften, die auf ihre Erziehung Bezug hätten, gäben, sondern die Eltern überlassen dem Erzieher, den Kindern diese Vorschriften zu geben. Hätte der Gehorsam der Kinder daher weiter gar keinen Grund, als den, der in der Erziehung liegt, so brauchten alsdann die Kinder den Eltern auch wirklich nicht gehorsam zu seyn. — Allein der Grund zum Gehorsam, der in der Erziehung liegt, ist nur Ein Grund. Es ist also gar wohl möglich, daß es auch noch andere Gründe zum Gehorsam gebe. Und wirklich kann ich Euch noch einen sehr triftigen Grund nennen, nemlich den Umstand, daß die Eltern, Eigenthümer von allem sind, was die Kinder haben, daß die Kinder das Brod essen, welches die Eltern mit ihrer Arbeit verdienen. Die Kinder erhalten also alles, was sie haben und was sie genießen, von ihren Eltern. Also haben die Kinder auch aus diesem Grunde die Verbindlichkeit, den Eltern Gehorsam zu leisten, d. h. zu thun, was diese haben wollen, und zu unterlassen, was sie verbieten. — Wie viel haben wir nun Gründe zum Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern oder Erzieher genannt? Wer sagt sie mir in der Ordnung wieder? Ei-

Einige. Der erste Grund war, weil die Eltern und Erzieher erwachsen und verständig sind, die Kinder aber nicht. Der zweite Grund war, weil die Kinder nicht erzogen werden könnten, wenn die Eltern oder Erzieher nicht Gehorsam foderten, und die Kinder nicht Gehorsam leisteten. Der dritte war, weil den Eltern alles das gehört, was die Kinder haben und genießen.

Andere. Aber ist denn das letztere auch wahr? Wenn nun unsere Eltern uns etwas schenken, ist es alsdann nicht unser Eigenthum?

Will. Nein, meine Kinder. Es wird niemals euer vollkommenes Eigenthum. Denn euere Eltern behalten jederzeit das Recht, das Geschenk wieder zurückzunehmen, wenn ihr einen Gebrauch davon macht, der eure Erziehung erschwert.

Alle. Wir glaubten aber immer, was verschenkt wäre, das dürften wir nicht wieder zurücknehmen.

Will. Ihr habt ganz recht, nur der Fall ist ausgenommen, daß ihr Eltern wäret, und euren Kindern etwas geschenkt hättet. Ich will Euch die Sache aber lieber in Beispielen vorstellen.

Fritz hatte einem Knaben, der öfters zu ihm kam und mit ihm spielte, einen hölzernen Degen geschenkt. Der Knabe war so vorsichtig, Fritzens Mutter zu fragen, ob dieser ihm diesen Degen schenken dürfte. Die Mutter fragte wieder Fritzen, ob er den Degen wirklich nicht mehr haben wolle, und erlaubte ihm, da er hierauf mit Nein antwortete, denselben an seinen Spielkammeraden zu verschenken. — Nach einigen Tagen neckte der Knabe

Fritzen mit diesem Degen, und Fritz wurde darüber so aufgebracht, daß er denselben dem Knaben mit Gewalt wieder wegnehmen wollte. Die Mutter aber, welche dazu kam, verwehrte ihm dieses schlechterdings, und erklärte, daß Fritz sich nicht unterstehen solle, den Degen, den er einmal verschenkt habe, wieder zurück zu verlangen.

Meint ihr, daß die Mutter hier richtig geurtheilt habe?

Alle. O ja. **Fritz durfte den Degen nicht wieder zurück verlangen.**

Will. **Nun hört aber auch eine andere Geschichte.** Georg erhielt von seinem Vater ein schönes Spatzierstöckchen. Anstatt aber, es nur bei dem Ausgehen zu gebrauchen, fieng Georg nichts als Unfug mit demselben an. Er neckte die Hunde, er schlug nach seinen Geschwistern, und verderbte Aehren und Kornblumen, wenn er vor einem Acker vorübergieng. Der Vater wehrte ihm diese Unarten mehr als einmal. Da aber Georg immer wieder Unfug trieb, nahm ihm der Vater das Stöckchen weg und zerbrach es vor seinen Augen. **Hatte wohl dieser Vater das Recht, Georgen das Stöckchen zu nehmen und es zu zerbrechen?**

Alle. **Aber warum ließ auch Georg sich gar nicht wehren.**

Will. **Ihr meint also, daß der Vater nicht Unrecht that, ihm das Stöckchen zu nehmen?**

Alle. **Nein, er that ihm nicht Unrecht.**

Will. **Nun seht! welch ein Unterschied! Fritz durfte den verschenkten Degen nicht wieder nehmen, ob er gleich mit demselben geneckt und beleidiget wurde; aber der Vater darf Georgen**

das

das Stöckchen wegnehmen und es zerbrechen! das kömmt bloß daher, weil der Vater glaubte, es sey zur Erziehung seines Sohnes nothwendig, das Stöckchen zu nehmen und zu zerbrechen. Fritz aber war nicht Erzieher seines Spielkammeraden, und darum durfte er auch den verschenkten Degen nicht wieder nehmen, sondern mußte den Beleidigungen, die ihm widerfuhren, auf andere Art ausweichen.

Es bleibt also dabei, daß Kinder, so lange sie Kinder sind, nie vollkommene Eigenthümer von dem sind, was sie haben, sondern ihre Eltern sind es *).

Nun

*) Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist einzig in seiner Art und gründet sich darauf, daß die Kinder den Gebrauch ihrer Seelenkräfte noch nicht so haben, wie die Erwachsenen. Dies hat den entschiedensten Einfluß selbst auf die Frage vom Eigenthume der Kinder. Eigenthümer ist derjenige, der, ohne das Recht zu verletzen, mit der Substanz der Sachen machen kann, was er will. Nun darf der Vater als Erzieher, selbst eine Sache, die seinem Kinde von einem Fremden geschenkt worden ist, dem Kinde wegnehmen und vernichten, wenn er dies letztere für pädagogisch nothwendig hält. Folglich ist der Vater Eigenthümer der Dinge, welche sein Kind besitzt, nicht aber das Kind. — Man erkennt dieses auch daraus, daß jemand, der einem Kinde etwas schenken will, worüber der Vater nicht als Eigenthümer gebieten soll, solches mit dem Vater vorher ausmachen muß.

Nun will ich Euch noch einen vierten Grund sagen, warum die Kinder ihren Eltern Gehorsam schuldig sind, selbst wenn diese die Erziehung von Andern besorgen lassen. Die Eltern sind nemlich verbunden, den Schaden zu tragen, welchen die Kinder anderen Leuten anrichten. — Wenn ein leichtfertiger Knabe dem Nachbar eine Fensterscheibe einwirft, so muß der Vater des Knabens diese Fensterscheibe wieder bezahlen. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß der Sohn eines Dorfpfarrers die Kuh eines Nachbarn mit Steinen und Prügeln so lange verfolgte, bis sie aus Angst in den Deich sprang und sogleich im Sumpfe versank. Es kam zur Klage, und der Pfarrer mußte die Kuh bezahlen *). — Also auch deswegen, weil Kinder ihre Eltern in Schaden bringen können, sind die Eltern berechtigt, Gehorsam von den Kindern zu fodern, die Kinder aber verpflichtet, den Eltern Gehorsam zu leisten. — Hättet ihr Euch wohl vorgestellt, daß das alles eigentlich so wäre, wie ich es hier auseinander gesetzt habe?

Alle. Nein, das nicht. Wir können es noch gar nicht recht einsehen.

Will. Dies war die rechte Aeußerung. Wir Erwachsenen wissen das wohl, daß Kinder dies alles noch nicht so recht einsehen können. Aber eben

*) Dies ist nicht etwa nur positiven Rechts, sondern es ist natürlichen Rechts.

eben dies ist der Grund, warum wir sagen, daß der Gehorsam die Kinder ehre. — Wir denken nemlich über ein gehorsames Kind also: „dieses Kind übt eine Pflicht aus, welche ihm hart vorkommen muß. Es unterläßt etwas, was es gern thun möchte, bloß weil die Eltern dieses verboten haben. Gleichwohl ist es noch nicht im Stande, einzusehen, was für wichtige Gründe selbst die Eltern haben, manches zu verbieten, und könnte also wohl gar auf den Gedanken kommen, es sey nur Laune oder Hartherzigkeit von ihnen, daß sie verbieten, was die Kinder zuweilen so gerne thäten. Aber auch dieses ließe sich das gehorsame Kind gefallen, und dächte dabei: mag es seyn, wie es will, du unterläßt dies, weil deine Eltern es verboten haben." — Eine solche Denkart, meine Lieben, zeugt nun von einer Entschlossenheit, von einer Seelenstärke, welche bei der Unerfahrenheit und dem Mangel an Kenntnissen der Kinder leichtlich fehlen könnte. Und darum behauptet man, daß die Jugend durch Gehorsam sich in der That ehre. Es ist, als setzte sich ein Kind durch Gehorsam in die Reihe der Erwachsenen. Denn bei den Erwachsenen und in dem Geschäftsleben kömmt es alle Augenblicke vor, daß man aus Liebe zur Pflicht etwas unterlassen muß, was man gerne thun möchte. Weil man aber eben deswegen alsdann soviel Uebung hat, sich etwas zu versagen,

auch weil die Erwachsenen ganz leicht einsehen können, wie wichtig es ist, nicht nach Einfällen und Belieben, sondern nach dem zu handeln, was Pflicht ist, so rechnet man diesen Gehorsam den Erwachsenen nicht gerade zur Ehre an, sondern man ist bloß damit zufrieden, daß sie ihre Pflicht thun. Aber für die Jugend ist es allerdings eine Ehre, pünktlich zu thun oder zu unterlassen, was ihnen von Eltern oder Erziehern vorgeschrieben ist.

5.

Ehrlichkeit ist das höchste Gut.

Will. Ein Mann verkaufte schlechten Leinsaamen, den er selbst gezogen hatte, als guten Leinsaamen aus Riga. Ein anderer wurde von einem Wanderer gefragt, ob man vor Nachts noch zu einem gewissen Dorfe kommen könne. „Nein, antwortete der Mann, dies Dorf liegt noch zwei Meilen weit.“ Und dennoch wußte er gar wohl, daß dieses Dorf nicht weiter als höchstens eine halbe Meile entfernt wäre. Ein dritter versprach einem Manne, der seinen Kindern mit einer Spatzierfarth eine Freude machen wollte, ihn am folgenden Morgen zu fahren. Als aber der Morgen kam, gab er vor, daß eines seiner Pferde krank geworden sey, und erklärte, daß er nicht fahren könne. Dies sagte er aber nur, um mit seinen Pferden einen vornehmen Herrn zu fahren, der

ihm

ihm doppelten Fuhrlohn versprochen hatte. — Sagt mir, Kinder, würdet ihr wohl sagen, daß diese Menschen ehrlich gehandelt haben?

Alle. Nein; gewiß nicht.

Will. Der Erstere betrog; denn er verkaufte schlechte und falsche Waare als gute. — Ihr glaubt also, daß, wer betrügt, nicht ehrlich handeln könne?

Alle. Nein. Ein Betrüger ist kein ehrlicher Mann.

Will. Der Zweite log. Wer also lügt, der handelt nicht ehrlich?

Alle. Nein. Ganz gewiß nicht.

Will. Der Dritte log und hielt sein Wort nicht. Wer also lügt und sein Wort nicht hält, der handelt nicht ehrlich?

Alle. Nein.

Will. Wortinne mag also wohl die Ehrlichkeit bestehen?

Einige. Darinn, daß man nicht lügt, nicht betrügt, und sein Wort nicht lügenhafter Weise bricht.

Will. Ich will indessen hiemit zufrieden seyn, bis wir etwas genaueres gefunden haben. — Zu einem Galanteriewaarenhändler kam ein Knabe und verlangte feine Bleistifte zum Zeichnen. Der Händler gab ihm einen Bleistift und foderte zwei Groschen dafür. Mit Freuden bezahlte der Knabe nicht nur zwei Groschen, sondern er lief auch,

um andere Knaben herbeizuholen, die mit dem Ausruf: Ei! englische Bleistifte, für zwei Groschen das Stück! herbei sprangen, und ein ganzes Dutzend zu kaufen verlangten.

Jetzt wurde der Mann inne, daß diese Knaben seine Bleistifte für englische Bleistifte hielten, was sie doch nicht waren, und sahe, daß ihre Freude daher rührte, daß sie glaubten, englische Bleistifte für einen höchstgeringen Preis zu bekommen. Er sagte daher zu den Knaben: Meine Bleistifte sind zwar fein und gut, aber englische Bleistifte sind es nicht. Uebereilt euch also nicht in dem Kaufe. Da die Knaben dies hörten, liefen sie weg, denn sie wollten nur englische Bleistifte haben.

Nun sagt mir, lieben Kinder, würdet ihr wohl urtheilen, daß dieser Mann ehrlich gehandelt habe?

Alle. O ja. Ganz gewiß.

Will. Aber worinne besteht in seiner Handlung die Ehrlichkeit?

Alle. Darinne, daß er den Kindern sagte, seine Bleistifte wären keine englischen?

Will. Richtig. Der Mann suchte nicht nur keinen Vortheil von dem Irrthume der Kinder, sondern er benahm ihnen sogar diesen Irrthum. Darinn besteht seine Ehrlichkeit. —

Gesetzt nun, ihr hättet Macht, in der Welt etwas zu befehlen, und wolltet einen Befehl, die

Ehr-

Ehrlichkeit betreffend, ausgehen lassen. Würdet ihr wohl befehlen, es solle jederman ehrlich seyn, oder würdet ihr befehlen, jeder solle z. B. im Handel und Wandel aus dem Irrthume des Andern Vortheil zu ziehen suchen, solle also den Andern lieber in dem Irrthume erhalten, als ihm aus demselben helfen, u. d. gl.?

Alle. O! wir würden lieber befehlen, daß jederman ehrlich seyn solle.

Will. Das würde ich auch thun. — Ihr sehet hieraus, daß die Ehrlichkeit gesetzmäßig ist, daß aber der Mangel an Ehrlichkeit dem Gesetze widerspricht. Wie würde also das Gesetz lauten, welches ihr Kaufleuten, oder überhaupt Menschen, die etwas verkaufen, über die Ehrlichkeit geben könntet?

Alle. Wir würden sagen: die Kaufleute sollen keine schlechte Waare statt guter verkaufen, sie sollen nicht sagen, ihre Waaren seyen englische Waaren, wenn es keine englischen sind. Wenn sie merken, daß die Käufer glauben etwas besseres zu kaufen, als es wirklich der Fall ist, sollen die Kaufleute ihnen aus dem Irrthume helfen. Haben sie Cattune, welche die Farbe in der Wäsche nicht halten, so sollen sie dies sagen, auch wenn sie nicht darum befragt werden.

Will. Wenn ihr aber ein solches Gesetz etwa für Mägde oder Gesinde geben wolltet, wie würde es alsdann lauten?

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Alle. Wir würden sagen: Das Gesinde soll nichts behalten, was es im Hause findet, sondern es soll alles der Herrschaft zurückgeben, auch wenn es Kleinigkeiten, wenn es Stecknadeln im Kehrigt wären. Wird das Gesinde weggeschickt, um etwas zu kaufen, und erhält es die Waare wohlfeiler, als die Herrschaft geglaubt hatte, daß sie wäre, so soll das Gesinde nicht denken: „du willst diese Kleinigkeit von Geld behalten. Deine Herrschaft ist ohnehin reich, sie achtet diese paar Pfennige nicht, ja sie glaubt nicht einmal, daß sie in deinen Beutel gefallen sind.“ Sondern das Gesinde soll der Herrschaft auch diese paar Pfennige zustellen, und dabei sagen, daß die Waare wohlfeiler geworden wäre.

Will. Soll denn das Gesinde denken: „deine Herrschaft wird dich hierüber recht loben, und wird dir vielleicht diese paar Pfennige schenken?“

Alle. O ja.

Will. Ich habe, geradezu, nichts dagegen, wenn das Gesinde so dächte. Aber befehlen möchte ich ihm durch ein Gesetz doch nicht, daß es so denken soll, sondern, wenn ich einmal ein Gesetz hierüber gäbe, so würde es so lauten: „Wenn meine Herrschaft mir auch diese paar Pfennige nicht schenkte, wenn sie mich auch um meiner Ehrlichkeit willen nicht lobte; so will ich dennoch nicht unehrlich handeln, und will der Herrschaft geben,

was

was ihr gehört." — Was meint ihr zu einem solchen Gesetze?

Alle. Ja freilich ist es so schöner.

Will. Nun stellt Euch aber einmal vor, ihr solltet für Kinder ein Gesetz in Ansehung der Ehrlichkeit geben. Wie würde denn dieses lauten:

Alle. Wir würden sagen: „Ihr Kinder, haltet vor euren Eltern nichts geheim, was ihr thut. Fragen sie auch über etwas, so sagt ihnen, wie ihr die Sache wißt. Habt ihr etwas gethan, was nicht recht war, so leugnet es nicht, wenn ihr darüber befragt werdet, sondern sagt es euren Eltern lieber, auch ohne daß sie euch deswegen fragen. Eure Geschwister betrügt nicht, und sagt ihnen nie anders über eine Sache, als ihr wißt, daß sie ist.

Will. Ich bin sehr wohl mit euren Antworten zufrieden. Wie wäre es aber alsdann, wenn Kinder sehr rohe und hitzige Eltern hätten, welche glaubten, daß sie ihre Kinder für jedes Vergehen mit Schlägen, mit Zank und Schimpfworten, oder mit andern wehthuenden Strafen züchtigen müßten? Sollte denn nicht wenigstens in solchem Fall, den Kindern erlaubt seyn, so lange zu leugnen und geheim zu halten, als es nur immer möglich ist?

Alle. Ja, das ist freilich etwas anderes.

Will. Glaubt es nicht. Die Sache bleibt dieselbe. Ich will Euch hierüber meine Meinung sagen.

Nichtwahr, wenn ein Kind etwas unrechtes gethan hat, so hat es gegen das Gesetz gehandelt?

Alle. Allerdings.

Will. Wenn es aber leugnet und verheimlicht, so handelt es noch einmal gegen das Gesetz. Nicht wahr?

Alle. Ja freilich.

Will. Wollte man also einem Kinde, welches harte Strafe zu fürchten hat, erlauben, daß es leugnen oder verheimlichen soll, so lange als es geht, so würde man einem Kinde, das schon einmal gegen das Gesetz gehandelt hat, erlauben, noch einmal gegen das Gesetz zu handeln, Und das wäre doch außerordentlich albern. Also darf ein Kind, selbst wenn es von rohen Eltern harte Strafen zu befürchten hat, dennoch nicht leugnen oder verheimlichen: sondern alles, was man einem solchen Kinde rathen kann, besteht darinne, daß man ihm rathet, sich noch mehr vor Fehlern in Acht zu nehmen, als ein anderes.

Glaubt ihr also, daß man ehrlich seyn müsse, selbst wenn man sich dadurch schadet?

Alle. Ja ja. Man soll ehrlich seyn, selbst wenn man sich dadurch schadet.

Will. Richtig. Auch könnt ihr noch dies bei dieser Gelegenheit merken. Wenn man Schaden leidet, oder wenn man hart behandelt wird; so ist man doch eigentlich nur über Andere aufgebracht, nemlich über diejenigen, welche uns

den

den Schaden oder die Unannehmlichkeit zufügen. Wenn man aber nicht ehrlich gehandelt hat, so ist man mit sich selbst unzufrieden. Die Unzufriedenheit mit uns selbst schmerzt aber weit mehr als die Unzufriedenheit mit Andern, und dauert auch weit länger fort. Denn wenn jemand, der uns beleidigt, zu uns kömmt, und bekennt, daß diese Beleidigung ihm wehe thue, so vergeben wir ihm, und sind so fort wieder gut gegen ihn gesinnt. Allein uns selbst können wir nicht so um Vergebung bitten und Vergebung wiederfahren lassen, sondern solche Vorwürfe gegen uns selbst dauren immer fort. Soll also ja eine Unzufriedenheit entstehen, so ist es besser, wenn wir mit Andern, als wenn wir mit uns selbst unzufrieden werden.

Warum mag aber das Gesetz auf der Tafel lauten: „Ehrlichkeit ist das höchste Gut."

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ihr werdet es dennoch verstehen lernen. Ein Gut ist etwas, was man sehr gerne hat. Das höchste Gut ist also, was man lieber als alles andere hat. — Nun setzt einmal den Fall, es habe jemand Einen unter Euch beredet, sich auf Handlung zu legen, und durch List, durch Betrug, durch Lügen und falsches Vorgeben sich reich zu machen. Auch hättet ihr ihm gefolgt, und wäret dadurch in den Besitz eines großen Vermögens gekommen. Ihr hättet be-

queme Häuser und Gärten; Kutschen und Pferde zum Ausfahren; könntet Musiken und Gesellschaften besuchen; alles Sehenswürdige besehen u. s. f. — Sagt mir nun erstlich, ob das genannte Güter für den Menschen sind, oder, mit andern Worten, ob die Menschen so etwas nicht gern haben?

Alle. O ja. Es ist schön, wenn man reich ist.

Will. Ich meine das auch. — Nun antwortet mir auch zweitens. Gesetzt nemlich, Euch fiele oft ein, durch wie viele Betrügereien und Lügen dieser Reichthum erworben worden ist, und ihr müßtet euch sagen, daß ihr ihn nicht als ehrliche Leute verdient hättet. Würde euch das nicht schmerzen, und würdet ihr nicht, wenn es in eurer Gewalt stände, etwa durch ein Zaubermittel diese Betrügereien auf Einmal wieder gut, und Euch also auf einmal wieder zu ehrlichen Leuten zu machen, — würdet ihr das nicht thun?

Alle. O, ganz gewiß.

Will. Also — auch die Ehrlichkeit ist ein Gut. — Nun drittens. Gesetzt aber, es gäbe kein anderes Mittel, Euch zu ehrlichen Leuten zu machen, als daß ihr diese Reichthümer wieder weggäbet, und ihr hättet also die Wahl, entweder reich zu bleiben bei dem Bewußtseyn der Unehrlichkeit, oder ehrlich zu werden mit Verlust eurer Reichthümer; was würdet

der ihr lieber haben, den Reichthum oder die Ehrlichkeit?

Alle. Ehrlichkeit wäre besser.

Will. So denke ich auch. Und so werdet ihr auch urtheilen, wenn ihr die Ehrlichkeit noch mit anderen Gütern vergleicht. Ihr werdet finden, daß Euch Ehrlichkeit lieber als alles Andere sey. Es ist also offenbar, daß Ehrlichkeit das höchste Gut unter allen ist. —

Jetzt mache ich Euch aber auf noch einen Punct aufmerksam. Nicht wahr, wenn man durch List und Betrug reich werden, und nachher durch Geld sich allerlei Angenehmes kaufen will, so muß man zu Leuten kommen, die etwas kaufen wollen, die sich betrügen lassen u. s. w. Und wenn man von Häusern, Kutschen, Gärten u. d. gl. Vergnügen haben will, so muß kein Brand, keine Ueberschwemmung, kein Erdbeben kommen, welches uns diese Güter nähme?

Alle. Allerdings nicht.

Will. Sind wir also durchaus Herr von diesen Gütern, so daß wir sagen können, es sey nichts in der Welt im Stande, uns von deren Erwerbung abzuhalten, oder sie, wenn sie erworben sind, uns wieder zu entreißen?

Alle. Nein, das kann niemand sagen.

Will. Wenn aber nun jemand ehrlich gehandelt hat, kann denn eine Feuersbrunst, ein Erdbeben oder ein anderes Unglück ihm dieses Bewußtseyn,

und die daraus entspringende Zufriedenheit mit sich selbst entreißen?

Alle. Nein, das geht nicht an.

Will. Ihr seht also hier wieder einen Vorzug, welchen die Ehrlichkeit vor allen anderen Gütern hat. Sie kann nemlich ihrem Besitzer nicht entrissen werden. Es gebührt demnach auch in dieser Hinsicht der Ehrlichkeit der Beinahme: höchstes Gut.

Könnte man nun die Ehrlichkeit zu Gelde anschlagen, so müßte man ungefähr sagen: Wenn die Ehrlichkeit zehn tausend Thaler werth ist, so ist jedes andere Gut in der Welt, z. B. Reichthum, Freude an einem ruhigen und sorgenfreien Leben, ein Kopf voll Kenntnisse, mit Einem Worte, alle Güter des Lebens sind, man mag sie einzeln, oder zusammengenommen betrachten, weniger als die angegebene Summe werth. Man möchte also durch Ehrlichkeit verlieren, so viel es nur immer wäre, so verlöhre man doch immer nicht so viel, als wenn man jenen Verlust nicht hätte, dafür aber seine Ehrlichkeit einbüßte.

7.

Verstand und Wissenschaft sind die Augen der Seele.

Will. Geht man sicherer im Dunkeln oder bei Tage?

Alle. Bei Tage.

Will. Ist derjenige besser dran, der in hundert, oder derjenige, welcher in tausend Verlegenheiten Rath zu verschaffen weiß?

Alle. Der letztere.

Will. Aber was ist die Ursache, daß wir im Dunkeln eher ein Unglück nehmen können als am Tage?

Alle. Weil wir im Dunkeln nicht sehen.

Will. Allerdings. Es ist im Dunkeln gerade so, als wenn wir gar keine Augen hätten. Die Augen sind also unsere Beschützer. Aber können wir denn alles mit Augen erkundschaften, was wir wissen wollen?

Alle. Wie meinen Sie das?

Will. Ihr wißt doch das tiefe, umzäunte Erdloch draußen vor dem Walde. — Wie tief ist es?

Alle. Sechzig Ellen.

Will. Habt ihr den Grund desselben mit euren Augen gesehen und gemessen?

Alle. O nein. Es ist zu tief. Aber wir haben es ja einmal mit dem Faden gemessen.

Will. Man kann also auch manches erfahren und herausbringen, selbst wo die Augen keine Dienste leisten. In solchen Fällen sagt man nun, man helfe sich mit dem Verstande.

Es giebt blindgeborne Menschen, die fast alle Geschäfte der Sehenden verrichten, und sehr vieles so genau wissen, als ein Sehender. Eine geschickte Clavierspielerin, Fräulein von Paradis,

ist seit ihrem zweiten Jahre blind. Demungeachtet weiß sie, so wie sie in ein Zimmer tritt, ob dieses Zimmer groß oder klein, hoch oder niedrig, länglicht oder viereckig ist. Wenn sie in einen Garten spatzieren geht, so weiß sie, ob sie eine Reihe Bäume, oder eine bretterne Wand, oder auch nur ein bloßes Spalier zur Seite hat. Kömmt sie in der Allee an eine Stelle, wo eine andere Allee in diese fällt, so bemerkt sie es gleich, daß die Reihe der Bäume da unterbrochen ist. Kömmt sie von einem Spatziergange nach einem Stadtthore, oder muß sie in einen Thorweg hinein gehen, so weiß sie den Eingang zu finden, ja sie merkt ihn schon in einiger Entfernung.

Alle. Ei das ist doch außerordentlich. Wie kann sie denn das, wenn sie blind ist?

Will. Sie braucht ihren Verstand. Sie giebt nemlich theils auf den Schall, theils auf die Empfindung Acht, welche die Luft auf ihr Gesicht macht. Ist das Zimmer viereckig, so strömt die Luft, wenn man in dasselbe tritt, einem auf eine andere Art entgegen, als wenn es lang ist. Ist das Zimmer klein, so schallt es, wenn man in demselben auftritt, anders, als wenn man in einem großen Zimmer auftritt. Eben so, wenn das Zimmer von Stein, oder von Holz ist. Es kömmt also nur darauf an, daß man seinen Verstand anstrenge, um auf diese Verschiedenheiten Acht zu haben, und sie durch öfteres Aufmerken

so

so genau kennen zu lernen, daß man sich nicht mehr in ihnen irrt. Verstand könnt ihr nemlich als das Vermögen, auf alles, was um uns vorgeht, sehr genau Acht zu haben, und es auch an solchen Merkmalen kennen zu lernen, die mit Hülfe der Augen nicht entdeckt werden können, ansehen. — Versteht ihr nun, was es sagen will, wenn es auf unserer Gesetztafel heißt: Verstand ist das Auge der Seele?

Alle. Es heißt vermuthlich so viel, als: Wer seinen Verstand braucht, hat soviel Vortheil davon, als wer seine Augen braucht.

Will. Allerdings. Nur daß der Verstand eigentlich noch mehr Dienste leistet, als selbst die Augen. — Aber wie lernt man denn seinen Verstand gebrauchen? Wißt ihr mir dies zu sagen?

Einige. Dadurch, daß man ihn anwendet?

Will. Gut geantwortet. Es hat eigentlich jeder Mensch Verstand, denn er ist eine Gabe der Natur. Aber dieser Verstand hilft ihm zu nichts, denn den Verstand, welcher nützt, muß man sich durch Uebung erwerben.

Diese Uebung muß nun unaufhörlich fortgehen. Man muß also auf alles, was einem vorkömmt, Acht haben. Und wenn man einmal in Verlegenheit oder Angst ist, so muß man nicht kleinmüthig werden und verzagen, sondern man muß seinen Verstand brauchen, d. h. man muß sich besinnen und muß überlegen.

Zwei Knaben waren mit einander in den Wald gegangen und hatten sich verirrt. Vergebens suchten sie den Weg wieder, auf welchem sie hergekommen waren. Ihr Auge sah weder Wege noch Stege. Sie liefen schon Stundenlang hin und her, aber der Wald wurde immer wüster und dunkler. Fritz, der ältere, fühlte Hunger und Abmattung. Er fieng an zu weinen, und gieng nicht mehr von der Stelle. Albert, der jüngere, fühlte zwar auch Hunger, Müdigkeit und Angst, aber er ließ sich doch nicht muthlos machen, sondern er setzte sich nieder, um nachzudenken, wie er sich helfen könne. Jetzt fielen ihm Mittel genug ein. Er schrie: Hollah! nach verschiedenen Gegenden mit starker Stimme hin, und erwartete, daß vielleicht eine andere Stimme antworten möchte. Doch! es ließ sich keine antwortende Stimme hören. Er lief auf ein freies Plätzchen, um etwa zu sehen, nach welcher Gegend der Baumschatten fiele, denn er wußte, daß es schon gegen Abend war. Und weil der Wald, in dem sie sich verirrt hatten, ihrem Dorfe gegen Abend lag, so hätten sie nur der Richtung des Schattens immer nachgehen dürfen, um auf ihr Dorf zu stoßen. Allein zu allem Unglück war die Sonne hinter Wolken verhüllt, und man sah keinen Schatten. Auch fiel dem braven Knaben ein, daß sich in diesem Walde ein Forellenbach befände, der auf das Dorf zu liefe. Er horchte nun

mit

mit angestrengten Ohren, um diesen Bach etwa plätschern zu hören. Aber auch dies war nichts. Er konnte durchaus nichts entdecken.

Einige. Der arme Knabe!

Will. Aber sagt mir einmal, Kinder, welcher von den beiden Knaben, gesetzt, sie müßten in diesem Walde bleiben und da verhungern — welcher gefällt Euch am besten? der weinende und verzagende Fritz, oder der muthige, seinen Verstand brauchende Albert?

Alle. O! ganz gewiß Albert!

Will. So geht es mir auch. Wenn ich auch annehme, daß alle diese Anstrengung unnütz gewesen wäre, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich den Knaben um seines Verstandes willen wirklich verehre. —

Endlich fiel ihm aber noch ein Mittel ein. Er besann sich, daß man das Ohr auf den Erdboden angedrückt, weit mehr hören könne, als außerdem. Nun legte er sich nieder, drückte das Ohr an den Erdboden an, und hielt sogar den Odem an sich, um nicht durch seinen Athemzug am Hören gehindert zu werden. Dies Mittel half. Er hörte etwas pochen. Noch wußte er nicht, was es seyn möchte. Er horchte aber noch länger darauf, und dachte dabei nach. Da hörte er, daß es Holzhacker wären. Jetzt sprang er auf, ergriff Fritzen beim Arm, sagte ihm von seiner Entdeckung und zog ihn mit sich nach der Gegend fort, woher

er den Schall vernommen hatte. Sie trafen wirklich auf Leute, welche Bäume umhieben, und ihnen, auf ihr Bitten, den Weg nach ihrem Dorfe zeigten.

Alle. Ei! brav! brav!

Will. Um nun die Sache auf unsere Gesetztafel anzuwenden. Glaubt ihr wohl, daß Fritz, oder glaubt ihr, daß Albert gesetzmäßig gehandelt habe?

Alle. O gewiß Albert.

Will. Das meine ich auch. Denn es würde doch sehr sonderbar klingen, wenn jemand das Gesetz geben wollte: Verirrst du dich im Walde, so sey muthlos, und denke nicht auf Mittel, wie du den Weg wieder finden kannst. (So machte es aber Fritz, und ein solches Gesetz würde er haben geben müssen, wenn er hätte befehlen wollen, es solle jederman so handeln, wie er handelte.) Denke ich mich aber an Alberts Stelle, und stelle ich mir vor, daß Albert hätte befehlen wollen, es solle jederman so handeln, wie er handelte, so würde das Gesetz lauten: Wer sich verirrt hat, der sey nicht muthlos, sondern brauche seinen Verstand und sinne auf Mittel, sich wieder auf den rechten Weg zu bringen. Ein solches Gesetz läßt sich ganz anders hören als das vorige. — Ihr habt also ganz recht. Albert handelte gesetzmäßig, nicht aber Fritz. Und unsere Tafel hat recht, den Gebrauch des Verstandes, welcher noch mehr

nützt als das Auge, als etwas, was das Gesetz haben will, vorzustellen.

Aber die Tafel sagt auch, daß Wissenschaft das Auge der Seele wäre. Was mag denn dies heißen? — Wißt ihr, was man eigentlich unter Wissenschaft versteht?

Alle. Nein. Wir wissen es nicht.

Will. Merkt Euch die Sache so: Unter Wissenschaft versteht man solche Kenntnisse, die ein einzelner Mensch nicht alle von sich selbst lernen kann, und also, wenigstens zum Theil, von Andern lernen muß *).

Man lernt also die Wissenschaften aus Büchern und durch mündliche Unterweisung; und man erspart dadurch Zeit. Ich will Euch die Sache in einem Beispiele vorstellen.

Um zu sehen, wie ein Elefant aussieht, was er frißt, wie er läuft, was er thut und was er

ler:

*) Man wird nicht vergessen, daß Wissenschaft hier definirt wird, wie es für Kinder lehrreich ist. Doch schließt dieser Begriff ein anderes Merkmal, nemlich die Bearbeitung der zur Wissenschaft sich eignenden Kenntnisse, durch eigenen, productiven Geist nicht aus. Denn auch die größesten Originalköpfe haben die Wissenschaften nur dadurch weiter gebracht, daß sie zuerst die Ideen Anderer gelernt, studirt und geprüft haben. Diese Seite ist es, von welcher Kindern die Sache vorgestellt werden muß.

lernen kann — nicht wahr, da müßtet ihr eigentlich nach Ostindien oder nach Afrika gehen, wo es Elefanten giebt?

Alle. Allerdings.

Will. Aber was für Zeit brauchtet ihr hiezu? Wie lange würde es dauern, ehe ihr etwa nach Siam kämet, wie lange müßtet ihr dort in den Wäldern herumstreichen müssen, um die Elefanten erst in ihrer Wildheit zu beobachten? Wie lange müßtet ihr Euch alsdann in den Ställen des Kaisers von Siam aufhalten, um zuzusehen, wie man diese Thiere zähmt und gelehrig macht?

Alle. Ach freilich. Das dauerte einige Jahre.

Will. Und wenn ihr nun zurückkämt, was wüßtet ihr von dem Elefanten? Nichts weiter, als was ihr in einer halben Stunde erfahren könnt, wenn ihr in eurer Naturgeschichte über dieses Thier nachleset, oder in dem Unterrichte aufmerksam seyd, den wir Euch hierüber geben.

Bedenkt nun einmal den Unterschied zwischen einer halben Stunde, und zwischen einigen Jahren! Das kömmt aber blos daher, weil die Naturgeschichte eine Wissenschaft ist, d. h. eine Sammlung von Kenntnissen, welche Einer immer von dem Andern lernt. Daß wir jetzt in einer halben Stunde so viel über den Elefanten lernen können, das kömmt bloß daher, daß wir uns die Kenntnisse Anderer zu

Nutze

Nutze machen. Es haben wirklich Leute in Ostindien und Afrika Elefanten beobachtet, großgezogen, abgerichtet, und also mehrere Jahre auf die Kenntniß dieser Thiere gewandt. Was sie nun in dieser langen Zeit lernten, das schrieben sie auf, und theilten es Anderu in Büchern mit. Dies ist ein großer Vortheil für die Menschen.

Was thut man also eigentlich, wenn man in Büchern liest, oder sich mündlich unterrichten läßt?

Alle. Man lernt Wissenschaften.

Will. Allerdings. Ich wollte aber lieber, daß ihr mir geantwortet hättet: man macht sich in kurzer Zeit Kenntnisse zu eigen, zu denen man außerdem sehr lange Zeit brauchen würde.

Ist es aber wohl besser, viele Kenntnisse zu haben, als wenige?

Alle. O ja. Weil man alsdann mehr weiß!

Will. Ihr habt wohl eigentlich antworten wollen: weil der Mann, der viele Kenntnisse besitzt, sich in Verlegenheiten besser wird helfen können, als der, der wenige besitzt. — Nehmt nur einmal an, der muthige Knabe im Walde habe zwar gelesen oder gehört oder sonst gelernt gehabt, man könne sich in solchen Fällen helfen, wenn man schreit, oder an die Bäume schlägt, oder lauscht und sucht, um ein Waldflüßchen zu entdecken, dessen Lauf man schon weiß; er habe aber nicht gewußt, daß es ein gutes Entdeckungsmittel sey,

sich auf die Erde zu legen, und das Ohr genau an den Erdboden zu halten: so würde ja dieser Knabe sich durch das letztere Mittel auch nicht haben aus seiner Verlegenheit retten können! Es kam ihm also gar wohl zu statten, daß er vier Rettungsmittel, nicht aber nur drei kannte.

Wenn ihr also in Ansehung der Wissenschaften ein Gesetz geben solltet, würdet ihr befehlen, man solle nichts lernen, oder würdet ihr befehlen, man solle so viel lernen, als man nur Gelegenheit hat?

Alle. Wir würden gewiß das letztere befehlen.

Will. Fleißig seyn, d. h. sich Wissenschaften erwerben, ist also allerdings dem Gesetze gemäß, und es ist recht, daß unsere Tafel gesagt hat, auch Wissenschaft sey das Auge der Seele. Dies soll nemlich so viel heißen, als, man müsse sich auch Wissenschaften erwerben, wenn man seinen Pflichten ein Genüge thun will.

Wenn ich also vor jemanden sage: er ist ein Mann, welcher Verstand braucht, um sich Kenntnisse selbst zu erwerben, und Wissenschaften lernt, um die von Andern erworbenen Kenntnisse sich zuzueignen; so sage ich sehr viel zu dem Lobe dieses Mannes, und wer es hört, wird diesem Manne Beifall schenken. Denn, wird man sich bei sich selbst sagen müssen, dieser Mann handelt, wie das Gesetz es haben will.

8.

Verdiene dein Leben durch Arbeit.

Will. Ich habe schon sehr oft Klagen über die Arbeit gehört. Die Schnitter auf dem Felde klagen, daß ihnen die Arbeit so sauer werde. Der Bauer schätzt die reichen Leute glücklich, weil er glaubt, daß sie nichts zu arbeiten brauchten. Der Amtmann sehnt sich nach dem Sonntag, weil er an diesem Tage nichts zu arbeiten hat, und der Pfarrer ist froh, wenn der Sonntag vorüber ist, weil mit dem Sonntage ein großer Theil seiner Arbeit vorüber geht. — Ich schließe hieraus, daß die Arbeit doch etwas unangenehmes seyn muß.

Alle. Ach nein! Arbeiten ist etwas angenehmes.

Will. So? Aber wie kömmt es, daß auch in meinem Hause die Kinder zuweilen mit nachdrücklichen Vorstellungen zu ihrer Arbeit angehalten werden müssen?

Einige, blicken beschämt und erröthend zur Erde.

Will. Ihr wißt schon, daß ich Euch in dieser Stunde durchaus keine Vorwürfe mache, sondern daß ich bloß mit Euch untersuche, ob dies oder jenes wahr sey. — Ich will Euch also sagen, was ich unter Arbeit verstehe. Ich verstehe nemlich darunter ein Geschäfte, welches ich nicht vornehmen kann, wenn ich gerade Lust dazu habe, welches ich auch nicht minder fahren lassen kann,

wenn die Luſt daran aufhört, ſondern welches ich zu Ende bringen, oder wenigſtens fortſetzen muß, ich mag Wohlgefallen daran haben oder nicht.

Alle. Ja freilich. Da iſt freilich Arbeit zuweilen ſehr unangenehm.

Will. Man könnte vielleicht ſagen, Arbeit ſey immer unangenehm. — Scheuet Euch nicht, etwas zu ſagen, was ihr als wahr erkennt. Ich werde um deswillen nicht ſchlimm von Euch denken. Denn ich geſtehe mir ſelbſt, daß das Arbeiten mir auch ſehr oft unangenehm iſt.

Geſetzt nun aber, man foderte Euch auf, ein Geſetz in Anſehung der Arbeit zu geben; würdet ihr ſagen: Wer eine Arbeit übernommen hat, laſſe ſie liegen, ſo bald ſie ihm unangenehm wird. Der Schnitter höre auf zu ſchneiden, wenn er müde iſt, der Pfarrer predige nicht, wenn es ihm unangenehm fällt, der Amtmann gehe nicht in die Amtsſtube, wenn es ihm ſauer wird — würdet ihr dies befehlen, oder würdet ihr von allem dieſen das Gegentheil anordnen?

Alle. O gewiß das Gegentheil.

Will. Ganz recht. Auch hierinne denke ich wie ihr. Wir halten alſo die Arbeit zwar für unangenehm, aber dennoch für geſetzmäßig, und glauben daher, daß wir uns durch Mangel

an

an Lust nicht von der Arbeit dürfen abhalten lassen *).

Ist denn das Arbeiten auch zu etwas nützlich?

Alle. O ja. Man verdient mit Arbeiten Geld und Unterhalt.

Will. Ihr habt Recht. Die meisten Menschen in der Welt würden verhungern müssen, wenn sie nicht arbeiteten. — Aber kennt ihr nicht auch Menschen, welche soviel geerbt haben, daß sie nicht nöthig hätten, ihren Unterhalt mit Arbeiten zu verdienen?

Alle. O ja. Es wurden mehrere genannt.

Will. Ich kenne deren auch. In Ansehung des Arbeitens halten sie es verschieden. Einige thun nichts; andere aber arbeiten dennoch.

*) Es ist vielleicht nicht unnöthig, hier anzumerken, daß Hr. Willich sich vor einer Sophisterei in Acht nimmt, welche sehr häufig begangen wird. Der Pflichtliebende Mensch erschrickt vor dem Geständnisse: Arbeit ist unangenehm, und behauptet also lieber: Arbeit ist angenehm. Er erlaubt sich aber dabei eine Verwechselung. Er will nemlich eigentlich sagen: ich werde über mich zufrieden, wenn ich die Unannehmlichkeit der Arbeit nicht scheue. Er setzt also das Wohlgefallen, welches er in der Pflichterfüllung findet, nicht dahin, wo sie hingehört, in die Zufriedenheit über sich selbst, sondern er giebt vor, die Arbeit wäre der gefallende Gegenstand; welches doch nicht wahr ist.

Hr. R.** z. B. hat Vater und Vatersbrüder beerbt, und ist dadurch ein sehr reicher Mann geworden. Er sah voraus, daß dieses Vermögen ihm zufallen würde, und hatte daher auch schon in seiner Jugend nicht Lust, seine Kräfte anzustrengen. Er lernte bloß, was ihm gefiel. Er lernte reiten und tanzen, etwas Singen und Klavier. Das war alles. Jetzt thut er schlechterdings nichts. Er schläft lange. Bei dem Frühstück raucht er Toback und liest in einem Buche. Dann geht er entweder in den Garten und sieht an, was sein Gärtner gemacht hat, oder er geht und spielt Billard, oder es kömmt ein Besuch zu ihm. Dann ißt er. Nach dem Essen schläft er wieder. Wenn er aufwacht, ist die Kaffezeit da, da trinkt er Kaffe, gewöhnlich in Gesellschaft. Nach dem Kaffe wird spatzieren gefahren, geritten oder gegangen, und gegen Abend geht es, wenn Witterung und Jahrszeit es erlauben, auf die Jagd. Nach der Jagd gehts wieder nach Haus, zum Abendtisch und ins Bette.

Hr. R. *** ist eben so reich, als Hr. R.**. Allein er dachte von Jugend auf über die Arbeit anders, als dieser. Er gab sich viele Mühe, um auf Schulen und Universitäten etwas zu lernen. Jetzt ist er Justizrath, und arbeitet so fleißig, als wenn er seine Besoldung zum täglichen Unterhalt brauchte. Da er aber diese in der That nicht nöthig hat, indem er nicht einmal die jährlichen

Ein-

Einkünfte von seinem Vermögen verzehrt, so theilt er seine Besoldung unter ein paar Sekretaire aus, die im Justizamte sitzen, und für ihre Arbeiten zu wenig bekommen. — — Wer gefällt Euch besser, meine Kinder, Hr. N. *** oder Hr. N. **?

Alle. O! ganz gewiß der Hr. N. ***

Will. Aber woher kann es rühren, daß Euch dieser besser gefällt, als der andere?

Alle. Weil der Hr. N. *** arbeitet, Hr. N. ** aber ein Faullenzer ist.

Will. Dies ist zuverlässig die Ursache. Der Arbeitende gefällt, weil Arbeit etwas gesetzmäßiges ist. Man mag nun also den Lohn für die Arbeit zum Lebensunterhalt brauchen oder nicht, so soll man dennoch arbeiten. Der Nichtsthuende wird jederzeit mißfallen, und wenn er auch Millionen im Vermögen hätte.

Ich sagte dies einmal einem reichen Manne, mit dem ich bekannt war, und welcher mir klagte, daß er nicht recht zufrieden wäre, und daß ihn zuweilen die Langeweile plagte. „Du mußt arbeiten," sagte ich zu ihm. „Du wirst von zweierlei Feinden gequält. Erstlich von der Langenweile, zweitens von dem Gedanken, daß du bei einer so müßigen Lebensart dich deines Lebens nicht werth machst." — — Er versprach, mir zu folgen. Er schaffte sich eine Drechselbank an, und lernte drechseln; eine Electrisirmaschine, und andere ähnliche

Werkzeuge und machte Versuche damit. Er fieng an, in seinem Garten einiges selbst zu machen. Dies alles vertrieb ihm zwar eine Zeitlang die Langeweile, allein er wurde dennoch nicht recht heiter, und klagte mir dies wieder. Was meint ihr, daß ich ihm werde geantwortet haben?

Alle. Er hätte sich besser anstrengen sollen.

Will. Eure Antwort ist nicht recht deutlich; vermuthlich wollt ihr damit sagen, daß seine Arbeiten keine rechte Arbeit waren, weil sie ihn nicht genug anstrengten?

Alle. Ja ja. Das meinten wir.

Will. Das antwortete ich ihm auch. Ich machte ihm begreiflich, daß Geschäfte, in denen man aufhört, sobald man keine Lust mehr an ihnen hat, keine Arbeiten sind. Arbeiten heißen nur diejenigen Geschäfte, welche zu einer bestimmten Zeit fertig und dennoch gut gemacht seyn müssen. So lange man nicht solche übernimmt, so lange arbeitet man nicht. „Gerade darinn", sagte ich zu ihm, „daß man sich überwindet, und das Arbeiten fortsetzt, auch wenn man keine Lust dazu hat *), besteht die Zufriedenheit mit uns selbst,

*) Es ist hievon eine einzige Art von Arbeiten auszunehmen, nemlich die Geistesarbeiten im vorzüglichen Sinn des Wortes, diejenigen nemlich, wo der Geist nicht Regeln und Gesetze anwendet, sondern solche durch Nachdenken sucht und erfindet. Hier fehlt

selbst, welche wir fälschlich das Vergnügen an der Arbeit nennen."

Unsere Tafel sagt deswegen, daß man sein Leben mit Arbeiten verdienen müsse. — Versteht ihr wohl diesen Ausdruck?

Alle. Wir glauben, nicht.

Will. Ich will ihn erklären. — Vor einiger Zeit gewann ein liederlicher und ausschweifender Mensch eine große Summe Geldes in der Lotterie. Ihr kennt diesen Menschen und wißt, was man über ihn urtheilte. Was sagte man?

Alle. Man sagte, er sey dieses Glückes nicht werth.

Will. Richtig. Eines Glückes werth seyn, und ein Glück verdienen ist nun einerlei. Unsre Gesetztafel hätte also auch sagen können: wer nicht arbeitet, ist seines Lebens nicht werth. Und nun

 will

fehlt das Vermögen zu arbeiten zugleich mit der Lust an denselben, und sie gehen also auch nicht von statten, wenn diese fehlet. Eigentlich aber ist dies keine Ausnahme von der Regel, sondern es ist ein besonderer Fall, es ist eine in ihrer Art ganz eigene Arbeit. Auch sollte das Aufgelegtseyn zu denselben eigentlich nicht Lust genannt werden. Denn wir können uns durch Vorstellung dieser Lust nicht etwa zu diesen Arbeiten bestimmen, sondern bloß das Bewußtseyn, daß wir zu denselben aufgelegt sind, bestimmt uns, sie zu übernehmen, und das Vergnügen daran ist Folge von dem Bewußtseyn, daß wir aufgelegt sind.

will ich Euch auseinandersetzen, wie das zusammenhängt.

Wer lebt, der besitzt allerlei Kräfte, mit denen er vieles anfangen kann. Er kann z. B. Handarbeiten machen, er kann Handlung treiben, er kann als Gelehrter, durch Kenntnisse und Wissenschaften, nützen. — Dies alles aber kann er nicht anders, als wenn er seine Kräfte auch wirklich so viel anwendet, daß er dadurch etwas bewirkt. Hiebei kömmt es nun gar nicht darauf an, wie stark oder wie lange er Lust hat, seine Kräfte anzuwenden, sondern er muß sie so lange anwenden, bis er im Stande ist, etwas zu machen. Wer z. B. also ein Maurer werden will, der muß so lange lernen, bis er dies Handwerk versteht, nicht etwa nur so lange, als er Lust dazu hat. Wer, als Arzt, Kranke curiren will, muß ebenfalls so lange lernen, bis er diese Kunst kann; nicht etwa nur so lange, als es ihm gefällt. — Weil nun dieses Anstrengen der Kräfte Arbeit ist, so sagt man, man mache sich nur durch Arbeit des Lebens werth. Man könnte dafür auch sagen, ein Mensch, der seine Kräfte nicht soviel braucht, daß er etwas ordentliches betreiben und übernehmen kann, der verdiene diese Kräfte nicht. Denn Kraft haben und leben ist einerlei.

Arbeiten besteht also in zweierlei. Erstlich darinn, daß man so lange an etwas lernt,

bis

bis man es kann; und, zweitens, darinn, daß man das, was man kann, auch wirklich aus-übt. — Welcher von diesen Theilen der Arbeit fällt vorzüglich in die Jugend?

Alle. Das Lernen.

Will. Richtig. — Ihr seht also, daß man sich schon in der Jugend des Lebens würdig oder werth, aber auch unwerth oder unwürdig machen kann. Wer nichts lernt als Knabe, der verdient sein Leben nicht; der wird sich selbst zum Eckel werden, wenn er über sich nachdenkt. Dies ist leicht zu begreifen. Ich will weiter nichts darüber sagen. Ihr werdet mir aber eine Freude machen, wenn ihr mir in der heutigen Redeübung Beispiele erzählen wollt, theils von Kindern, die sich vornahmen, ihres Lebens würdig zu werden, theils von solchen, die dieses vernachlässigten.

9.

Undank ist eine große Last.

Will. Albert verlohr seine Eltern, ein paar Bauersleute, bald nach seiner Geburt durch den Tod. Eine entfernte Anverwandte aber nahm ihn zu sich, und zog ihn groß. Als Albert achtzehn Jahre alt war, diente er als Vorreiter bei dem Edelmann im Dorfe. Es kam Feuer aus, und Alberts Pflegemutter verlohr durch den Brand alles, was sie hatte. Sie gieng zu ihrem Pflegesohne. Sie bat ihn, ein gutes Wort für sie bei seiner

Herr-

Herrschaft einzulegen, damit sie theils etwas geschenkt, theils aber auch etwas zu arbeiten bekäme. Auch hatte der Edelmann allerlei kleine Wohnhäuser leer stehen, von denen er ihr wohl eines hätte einräumen können, indem sie den Hauszins mit Spinnen abzuverdienen versprach. Albert aber betrieb die Sache dieser Frau ganz gleichgültig. Er stellte seinem Herrn das Unglück dieser Armen bei weitem nicht lebhaft genug vor. Der Herr wurde daher auch gar nicht gerührt, und schlug das Bitten der Frau ab. Albert sagte mit ganz kaltem Gemüthe zu seiner Pflegemutter, daß sein Herr nichts für sie thun könne. Ja er selbst blieb sogar ungerührt bei den Thränen der alten Verlassenen. Er gab ihr nicht einmal aus seinem eigenen Beutel etwas, ob er gleich Vorrath hatte, sondern er konnte gelassen mit ansehen, wie die Frau, welche vierzehn Jahre lang Vater- und Mutterstelle an ihm vertreten hatte, weinend herum schlich, und ihren Unterhalt zusammen bettelte. — Wie nennt ihr diesen Menschen, meine Kinder?

Alle. Einen schlechten Menschen.

Will. Sein Fehler hat aber einen besondern Namen; diesen wollte ich eigentlich hören.

Alle. Undank?

Will. Richtig. Undank ist es, und Albert war ein Undankbarer. Seine Denkart mißfällt Euch doch wohl?

Alle.

Alle. O, ganz gewiß. Wir würden nicht so gehandelt haben.

Will. Wenn ihr also ein Gesetz wegen Dankbarkeit oder Undank zu geben hättet, wie würde es lauten?

Alle. „Es soll niemand undankbar seyn."

Will. Ihr haltet also den Undank für gesetzwidrig?

Alle. Allerdings.

Will. Ich auch. Und daraus erkläre ich mir nicht nur den Unwillen, den jeder von uns über einen Undankbaren empfindet, sondern auch die Unzufriedenheit, welche der Undankbare gegen sich selbst fühlt. — Ich kenne diesen Albert. Er ist jetzt ein Mann, nahe an funfzigen. Er ist aber ein Mensch, mit dem niemand umgehen mag. Er ist mürrisch und unzufrieden mit sich selbst. Dies ist die Ursache, warum er auch Andere nicht aufheitern kann, und also von ihnen geflohen und geringgeschätzt wird. Aus Verzweifelung und Mißmuth hat er sich dem Saufen ergeben. Denn wenn er trunken ist und schläft, so empfindet er nichts von sich, ist also auch frei von der Quaal, in welche ihn der Abscheu gegen sich selbst versetzt.

Alle. O, das ist häßlich!

Will. Albert ist nicht das einzige Beispiel von Undankbarkeit, welches mir vorgekommen ist. Ich kenne mehrere undankbare Menschen; und insgesammt sind es solche, die kein Vergnügen an sich

selbst

selbst finden können, sondern mir vorkommen als Leute, denen es in ihrem eigenen Hause nie wohl seyn kann.

Aber worinn mag denn der Undank bestehen?

Alle. Darinne, daß man diejenigen nicht liebt, welche einem Gutes erzeigt haben.

Will. Wir wollen die Sache untersuchen. — Ihr habt Recht; wenn von Dank oder Undank die Rede seyn soll, so muß Ein Mensch dem Andern etwas Gutes erzeigt haben. Legt ihr also dem Andern die Verbindlichkeit auf, daß er seinen Wohlthäter lieben soll?

Alle. O ja.

Will. So hört einmal folgendes Beispiel. — Es studirte mit mir ein Jüngling auf Universitäten, dessen Eltern im Krieg auf einmal um ihr ganzes Vermögen kamen, und nun schlechterdings nicht im Stande waren, ihrem Sohne Geld zu schicken. Der Jüngling hatte also auf einmal nichts zu essen und zu trinken mehr, und konnte auch die Lehrer, welche ihn unterrichteten, nicht bezahlen. In dieser Noth nahm sich ein Professor seiner an. Er ließ ihn bei sich im Hause wohnen, ließ ihn an seinem Tische mit essen, und verschaffte ihm auch den Unterricht unentgeldlich.

Dennoch drückte den jungen Mann ein heimlicher Kummer. Er fand, nachdem er in dem Hause seines Wohlthäters bekannt geworden war,

daß

daß dieser Mann vieles that, was nicht recht ist. Er betrank sich oft in Wein, er mißhandelte seine Frau, er verschwendete zu viel, und ließ Frau und Kinder dadurch an Verschiedenem Mangel leiden; ja er betrog zuweilen hie und da, wo sich gute Gelegenheit dazu fand. — — Was glaubt ihr wohl, hättet ihr diesen Mann wohl lieben können?

Alle. O nein. Dies ist ja häßlich.

Will. So gieng es nun dem Jünglinge auch. Es war ihm unmöglich, diesen Mann zu lieben, ob er gleich sein Wohlthäter geworden war. Ihr müßtet also den Jüngling einen Undankbaren nennen.

Die Kind. schweigen.

Will. Ich will Euch die Sache auseinander setzen. Daß wir jemanden, der uns Gutes erzeigt hat, lieben sollen, das fodert das Gesetz nicht von uns. Sondern das Gesetz, wenn es Dankbarkeit gebietet, sagt nur folgendes: „Wenn dir jemand Gutes erzeigt hat, so bist du bloß aus dieser Ursache verbunden, ihm wieder Gutes zu erzeigen.“

Hätte demnach mich jemand so gefragt, wie ich Euch gefragt habe, worinn nemlich der Undank bestehet; so würde ich geantwortet haben, der Undank bestehe darinn, daß man demjenigen, der uns etwas Gutes erzeigt hat, nicht eben-

falls

falls Gutes erzeigt, ob sich gleich Gelegenheit dazu findet.

Ob ich meinen Wohlthäter lieben kann, oder nicht, darauf kömmt hier gar nichts an. Das Gesetz befiehlt mir nicht, was ich gegen ihn empfinden, sondern wie ich gegen ihn handeln soll. — Ich will Euch nun ferner erzählen, wie es mit diesem jungen Menschen gieng.

Er verließ die Universität, weil er gelernt hatte, was er nöthig hatte, und erhielt bald eine einträgliche Stelle. Der Professor, der so gut gegen ihn gehandelt hatte, starb bald hernach, und hinterließ Frau und Kinder ohne Vermögen. Sobald der junge Mann dies hörte, reiste er hin in das Haus seines verstorbenen Wohlthäters, nahm sich der Hinterlassenen mit Rath und That an, und versprach, daß er, in Rücksicht der Wohlthaten, die ihm der Verstorbene erwiesen habe, gegen die Hinterbliebenen handeln wolle, als wären sie Mutter und Geschwister von ihm. Er konnte Wort halten, und linderte wirklich den Kummer, in welchem diese Familie außerdem vielleicht umgekommen seyn würde.

Was sagt ihr nun hiezu? Haltet ihr dies wohl für Handlungen eines Dankbaren?

Alle. O, ganz gewiß.

Will. Allerdings. Und zwar sind sie es nicht deswegen, weil der junge Mann den Verstorbenen liebte, denn das konnte er nicht, sondern

weil

weil er sich des Guten erinnerte, das er von ihm empfangen hatte, und bloß um des: willen jetzt seiner Familie wieder Gutes erzeigte.

Wollt ihr also dankbar seyn, meine Kinder, so habt ihr weiter gar nichts nöthig, als Euch zu fragen, ob dieser oder jener Mensch, von welchem ihr gerade um eine Gefälligkeit angesprochen werdet, Euch auch schon dergleichen erwiesen habe. Ist dieses, so muß dieser einzige Umstand zureichen, Euch zu dieser Gefälligkeit zu bestimmen. Es kann vielleicht im übrigen ein Mensch seyn, dessen Denkungsart ihr nicht billiget. Genug, daß er Euch Gefälligkeit erzeigt hat. Ihr fragt in diesem Falle nicht danach, was das Gesetz ihm für Pflichten auflege, sondern was es Euch auflege. Denn ihr seyd es, welche unter der großen Last des Undankes leiden würdet, wenn ihr in dieses Laster verfielet.

10.

Gönne jedem, was er hat. Du erhältst, was du brauchst, wenn du lernest, es zu verdienen.

Will. Habt ihr wohl schon bemerkt, ob es gewisse Menschen giebt, welche ihr mehr liebet, als ihr Andere liebt?

Alle. O ja.

Will. Wenn nun den Menschen, welche ihr sehr liebt, etwas erwünschtes wiederfährt, habt ihr da eine Freude darüber?

Alle. O ja freilich.

Will. Nun da kann ich also sagen: ihr gönnet ihnen das Glück, das ihnen begegnet ist?

Alle. Ja ja. Wir gönnen ihnen das Glück, das ihnen begegnet ist.

Will. Giebt es aber auch Menschen, denen ihr abgeneigt seyd?

Die Kinder. schweigen betreten stille.

Will. Ich frage, ob es auch Menschen gäbe, welche ihr gar nicht liebet? — — — Warum antwortet ihr nicht?

Alle. Wir glaubten, daß wir nicht recht daran thäten.

Will. Ah! nun errathe ich, was ihr meint. Nichtwahr, ihr kennt wirklich Menschen, denen ihr abgeneigt seyd; ihr schämt Euch aber mir dies zu gestehen?

Alle. Ja. So ist es.

Will. Aber ich habe Euch schon so oft versichert, daß ihr in diesen Stunden keine Vorwürfe von mir zu befürchten habt, warum hieltet ihr also mit der Wahrheit zurück? — Ihr glaubtet, ihr thätet nicht recht, daß ihr nicht alle Menschen liebet? Das ist aber nicht an dem. Das Gesetz gebietet uns nicht, daß wir alle Menschen lieben sollen; es gebietet uns bloß, daß wir gegen jedermann unsere Pflicht thun sollen. Dazu ist es aber einerlei, ob wir sie lieben oder nicht. Es sey also immerhin, daß ihr manche Menschen

nicht

nicht lieben könnt. Wenn ihr nur nicht glaubt, daß ihr um deswillen auch frei wäret von den Pflichten, die ihr den Menschen schuldig seyd, sondern wenn ihr nur auch gegen die, die ihr nicht liebt, pflichtmäßig handelt, so braucht ihr Euch keine Vorwürfe über den Mangel an Liebe zu machen. Ich nehme also an, daß es auch Menschen giebt, welche ihr nicht liebet.

Gesetzt nun, es wiederfährt diesen Menschen etwas angenehmes. Freuet ihr Euch hierüber auch?

Die Kinder, schweigen.

Will. Diesmal glaube ich Euch keinen Vorwurf über euer Stillschweigen machen zu dürfen, denn ich weiß, warum ihr nicht antworten könnt. Ihr seyd Euch nemlich bewußt, daß ihr Euch zwar nicht gerade darüber freuet, doch seyd ihr Euch auch bewußt, daß ihr euch nicht darüber betrübet. Und nun wißt ihr nicht, wie ihr diesen Gemüthszustand nennen sollt. Ist es nicht so?

Alle. Ja ja. So ist es.

Will. Könnte ich also wohl sagen, ihr mißgönntet diesen Menschen ihr Glück?

Alle. Nein, wir mißgönnen es ihnen nicht.

Will. Kann ich auch sagen, daß ihr ihnen das geben würdet, was ihnen von rechtswegen gebührt?

Alle. Wir verstehen dies nicht ganz.

Will. Ich will es Euch in einem Beispiele sagen. Fritz konnte seinen Nachbar gar nicht leiden, weil dieser immer zugab, daß sein Sohn Fritzen allerlei Schabernack anthat. Dieser Fritz gieng einst ganz allein, längst der Landstraße spatzieren, und fand einen Brief mit Geld. Er hob ihn auf, und las auf der Addresse, daß dieser Brief diesem Nachbar gehöre. Jetzt fuhr Fritzen der Gedanke durch die Seele, er wolle den Brief wieder hinwerfen, wo er gelegen hatte, damit ihn vermuthlich jemand anderes fände, der ihn behielte, und also dem Nachbar nicht übergäbe. Denn es freute Fritzen, daß der Mann, dem er so gram war, um dieses Geld vielleicht käme. — Was urtheilt ihr von Fritzen?

Alle. Das war doch nicht recht.

Will. So meine ich auch. — Meinen Gedanken nach mußte Fritz bei sich denken: Du willst das Geld aufheben, und deinem Nachbar zustellen. Du könntest freilich dazu beitragen, daß er in Schaden käme, und auch einmal fühlte, was Unannehmlichkeit ist, nachdem er dir durch seinen Sohn so manche Unannehmlichkeit zufügen läßt. Allein jetzt fragt sich gar nicht, was du Lust hättest, zu thun, sondern was das Gesetz dir gebietet zu thun. Das Gesetz aber will, daß man gefundene Sachen ihrem Eigenthümer zustelle. Und also mußt du auch den Brief aufheben, und ihn deinem Nachbar zustellen. — Auch besann

sich

sich Fritz, und überbrachte seinem Nachbar wirklich den Brief. — — Seyd ihr Euch nun bewußt, daß ihr, in ähnlichen Fällen den Leuten, die ihr nicht liebet, thun würdet, was die Pflicht mit sich bringt?

Alle. O ja. Das würden wir thun.

Will. Nun so würde ich auch sagen, ihr gönntet den Leuten ihr Glück, und ihr handeltet demnach dem Willen des Gesetzes gemäß. Denn ich verstehe unter diesem Ausdrucke nicht, daß ihr eben eine Freude darüber haben müßtet, sondern ich sehe dabei nur darauf, ob ihr gegen Menschen, welche ihr nicht liebet, dennoch Eure Pflichten ausüben würdet.

Jedoch beantwortet mir noch eine Frage. Ein anderer Knabe hatte auch einen Cammeraden, dem er gar nicht gut war. Bei diesem Knaben gieng es nun aber so weit, daß es ihn allemal ärgerte, wenn seinem Cammeraden etwas Angenehmes begegnete, und daß es ihn freute, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfuhr. — Möchtet ihr, daß dies bei Euch auch so wäre?

Alle. O nein. Das ist häßlich.

Will. Allerdings. Und soviel kann auch jedermann über seine Empfindungen wachen, daß er diese häßlichen Aeußerungen derselben unterdrücken lernt. Mann nennt einen Menschen, der solche Empfindungen hat, und sie nicht unterdrückt, neidisch, mißgünstig, schadenfroh. Und

das Gesetz will, daß wir diese Neigungen ausrotten sollen.

Wenn dagegen ein Mensch darüber nicht unzufrieden wird, daß es denen glücklich geht, die er gerade nicht lieben kann; ja wenn er im Stande ist, auch selbst ihnen alles zu erweisen, was die Pflicht mit sich bringt, so sagt man von ihm, er gönne jedem was er hat. Und so sollen wir, nach dem Willen des Gesetzes, seyn.

Ich habe zuweilen Gelegenheit gehabt, mit mißgünstigen Leuten zu sprechen. Ich habe sie befragt, wie es doch zugehe, daß sie einer so häßlichen Neigung Gehör geben. Sie wußten mir nie recht zu antworten. Gewöhnlich aber war es, als glaubten sie, das Glück, das andern Menschen zufällt, werde ihnen selbst entzogen. Meint ihr nun wohl, daß dieses sich wirklich so verhalte?

Alle. Wir glauben dies nicht.

Will. Da urtheilt ihr auch ganz richtig. Die Summe des angenehmen in der Welt ist unermeßlich. Es können viele Menschen sehr reich an Glücksgütern seyn; dies hindert aber gar nicht, daß andere eben so reich an denselben werden können. Anstatt also mißmuthig darüber zu werden, daß es Andern wohl geht, soll man vielmehr sich befleißigen, daß man des Glückes werth sey. Fest überzeugt, daß es einem alsdann auch zufallen werde.

Aber wie macht man sich denn des Glückes werth?

Alle. Wir wissen das nicht.

Will. So merkt es Euch also. Ich sage nemlich: wenn man sich etwas erlaubtes vornimmt, und wenn man sich keine Mühe vrrdrießen läßt, auszuführen, was man sich vorgenommen hat. — Gesetzt also, ein Jüngling nehme sich vor ein Kaufmann zu werden. Ist das wohl etwas erlaubtes?

Alle. Allerdings.

Will. Gesetzt nun, dieser Jüngling lernte mit vieler Anstrengung, was zu einem tüchtigen Kaufmanne gehört. Er lernte fertig schreiben und rechnen, er lernte französisch, englisch und italienisch, er lernte die Waaren aus dem Grunde kennen, und beflisse sich überall, rechtschaffen zu handeln. Meint ihr, daß dieser Jüngling des Glückes werth wäre? Meint ihr, daß er verdiene, in seinen Unternehmungen glücklich zu seyn?

Alle. O ja; er verdient es.

Will. Also dies ist es, woran uns der Anblick von Menschen, denen etwas Angenehmes zu Theil wird, erinnern soll. Wir sollen nicht denken: Du wirst nicht glücklich werden können, weil Andere dir das Glück wegnehmen; sondern wir sollen denken: Mache dich des Glückes, das diesen wie,

derfähret, würdig, so hast du auch Hoffnung, eben so glücklich zu werden, als diese es sind.

II.

Ehre an jedem, daß er ein Mensch ist.

Will. Johann war ein unglücklicher Mensch. Er war von Jugend auf in Gesellschaft leichtfertiger Knaben gewesen, hatte in spätern Jahren nicht Gelegenheit gehabt, etwas rechtes zu lernen und fiel also, um sich zu nähren, auf allerhand bösartige und niederträchtige Streiche. Er wurde einmal über einem Felddiebstahl ertappt und ins Gefängniß gesetzt. Hier saß er mehrere Wochen ganz einsam und fieng an, über seine bisher geführte Lebensart nachzudenken. Wie erschrack er vor sich selbst, da er gewahr wurde, welch' ein böser Mensch er gewesen sey! Er bereute seine Thaten, und beschloß, von nun an nichts schändliches wieder zu thun. Nachdem er ein Vierteljahr im Gefängniß gesessen hatte, bekam er zur Strafe noch zwanzig Hiebe durch den Büttel und wurde entlassen.

Er gieng auf ein Dorf in der Nähe und nahm Dienste als Knecht bei einem Pachter. Er diente seinem Herrn treu und redlich, beinahe ein halbes Jahr lang. Einst kam aber der Pachter aus der Stadt zurück, zahlte ohne weitere Umstände diesem Knechte den Lohn aus, und jagte ihn fort. Mit Weinen fragte Johann, ob der Pachter denn

nicht

nicht mit ihm zufrieden sey. Du Spitzbube! antwortete der Pachter. Du glaubst vielleicht, ich wisse noch nicht, daß du im Gefängniß gesessen und Stockhiebe erhalten hast? Geh, packe dich; mit bösen Leuten mag ich nichts zu thun haben. Johann berief sich umsonst darauf, daß er in sich gekehrt sey, und sich Besserung gelobt; auch darauf, daß er schon ein halbes Jahr lang treu gedient habe. Es half nichts, er mußte weg.

Johann gieng also in ein anderes Dorf. Er bot seine Dienste als Taglöhner an. Allein ein Nachbar erkannte ihn, und warnte jedermann vor diesem Menschen. Auch hier half keine Versicherung, daß er von seinem schlechten Lebenswandel zurückgekehrt sey. Man verbot ihm das Dorf, und Johann gieng mit bedrängtem Herzen weiter.

Es gieng ihm noch an vielen Orten, wie bisher. Sobald man erfuhr, daß Johann im Gefängnisse gesessen hätte, litt man ihn nicht mehr, sondern zwang ihn weiter zu gehen. Dies schmerzte dem armen Menschen so sehr, daß er krank wurde und starb.

Was sagt ihr nun zu dieser Behandlung, meine Kinder?

Alle. Sie gefällt uns nicht.

Will. Glaubt ihr also, daß man sich des Menschen annehmen, daß man ihm Dienste hätte geben sollen?

Alle. Allerdings hätte man das gesollt.

Will. Ich bin eurer Meinung. — Dies ist indessen ein Fall, wo das Gesetz, das hier auf unserer Tafel steht: „Ehre an jedem, daß er ein Mensch ist," nicht befolgt wurde. Die Leute handelten also gegen dieses Gesetz.

„An einem Menschen ehren, daß er Mensch ist," will nemlich sagen, man solle selbst dem Verbrecher die Gelegenheit nicht nehmen, sich zu bessern. Sondern man solle, weil doch jeder Mensch wenigstens noch insoferne gut ist, als er von dem bösen Wege ablenken kann, sobald er nur will, dies nicht übersehen, und also selbst dem Verbrecher lieber noch beistehen, daß er sich bessere. — Wer sagt mir also, wie der Pachter hätte handeln müssen, wenn er an diesem Knechte noch den Menschen hätte ehren wollen?

Jac. Er hätte ihn bei sich im Dienste behalten, und nur genau auf ihn Acht haben sollen.

Will. Ich gebe dir vollkommen Beifall. Das wäre ein wahrer Beistand gewesen auf dem Wege zur Besserung. Der Pachter hätte dies um so sicherer thun können, da er doch selbst einsehen mußte, daß Johann ihm schon eine Zeitlang treu gedient hatte. Man konnte hieraus doch wenigstens muthmaßen, daß Johann an seiner Besserung mit Ernst arbeite.

Allerdings ist es etwas bedenklich, einen Menschen im Hause zu haben, der ehedem gestohlen hat. Allein man kann ja, zumal wo mehrere

Dienst-

Dienstboten sind, auf ihn Acht haben lassen. Auch müßte man, meiner Meinung nach, öfter mit einem solchen Menschen sprechen. Es würde gewiß nicht schwer halten, sich zu überzeugen, ob es demselben mit seiner Besserung Ernst wäre oder nicht. Und hienach müßte man alsdann seine Maaßregeln nehmen. — Aber ein für allemal voraussetzen, ein schlechter Mensch könne sich nicht bessern; ja sich sogar vorsetzen, man wolle ihm die Gelegenheit, sich zu bessern, wegnehmen, ihn also, wenn er kömmt und um Dienste bittet, wegjagen, wie es die Dorfgemeinden gemacht haben, das ist schändlich. Das ist gegen das Gesetz.

Hier eine andere Geschichte. Wilhelm und Friedrich waren Nachbars Kinder, und von dem ersten Jahre ihres Lebens an Gespielen gewesen. Friedrichs Eltern aber waren nicht aufmersam genug auf den Knaben, und dieser verfiel daher, bei einem übrigens gar nicht schlechtem Herzen, unter andern auch in den Fehler des Stehlens. Er scheute sich nicht, sogar seinem Freunde Wilhelm zuweilen etwas heimlich wegzunehmen. Es dauerte indessen lange, ehe dieser Verdacht auf Friedrich kam. Einst aber vermißte Wilhelm ein kleines, niedlich gearbeitetes und ihm sehr werthes Taschenmesserchen. Es war fort und blieb fort, bis unvermuthet ein Trödler ins Haus kam, der unter andern Sachen, auch dieses Messerchen zum Verkauf anbot.

Welche Bestürzung für Wilhelm! Er rief seinen Vater herbei; dieser erkundigte sich, woher der Trödler das Messerchen bekommen habe, und es entdeckte sich endlich, daß Friedrich dasselbe verkauft hatte.

Von Stund an mied Wilhelm nicht nur Friedrichs Umgang, sondern er warf auch einen unversöhnlichen Haß auf ihn. Begegnete er ihm auf der Straße, so schalt er ihn laut einen Dieb. In jeder Gesellschaft, in welche Wilhelm kam, erzählte er, unaufgefodert und ohne Veranlassung, daß Friedrich ihm das Messerchen gestohlen und es verkauft habe, warnte alle Menschen, welche er kannte, vor Friedrich, und erzählte auch übrigens noch alles, was ihm Friedrich ehedem als ein Freund dem andern vertraulich gesagt hatte. —

Sagt mir nun einmal, erkennt ihr das Betragen Wilhelms für gesetzmäßig?

Alle. In wieferne meinen Sie das?

Will. Ich will Euch die Sache auseinander setzen. Wilhelm mied Friedrichs Umgang, nachdem er inne geworden war, daß dieser stehle. Könnt ihr das billigen?

Alle. O ja. Denn Friedrich hätte ihm ja noch mehr stehlen können.

Will. Allerdings. Und überhaupt thut man wohl, den Umgang mit lasterhaften Menschen zu meiden. Es ist Gefahr dabei, daß man selbst gleichgültig gegen die Tugend werde. — Aber Wilhelm that

noch

noch mehr. Er erzählte, unaufgefodert, in allen Gesellschaften, was Friedrich gethan hatte. Könnt ihr auch dieses billigen?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ihr werdet es nicht billigen, wenn ihr die Sache gehörig überleget. Wird man von Leuten, denen daran liegen kann, zu wissen, ob ein Mensch diesen oder jenen Fehler an sich habe, hierum befragt, so ist es allerdings Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Spricht man aber, unaufgefodert, von den Fehlern Anderer, so kann man keine andere Absicht haben, als die, solche Personen verhaßt zu machen, und das ist schlechterdings gegen das Gesetz, oder gegen die Pflicht. Man ehrt alsdann in Andern nicht, daß sie Menschen sind. Man erschwert ihnen dadurch den Vorsatz, sich zu bessern. Die Leute scheuen sich, mit ihnen umzugehen. Sie haben also niemanden, der sie freundschaftlich warne, und sie, wenn sie sich bessern wollen, unterstütze. Sie selbst, die Menschen, welche Fehler an sich haben, werden zu oft beschämt, und werden dadurch gegen die Menschen erbittert. Dies alles erschwert ihnen nun ihre Besserung. Aber das Gesetz kann nimmermehr gebieten, daß wir etwas thun sollen, was dem Andern seine Besserung erschwert.

Aber Wilhelm that nun noch mehr. Er verletzte sogar die ehemals mit Friedrich gepflogene Freundschaft. Ihr wißt, daß zwei

Freunde einander manches sagen, was sie andern Menschen nicht anvertrauen mögen. Da ist es nun schändlich und geradezu gegen das Gesetz, wenn man sich, nach entstandenem Bruche in der Freundschaft, für berechtigt hält, jene anvertrauten Dinge auszuplaudern. Nein. Auch noch in dem verlohrenen Freunde muß man den Menschen ehren, und man muß nie ausplaudern, was uns in freundschaftlichem Vertrauen mitgetheilt worden ist, selbst wenn es dahin käme, daß unser ehemaliger Freund uns durchaus unausstehlich würde.

Wilhelm hätte also, wenn er in Friedrich den Menschen hätte ehren wollen, dessen Fehler verschweigen müssen. Er hätte zwar den Umgang mit Friedrich abbrechen können, hätte aber den armen Knaben nicht auf öffentlicher Straße seines Fehlers bezüchtigen sollen. Und am allerwenigsten hätte er, nachdem sie aufgehört hatten, Freunde zu seyn, ausplaudern sollen, was dieser ihm als seinem Freunde, bei dem er auf Verschwiegenheit rechnete, anvertraut hatte. — Ich wünsche nun, daß ihr morgen, als schriftliche Ausarbeitungen, mir Beispiele von Handlungen bringen möget, in welchen man in den Menschen nicht ehrte, daß sie Menschen waren. Es ist nemlich möglich, 1) daß ein Vater in diesen Fehler verfalle, wenn er es mit einem sehr ungehorsamen Kinde zu thun hat. Es kann der Fall

ein:

eintreten, 2) daß ein Bruder gegen seinen Bruder, eine Schwester gegen ihre Schwester diesen Fehler begeht. 3) Herrschaften können ihn gegen eine Magd oder einen Bedienten begehen, ja 4) selbst die Obrigkeit kann gegen einen Verbrecher so verfahren, daß sie vergißt, in demselben den Menschen zu ehren. — Jedes von Euch wähle sich nun einen von diesen Fällen und sinne entweder ein Beispiel dazu aus, oder wenn ihm eines, das er irgend wo gelesen oder gehört hat, einfällt, so bringe er dieses aus dem Kopfe zu Papier; wir werden alsdann Beurtheilungen darüber anstellen.

12.

Diene Andern, wenn es die Pflicht nicht verbietet *).

Will. Was heißt wohl die Foderung: „Diene Andern"?

Alle.

*) Auch diese Einkleidung eines Pflichtgebotes ist mit Wahl, und mit specieller Rücksicht auf die Kinderwelt genommen worden. In der Regel nemlich sind Kinder ohnehin gefällig und dienstfertig. Es war also nicht nöthig, ihnen Dienstfertigkeit als Pflicht vorzustellen, desto mehr aber, sie bei Befolgung ihrer natürlichen Neigung lieber auf die Grenze aufmerksam zu machen, welche der natürlichen Willfährigkeit und Dienstbeflissenheit durch das Gesetz angewiesen ist. Man soll nemlich dabei keine höheren Pflichten verletzen. Man soll nicht Mücken säugen und Kameele

Alle. Man soll ihnen etwas zu gefallen thun.

Will. Diene ich also jemanden, wenn ich ihm, auf sein Ersuchen, ein Buch leihe; wenn ich ihm sage, wie dies und jenes, was er nicht recht zu wissen scheint, eigentlich zu verstehen sey und zusammenhange; wenn ich ihm, zu einer Zeit, da es ihm an Geld gebricht, etwas gebe, damit er nicht in Kummer und Noth gerathe? Nennt ihr dies „dem Andern dienen?“

Alle. Allerdings.

Will. Glaubt ihr aber auch, daß das Gesetz vorschreibe Andern zu dienen?

Alle. O ja.

Will. Ganz gewiß. Denn ein Gesetz, welches beföhle, Andern nicht zu dienen, wäre doch in der That ein höchst anstößiges, man kann sagen, ein abscheuliches Gesetz. Es kann also kein solches Gesetz geben. — Ich will Euch nun einen Fall erzählen, der mir hieher zu gehören scheint.

Ein Edelmann auf dem Lande gab seinem Bedienten zehn Thaler, um solche in die Stadt zu tragen, und damit den Kaufmann für gelieferten Taback zu bezahlen. Unterwegs begegnete dem Bedienten ein kleines Mädchen, welches vor Weinen und Verzweiflung fast von Sinnen gekommen war,

verschlucken. Man soll die Zuneigung, die man gegen Andere fühlt, nicht blind befolgen, sondern sie den Grundsätzen der Pflicht unterordnen.

war, und immer auf dem Wege suchend hin und her lief. Mit Schluchzen erzählte das Mädchen auf Befragen dem Bedienten, daß sie einen Gulden, den sie ihrem Vater habe aus der Stadt mitbringen sollen, hier verlohren habe, und ihn schon über eine Stunde lang vergebens suche. „Ach! wie wird mir's ergehen, setzte sie hinzu, wenn ich nach Hause komme! Der Vater wird mich schlagen, bis aufs Blut! Auch dauert mich wirklich mein Vater, denn er ist so arm!"

Die Klagen des Mädchens drangen dem Bedienten zu Herzen. Er nahm einen Gulden von seines Herren Gelde, gab ihn dem Mädchen und gieng fort. „Du willst, dachte er bei sich selbst, dem Kaufmanne diesen Gulden abziehen, und sagen, der Herr habe dir nicht mehr mitgegeben, als 9 rthlr. 8 ggr., weil er den Taback für 10 rthlr. zu theuer gefunden habe. So rettest du doch das arme Mädchen und ihren Vater aus großen Verlegenheiten." —

Was urtheilt ihr nun von dieser Handlung des Bedienten? War es recht, daß er so viel Mitleid gegen Unglückliche empfand, und daß er ihnen zu helfen wünschte?

Alle. O ja; das war recht.

Will. Ich sage das auch. — War es aber auch recht, daß er ihnen auf diese Art half?

Alle. Wie meinen Sie das?

Will. Stellt Euch einmal recht aufmerksam und im Einzelnen vor, was der Bediente that. Sein Herr hatte ihm 10 rthlr. für den Kaufmann mitgegeben. Gehörte denn das Geld dem Bedienten?

Alle. Nein; es gehörte nicht dem Bedienten.

Will. Wer büßte nun aber den Gulden ein, welchen das Mädchen erhielt?

Alle. Der Kaufmann.

Will. Es ist also gerade so, als ob der Bediente dem Kaufmanne das Geld genommen hätte, um es dem Mädchen zu schenken. Hätte der Bediente dieses wohl thun dürfen?

Alle. Nein.

Will. Seht! so durfte er also auch nicht den Gulden von diesem Gelde nehmen, um ihn dem Mädchen zu schenken.

Alle. Aber da wäre ja das arme Mädchen und der Vater unglücklich geblieben!

Will. Allerdings. Allein, wenn man Unglücklichen nicht anders helfen kann, als dadurch, daß man etwas thut, was nicht recht ist, so darf man ihnen auch nicht helfen. Das will unser Gesetz mit den Worten sagen: „Diene Andern, wenn es die Pflicht nicht verbietet? Daß der Bediente dem Mädchen auf diese Art half, verbot ihm die Pflicht. Er handelte also gegen das Gesetz.

Alle. Aber das arme Mädchen!

Will. Ihr denkt nicht daran, Kinder, daß dem Bedienten vielleicht noch andere Mittel zu Gebote stunden, durch welche er dem Mädchen hätte helfen können. Denn gesetzt, daß Er eigenes Geld bei sich hatte, und es entbehren konnte, so hätte er dem Mädchen ja den Gulden aus seinem eigenen Beutel geben können. Hatte er aber vielleicht nichts eigenes bei sich, so hätte er das Mädchen allenfalls mit in die Stadt nehmen, und den Kaufmann bitten können, daß er ihm auf kurze Zeit einen Gulden liehe. Dies oder etwas ähnliches hätte der Bediente also noch thun können. Gieng aber nichts dieser Art an, war z. B. die Stadt zu weit entfernt; so hatte der Bediente auch kein erlaubtes Mittel, dem Mädchen zu helfen, Er mußte sie also ihrem Unglücke überlassen und hatte nicht Ursache, sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht helfen konnte.

Jac. Aber wenn der Bediente nun gewußt hätte, daß sein Herr ihm erlauben würde, für ein Nothleidendes etwas von dem Gelde zu nehmen!

Will. Dies ist ein anderer Fall, mein l. Jacob. Allerdings! Vorausgesetzt, daß sein Herr ihm einmal ausdrücklich die Erlaubniß gegeben hätte, zu Unterstützung eines Unglücklichen selbst von dem Gelde des Herrn etwas zu nehmen, so durfte der Bediente dies allerdings thun. Aber dann mußte er auch diesen Gulden dem Kaufmanne nicht ab-

ziehen, sondern mußte diesem den Vorfall erzählen, und ihm bedeuten, daß sein Herr den restirten Gulden mit erster Gelegenheit nachschicken werde.

Hier ist nun ein anderes Beispiel.

Ein Mädchen, Namens Christine, hatte ein paar alte Schuhe, die ihr entbehrlich waren, und hatte von ihren Eltern die Erlaubniß erhalten, sie an einen Armen zu verschenken. Es kam nun eine arme Frau, die für ihr Kind um ein paar Schuhe bat. Christine versprach ihr solche, und die Frau, voll Freude, sagte, daß ihr Kind selbst kommen, die Schuhe abholen, und sich bei Christinen bedanken solle. — Ehe aber das Kind noch kam, kam eine andere Bettlerin zu Christinen, sah die Schuhe da stehen, und bat ebenfalls um dieselben. Christine versicherte zwar, daß sie schon verschenkt wären, allein die Frau stellte ihre eigene Noth weit größer vor als sie war, weinte und flehte, und that gar erbärmlich. Christine fiel also endlich auf den Gedanken, daß diese Frau ihrer Unterstützung bedürftiger seyn möge, als die vorige, und gab ihr die Schuhe. — — Was meint ihr nun hiezu?

Alle. Daran that sie unrecht.

Will. Wir wollen die Sache fein nach der Ordnung untersuchen. Unterstützte denn das Mädchen wirklich einen Armen, oder diente sie ihm?

Alle.

Alle. O ja.

Will. Allerdings. Demungeachtet sagt ihr: sie habe unrecht gethan?

Alle. Weil sie die Schuhe der erstern Frau schon versprochen hatte.

Will. Ich gebe Euch Beifall. Es ist also hier wieder der Fall, wo die Art, wie man Andern dienet, unrecht war. Die Pflicht gebietet nemlich, daß man sein Versprechen halten soll. Diese Pflicht wurde aber durch Christinens Gutherzigkeit gegen die zweite Frau verletzt. Christine hätte also, alles Bittens und Bettelns ungeachtet, und selbst, wenn sie augenscheinlich gesehen hätte, daß die Noth der zweiten Frau größer war, dennoch der ersten die Schuhe aufheben sollen. — Du fragtest mich gestern bei einer Erzählung, die du lasest, Luise, wegen eines unverständlichen Ausdrucks. Erzähle uns doch dieselbe; ich glaube, sie gehört hieher.

Luise. Malchen, ein Mädchen von eilf Jahren, hatte sehr gerne mit Küchenarbeiten zu thun, und kam dadurch in genaue Bekanntschaft mit der Köchin. Diese war listig, und sagte einmal zu dem Kinde: Liebes Malchen! ich habe eine Schwester, welche sehr arm ist. Sagen Sie es doch ihren Eltern nicht, wenn ich ihr alle Tage etwas weniges zu Essen gebe. Denn sehen Sie nur, wenn Sie es nicht sagen, so wird meine Schwester Sie für ihre Wohlthäterin ansehen, und Ihnen zu

Gefallen thun, was sie nur kann. Malchen, ein Mädchen von gutem Herzen, dachte: man muß ja ohnehin die Armen unterstützen; was liegt denn an dem bißchen Essen? du willst es deinen Eltern nicht sagen. Ob sie also gleich keine Gefälligkeiten von der Schwester der Köchin erhielt, auch keiner bedurfte, so ließ sie dennoch geschehen, daß derselben durch die Köchin täglich etwas Essen hinter dem Rücken der Eltern zugesteckt wurde, und glaubte, ein gutes Werk zu thun, dadurch, daß sie dies gestattete. Denn da Malchens Eltern hartherzig waren, so sahe das Kind voraus, daß, sobald sie es sagte, nicht nur die arme Frau nichts weiter bekommen, sondern auch die Köchin aus dem Hause gejagt werden würde.

Will. Gut erzählt, Luise! Aber wie urtheilest du nun über Malchen? Hat sie recht oder unrecht gethan?

Luise. Ich glaube, sie hat unrecht gethan.

Will. Aus welchen Gründen glaubest du das?

Luise. Weil sie hinter Wissen ihrer Eltern etwas weggab.

Will. Allerdings. Es ist hier wieder der Fall, wo die Pflicht verbot, dem Andern zu dienen. Es war zwiefach unrecht, was Malchen that, indem sie erlaubte, daß die Köchin von dem Essen wegnahm. Denn, erstlich, handelte sie, als wenn das Essen, von welchem sie weggeben ließ, ihr Eigenthum wäre, welches doch keines-

wegs

wegs der Fall war, und zweitens handelte sie unrecht, indem sie etwas that, das, wie sie wußte, ihre Eltern durchaus nicht würden zugegeben haben.

Einige. Aber es heißt ja, die Eltern wären hartherzig gewesen.

Will. Das ist freilich nicht recht. Allein auch gegen hartherzige Eltern müssen Kinder gehorsam seyn: auch hartherzigen Menschen darf man ohne ihr Wissen und Willen nichts wegnehmen. Dies that gleichwohl Malchen. Sie handelte also unrecht, denn sie vergaß, daß das Gesetz laute: „diene Andern, wenn dir die Pflicht solches nicht verbietet.“ Diesmal verbot es die Pflicht des Gehorsams. — —

Franz und Rudolph, zwei Brüder, thaten einander sehr gerne etwas zu Gefallen. Jetzt war wieder eine Gelegenheit da. Franz hatte den Tisch zu decken, und hatte dabei, aus Unachtsamkeit, zwei Gläser zerbrochen. Voll Bestürzung und Angst vor dem Verweise lief er zu Rudolph auf die Stube, gab ihm Geld, und bat ihn, daß er doch hinlaufen, und in aller Eile ein paar neue Gläser holen möchte, weil Er selbst, Franz, nicht Zeit habe, solches zu thun.

Rudolph saß eben über einer lateinischen Ausarbeitung, die noch vor Tische fertig seyn mußte, weil ihm der Lehrer solches ausdrücklich befohlen hatte. Ungern versagte er seinem Bruder also,

ihm Gläser zu holen; aber er versagte es ihm dennoch, und war durch kein Bitten, durch kein Schelten und durch kein Drohen von Franz dazu zu bewegen. —

Sagt mir nun, ob ihr Rudolphs Vertheidigung wohl übernehmen möchtet?

Alle. O ja. Es war ja Rudolphen ausdrücklich anbefohlen worden, daß der lateinische Aufsatz vor Tische noch fertig seyn sollte. Wenn also keine Zeit, die Gläser zu holen, übrig blieb, so hätte Rudolph nicht recht gehandelt, wenn er sie geholt, dafür aber den Aufsatz nicht fertig gebracht hätte.

Will. Ich urtheile eben so, wie ihr, und sage, daß man keinen Grund hatte, dem Knaben Undienstfertigkeit Schuld zu geben, sondern daß er diesmal in dem Fall war, eine Dienstleistung versagen zu müssen, weil die Pflicht ihm nicht verstattete, solche zu übernehmen. — — Nun sagt mir doch auch über folgenden Fall Eure Meinung. Malchen hatte heute das Küchenamt, und mußte also zu bestimmten Zeiten nach dem Essen sehen. Aber sie plattete (bügelte) eben einen großen und weiten Rock und befürchtete, daß ihr der Stahl kalt werden möge. Deswegen bat sie Suschen, ihre Schwester, diesmal für sie einen Augenblick in die Küche zu gehen. Suschen strickte eben, und da sie ohnehin nicht viel Lust an Küchenarbeiten hatte, so brauchte sie ihre Strickerei zur Entschuldigung, und meinte, sie dürfe diese nicht aus

der Hand legen, weil sie sonst mit ihrem Strumpf zu lange herumzauderte. Kurz, sie gieng nicht, und Malchen beschuldigte sie der Undienstfertigkeit. — War es wohl wirklich Undienstfertigkeit?

Alle. War denn Suschen aufgegeben worden, zu einer bestimmten Zeit mit der Strickerei fertig zu seyn?

Will. Nein. Es kam auf eine Viertelstunde früher oder später hiebei nicht an.

Alle. Ei! so war es allerdings Mangel an Dienstfertigkeit von Suschen.

Will. Das meine ich auch. Denn es ist schlechterdings Pflicht, dienstfertig zu seyn, den einzigen Fall ausgenommen, daß eine uns vorher schon zustehende Pflicht dieses verhindere.

13.

Bist du ergrimmt auf einen Menschen, so rede ihn nicht hart an.

Will. Habt ihr wohl schon Leute mit einander zanken sehen?

Alle. O ja.

Will. Wenn ihr nun zankende Leute malen solltet, wie würdet ihr sie malen?

Alle. Wir würden Leute malen, denen das Blut ins Gesicht getreten ist, denen die Augen funkeln, und die einander alle Augenblicke erdrosseln zu wollen scheinen.

Will. Möchtet ihr, daß man Euch in so einem Augenblick abmalte?

Alle. O nein! Aber wir zanken auch nicht.

Will. Nun, ich hatte nur gemeint, auf den Fall, daß man Gelegenheit hätte, Euch so zu sehen. — Sagt mir nun ferner, ob die Menschen in solchen Augenblicken wohl gut auf einander zu sprechen, oder ob sie erboßt, ergrimmt seyn mögen?

Alle. Gewiß das letztere.

Will. Haltet ihr es nun aber für erlaubt, einander so anzuschreien, so häßliche Worte zu sagen, und zu thun, als wolle man einander umbringen? Oder würdet ihr, wenn ihr ein Gesetz hierüber zu geben hättet, diese häßlichen Ausbrüche des Unwillens verbieten?

Alle. Gewiß würden wir sie nicht erlauben, sondern verbieten.

Will. Wie würdet ihr also sagen?

Alle. Wir würden sagen: Niemand unterstehe sich, ungehalten auf den Andern zu seyn. —

Will. Halt! So könntet ihr nicht sagen. Denn ihr würdet hier etwas verbieten, was sich nicht verbieten läßt. Euer Gesetz würde also gar nicht befolgt werden können. — Wenn jemand Euch schimpft oder ungerechter Weise schlägt, könnt ihr ihn in diesem Augenblicke lieben, oder wenigstens, könnt ihr gut auf denselben zu sprechen seyn? Sagt mir ja weiter nichts als die Wahrheit.

Alle. O nein, wir können das nicht.

Will. Ich kann es auch nicht. — Nun antwortet mir aber weiter. Kömmt es auf Euch an,

diesen Unwillen ausbrechen zu lassen, oder kömmt dies nicht auf Euch an? (Nachdem keine Antwort erfolgt war.) Nicht wahr, ihr könntet doch, wenn jemand Euch auch noch so sehr schimpfte, ihn stehen lassen und fortgehen, oder könntet schweigen? Sagt mir, könntet ihr das?

Alle. Ach! wir wissen es nicht.

Will. Gesetzt, die Obrigkeit hätte bei Galgenstrafe verboten, daß jemand wieder schimpfen soll, wenn er geschimpft wird; glaubt ihr wohl, daß ihr alsdann an Euch halten würdet, um nicht an den Galgen gehangen zu werden?

Alle. O ja, wir würden gewiß an uns halten.

Will. Ihr könnt es doch also. Es ist Euch also doch möglich. Nun seht, was wir unterlassen können, das müssen wir auch unterlassen, wenn das Gesetz es verbietet; gesetzt auch, daß es nicht gerade unter Galgenstrafe verboten würde. Euer Gesetz hätte also nicht lauten sollen: Niemand sey unwillig auf den Andern, sondern es hätte lauten sollen: Niemand lasse seinen Unwillen auf den Andern in Schimpfworten oder in anderen angreifenden Reden ausbrechen. Dies kann man verhindern, und soll es also auch verhindern.

Unsere Gesetztafel sagt nun, man solle denjenigen, auf welchen man ergrimmt ist, nicht hart anreden. Dies ist freilich viel gefodert, man kann es aber doch über sich erlangen. Gesetzt aber,

man

man wäre in der Selbstbeherrschung so weit noch nicht gekommen, so muß man mit einem solchen Menschen lieber gar nicht reden, oder man muß ein paar Augenblicke schweigen, ehe man spricht, denn auch dadurch legt sich der Zorn.

14.

Der Betrüger ist so niederträchtig als der Dieb.

Will. Albert hatte seinem Bruder, als dieser verreist war, den Schrank geöffnet, und ihm ein paar Pinsel zum Malen hinweggenommen. Friedrich aber hatte ein paar Beinkleiderschnallen von Zinn an Wilhelm für einen Thaler verkauft, und ihm dabei weiß gemacht, sie wären von Silber. — Welche That haltet ihr für die schlechteste?

Alle. Das wissen wir nicht. Es gefällt uns keine von beiden.

Will. Eure Antwort ist richtig. Es ist jede so schlecht als die andere. Albert stahl und Friedrich betrog. Beides ist niederträchtig. Wißt ihr wohl, was man mit diesem Ausdrucke sagen will? Man will damit zu erkennen geben, daß der Handelnde das Unrecht, das er thut, mit Ueberlegung und rechter Besonnenheit thue. Man kann sich nichts entsetzlicheres denken, als einen Menschen, der mit kalter Besinnung und Ueberlegung Unrecht thut. Und darum giebt man Dieben und Betrügern den Namen: Niederträchtige.

Es giebt aber auch Fehlende, welchen man diesen häßlichen Namen nicht geben darf. Solche nemlich, die sehr in Affect sind in der Minute, da sie Unrecht thun.

Nehmt als Beispiel einen Straßenräuber und einen Menschen an, der in der Hitze einen Andern tödete. Der Straßenräuber erkundigt sich in der Gegend, damit er wisse, wann Reisende mit Geld und Kostbarkeiten durch den Wald fahren, in welchem er sie angreifen will. Er überlegt Stundenlang, oft Tagelang zuvor, wie er sie überfallen, wie er sich ihnen zur Wehre setzen will, wenn sie sich etwa vertheidigten, allenfalls beschließt er gar, daß er sie auf diese oder auf jene Art um das Leben bringen will. Das ist doch wohl Ueberlegung? Wie oft muß ihm dabei einfallen, daß er auf etwas Verbotenes sinne? Wie lange hätte er Zeit, sich zu fragen, ob das auch erlaubt sey, was er thun will? Nein. Er legt sich diese Frage entweder gar nicht vor, oder er achtet nicht darauf, was ihm sein Gewissen zur Antwort giebt, und unternimmt seine Schandthat mit dem offenen Bewußtseyn, daß er eine Schandthat begehe. Welch eine zurückschreckende Niederträchtigkeit der Gesinnung!

Offenbar wird Euch ein solcher Mensch doch mehr entrüsten, als selbst der Mörder, von welchem ich Euch vorgelesen habe. Es ist wahr, er mordete; aber eine Viertelstunde vorher wußte

er

er noch nichts davon, daß er dies thun würde. Er war nicht darauf ausgegangen, seinen Gegner zu erschlagen; nur in dem Augenblicke des Zorns erlaubte er sich, einen Schlag zu thun, den er nicht hätte thun sollen, weil er den Tod zur Folge haben konnte. Mit kalter Ueberlegung würde er diesen Schlag nimmermehr gethan haben. — Man kann diesen Menschen also nicht niederträchtig nennen, denn er that das Unrecht, welches er begieng, nicht aus Ueberlegung, und mit vorher gefaßtem Vorsatze.

* * *
* *

Wenn die Pflicht redet, muß der Wunsch schweigen.

A.

Will. Würde es Euch wohl Mühe kosten, nützliche aber kostbare Bücher, oder brauchbare Werkzeuge zu Euren Handthierungen, oder eine schöne Electrisir-Maschine und andere Werkzeuge zu physikalischen Versuchen anzunehmen, wenn etwa ein reicher Vetter Euch dergleichen schenken wollte?

Alle. O nein! das würde uns keine Mühe kosten.

Will. Oder würde es Euch Mühe kosten, einen guten Rath zu Erhaltung und Beförderung Eurer Gesundheit anzunehmen, wenn jemand Euch denselben gäbe?

Alle. Fürwahr, das würde uns auch keine Mühe kosten.

Will.

Will. Kann ich wohl von Euch sagen, ihr hättet den Wunsch, Kenntnisse einzusammeln und gesund zu seyn?

Alle. O ja. Diesen Wunsch haben wir allerdings.

Will. So kann ich Euch also nun auch erklären, was ich unter dem Ausdrucke: Wunsch verstehe. Ich sage nemlich, ein Mensch habe einen Wunsch, wenn er recht froh darüber seyn würde, daß ihm etwas zu Theil wird. Solche Wünsche haben nun alle Menschen. Jeder wünscht z. B. lange zu leben; alle Tage hinlängliche und gesunde Speise zu haben; etwas nützliches und angenehmes zu lernen; mit guten und frohen Menschen umzugehen, u. s. f. Die Sache selbst aber, welche gewünscht wird, will ich angenehm, oder: etwas angenehmes nennen. So werde ich also sagen, Gesundheit ist etwas angenehmes; Spatziergang mit Freunden an einem heitern Sommerabende ist etwas angenehmes.

Thun denn nun die Menschen das gerne, wozu der Wunsch sie auffodert? Eßt Ihr z. B. an einer mit gesunden und wohlschmeckenden Speisen besetzten Tafel gerne?

Alle. O ja.

Will. Ich auch. Ich kann also sagen, daß die Menschen das gerne thun, wozu der Wunsch

sie

sie auffodert. Merkt Euch nun dies. Jetzt komme ich auf etwas anderes.

Erkennt ihr es wohl für etwas gesetzmäßiges, daß jemand die Geschäfte sorgfältig vollziehe, welche sein Amt mit sich bringt?

Alle. O ja.

Will. Ihr würdet also, wenn ihr z. B. mir in Ansehung meines gegenwärtigen Amtes ein Gesetz geben müßtet, mir nicht vorschreiben, daß ich Euern Unterricht vernachlässigen, meine Sorgfalt auf Euch vermindern und also Eure Erziehung unvollendet lassen solle?

Alle. Nein; ein solches Gesetz würden wir Ihnen nicht vorschreiben.

Will. Ganz richtig. Denn ich habe nun einmal das Amt übernommen, Euch zu erziehen; also würde ich gerade gegen das Gesetz handeln, wenn ich dieses Amt vernachlässigte.

Aber seyd ihr denn auch von mir überzeugt, daß die Erfüllung dieses Amtes meinen Wünschen angemessen ist? oder daß mir das, was ich in diesem Amte zu thun habe, immer angenehm ist?

Alle. Es ist Ihnen vielleicht nicht immer angenehm.

Will. Ich wähle mein eigenes Amt hier nur als Beispiel, weil ich glaube, daß ihr so am besten verstehen werdet, was ich Euch sage. Ihr müßt also nicht denken, daß das, was ich sage,

wirklich geschehen werde, sondern ich nehme, was ich sage, nur als mögliche Fälle an.

Gesetzt also, ich spräche so zu Euch: Lieben Kinder! Eure Erziehung wird mir von Tag zu Tag verdrießlicher und unangenehmer. Da ich indessen Euren Eltern versprochen habe, Euch noch eine Zeitlang bei mir zu behalten, so will ich dies zwar thun, allein Unterricht und Aufsicht müßt ihr nicht von mir erwarten, denn es fällt mir gar zu unangenehm, Euch denselben zu geben. Mein Wunsch treibt mich vielmehr, öfters kleine Reisen zu unternehmen, Gesellschaften zu besuchen und bei mir zu haben, oder mich durch die Lectüre von Büchern, die auf meinen Umgang mit Euch keine Beziehung haben, zu unterrichten. — Würdet ihr, wenn ich so spräche und handelte, wohl glauben, daß ich thäte, was das Gesetz von mir verlangt?

Alle. Nein.

Will. Ihr habt Recht. Das Gesetz verlangt gegenwärtig von mir, daß ich Euch erziehen soll, weil ich dies Euren Eltern versprochen habe. — Merkt Euch also jetzt, was ich unter dem Ausdrucke: Pflicht verstehe. Ich verstehe nemlich darunter Handlungen, welche das Gesetz uns auflegt.

Gesetzt nun, die Pflicht verlangte etwas von mir, wogegen der Wunsch wäre, oder ein Wunsch triebe mich an, etwas zu thun, wo-

gegen die Pflicht wäre, was müßte ich dann thun?

Alle. Wir verstehen das nicht ganz.

Will. Ich habe zwei Fälle zusammengenommen, die ich Euch jetzt einzeln vorlegen will. Ich sage also: wenn meine Pflicht etwas gebietet, was gegen meinen Wunsch ist; soll ich der Pflicht folgen, oder dem Wunsche?

Alle. Der Pflicht.

Will. Richtig. In der That habt ihr mir diese Frage eigentlich auch schon beantwortet, denn ich that sie nur mit andern Worten an Euch. Ich fragte Euch, ob es gesetzmäßig wäre, wenn ich Eure Erziehung gegenwärtig vernachlässigte, da ich keine Lust mehr an der Erziehung fände, und ihr gabt mir zur Antwort, daß diese Vernachlässigung gegen das Gesetz seyn würde. Das war nichts anders, als wenn ihr gesagt hättet, ich dürfe meinem Wunsche nicht nachhangen, sondern ich müsse thun, was die Pflicht von mir haben will. — Verlangt also die Pflicht etwas, wogegen der Wunsch ist, so geht die Pflicht vor, und es ist eben soviel, als ob der, gegen die Pflicht streitende Wunsch gar nicht vorhanden wäre.

Jetzt nun der zweite Fall. Gesetzt der Wunsch verlange etwas, was gegen die Pflicht ist. Wer soll hier nachstehen, der Wunsch oder die Pflicht?

Alle.

Alle. Der Wunsch muß nachstehen.

Will. Gesetzt also, ich wünschte heute ein Glas Wein zu trinken, der Arzt hätte mir aber als Pflicht für meine Gesundheit aufgelegt, keinen zu trinken, so müßte ich den Wunsch unterdrücken, und der Pflicht folgen?

Alle. Allerdings.

Will. Ich meine das auch. Seht nun, wir haben an diesen Exempeln das Verhältniß zwischen Pflichten und Wünschen gefunden. Die Pflichten nemlich gehen den Wünschen, wenn eins mit dem andern in Streit ist, jederzeit vor; und wenn eine Pflicht vorhanden ist, so ist es als ob gar kein entgegenstehender Wunsch da wäre: die Pflicht muß befolgt, und der Wunsch muß zurückgewiesen werden.

Das ist nun der Fall, den unsre Gesetztafel meint, wenn sie sagt: „Wenn die Pflicht redet, muß der Wunsch schweigen.“

Könnte denn aber nicht der Fall eintreten, daß die Pflicht etwas unangenehmes wäre?

Die Kinder, schweigen.

Will. Ihr könntet diese Frage doch wohl beantworten. Nicht wahr, was so ist, wie mein Wunsch es mit sich bringt, das ist angenehm?

Alle. O ja.

Will. Was meinem Wunsche entgegen ist, das muß also wohl unangenehm seyn?

Alle. Allerdings.

Will. Ihr werdet das leicht finden, wenn ihr auch nur ein wenig nachdenkt. Nicht wahr, es ist Kindern, welche gerne in den Weinberg gehen und Trauben essen möchten, d. h. Kindern, welche den Wunsch haben, in den Weinberg zu gehen, unangenehm, wenn ein kalter Herbstregen sie daran verhindert?

Alle. Ja wohl.

Will. Ihr braucht also gar nicht bedenklich zu seyn, auf die Frage, ob die Pflicht zuweilen etwas unangenehmes sey, mit Ja zu antworten. Denn es ist wirklich an dem; und man muß sich nie scheuen, das zu sagen, was man als wahr erkennt.

Gebt ihr mir also recht, wenn ich sage: die Pflicht ist zwar jederzeit unangenehm, wenn sie verlangt, was gegen den Wunsch ist, aber man muß demungeachtet nicht dem Wunsche folgen, sondern der Pflicht?

Alle. O ja. Das ist recht.

Will. Nun seht, so thut das Geständniß einer Wahrheit auch keinen Schaden. Denn ob ihr gleich zugesteht, daß die Pflicht zuweilen etwas unangenehmes sey, so wollt ihr deswegen doch nicht, daß man ihr um deswillen entgegen han-

handeln soll. Gesteht also immerhin zu, daß die Pflicht zuweilen etwas unangenehmes sey.

B.

Will. Ich kannte einen Menschen, der, wenn ihm etwas als Pflicht vorgestellt wurde, jederzeit herauszugrübeln suchte, ob es denn auch seinen Wünschen angemessen wäre. Was ist wohl Eure Meinung über ein solches Verfahren?

Alle. Das ist ja unnöthig, unsrer Meinung nach.

Will. Wie versteht ihr das?

Alle. Wir meinen, daß es ihm nichts helfe. Denn wenn es Pflicht war, so mußte er es doch thun, es mochte seinem Wunsche angemessen seyn oder nicht.

Will. Das ist meine Meinung auch. — Kennt ihr wohl auch Menschen, welche dennoch gern wissen möchten, ob etwas, was sie als Pflicht erkennen, ihren Wünschen angemessen seye?

Alle. Nein, wir kennen keine solche Menschen.

Will. Vielleicht dennoch. Doch! es sey. Kennt ihr aber Menschen, welche gegen ihre Pflicht handelten? d. h. solche Menschen, welche thaten, was nicht recht ist?

Alle. O ja; solche kennen wir.

Will. Denen mußte es doch wohl unangenehm fallen, ihre Pflichten zu erfüllen, denn sonst hätten sie dieselben erfüllt?

Alle. Ja freilich.

Will. Sie handelten also wenigstens so, als dächten sie, sie hätten gefunden, daß die Pflichterfüllung ihrem Wunsche nicht angemessen wäre. Und wirklich haben sie auch so gedacht, wenn sie sich dieses Gedankens gleich nicht recht bewußt waren. Denn es ist unmöglich, daß ein Mensch anders handle, als er in dem Augenblicke, da er handelt, denket. Wer gegen die Pflicht handelt, der denkt in dem Augenblicke des Handelns auch gegen die Pflicht, und das läßt sich nicht anders ausdrücken, als so; „er denkt, daß er sich der Pflichterfüllung überheben könne, weil die Pflicht dermalen gegen seinen Wunsch ist.“ — Ihr seht also, daß ihr wirklich Menschen kennt, welche gerne untersuchen, ob die Pflicht gegen ihre Wünsche ist, um sich, in solchem Falle, von der Pflicht frei sprechen zu können.

Das muß man nun aber nicht thun; sondern man muß, wie ihr auch sagtet, sich bloß an den Gedanken halten: „das ist Pflicht.“ Denn es hilft uns in der That gar nichts, wenn wir auch noch so bestimmt wüßten, daß es unsern Wünschen nicht angemessen wäre. — —

Und was meint ihr also, welche Untersuchung sollte wohl wichtiger für uns seyn, diejenige, die uns lehret, was Pflicht ist, oder diejenige, die

uns

uns sagt, was unsern Wünschen angemessen ist?

Alle. Doch wohl die erstere.

Will. Das meine ich auch. Auch schon deswegen, weil wir das, was unsern Wünschen angemessen ist, ohnehin schon wissen. Was aber die Pflicht mit sich bringe, das fodert zuweilen wirklich einiges Nachdenken. — Wünschtet ihr nun wohl ein Mittel kennen zu lernen, durch dessen Gebrauch ihr ohne Mühe ersehen könnt, ob etwas, was ihr thun oder unterlassen wollt, der Pflicht angemessen sey, oder nicht?

Alle. O ja. Wir wünschen dieses Mittel zu kennen.

Will. Was der „Pflicht angemessen" ist, das ist nichts anders, als was ich Euch bisher als: „dem Gesetz angemessen," vorgestellt habe. Und was gegen die Pflicht ist, das ist auch gegen das Gesetz.

Um also zu wissen, ob das, was ihr eben thun oder unterlassen wollt, der Pflicht gemäß sey oder nicht, so stellt Euch vor, daß ihr allen Kindern, oder auch allenfalls allen Menschen so zu handeln öffentlich befehlen solltet, wie ihr handeln wollt. Findet ihr nun, daß ihr diesen Befehl ohne Bedenken geben könntet, so wird Eure Handlung der Pflicht gemäß ausfallen. Findet ihr aber, daß ihr das nicht ohne Bedenken befehlen könntet, so würde Eure Handlung als:

dann gegen die Pflicht seyn, und ihr müßt sie unterlassen. — Wir wollen nun einige Proben machen.

Ein Kind hat mit seiner Handarbeit einige Groschen Geld verdient, dessen freie Anwendung ihm von den Eltern auch verstattet worden ist, und will einem alten, kränklichen Manne, dem man die Noth ansieht, einen Groschen davon geben. — Jetzt fällt dem Kinde ein, sich zu fragen, ob dies der Pflicht angemessen wäre oder nicht. Wie wird das Kind dies herausbringen?

Alle. Dadurch, daß es sich fragt, ob es sich getraue, das, was es thun will, allen Kindern öffentlich anzubefehlen.

Will. Ganz recht. Wie würde also die Frage seyn, welche das Kind an sich thut?

Alle. Könntest du ohne Bedenken befehlen, daß jedes Kind diesem Manne etwas gäbe?

Will. Nein; meine Lieben. Dies ist nicht bestimmt genug. Ich will Euch die Sache genauer zeigen.

Vor allem müßt ihr a) die einzelnen Umstände, die bei der Handlung statt finden, in Erwägung ziehen. Diese sind hier, daß das Kind selbsterworbenes Geld hatte, und daß ihm von den Eltern erlaubt worden war, mit diesem Gelde anzufangen, was ihm gut dünkte.

Hierauf müßt ihr b) zweitens Euch ganz genau vorstellen, wie das Kind, indem es

sich

sich zu einer Handlung entschließen will, wirklich denke. Es wird also so denken: Ich sehe hier einen Nothleidenden, und bin im Stand, ihm mit einer kleinen Unterstützung an Geld zu helfen. Weil ich nun durch niemanden eingeschränkt werde, mit diesem Gelde zu machen, was ich will, so will ich diesem Nothleidenden etwas davon geben.

Gebt ihr mir Beifall, daß das Kind wirklich so denken werde, wenn es sich entschließt, dem Armen etwas zu geben?

Alle. O ja; ganz gewiß.

Will. Nun so ist c) drittens weiter nichts mehr zu thun, als daß sich das Kind seinen Entschluß noch als einen allgemeinen Befehl an alle Kinder vorstelle. Dieser Befehl würde mithin also lauten; „Jedes Kind, das eigenes Geld hat, mit welchem es anfangen kann, was es will, soll einen Nothleidenden, der ihm vorkömmt, unterstützen." — Was meint ihr; würdet ihr wohl anstehen, einen solchen Befehl allen Kindern zu geben?

Alle. O nein. Wir würden ihn geben, wenn wir etwas zu befehlen hätten.

Will. So werdet ihr also auch beurtheilen können, ob die Handlung dieses Kindes der Pflicht gemäß war, oder nicht?

Alle. O ja. Sie war der Pflicht gemäß.

Will. Das sage ich auch. — Wir wollen nun einen andern Fall nehmen. Ein armes Mäd-

chen kam, in rauher Herbstzeit, frierend und weinend zu Caroltnen, und bat um ein paar alte Schuhe. Caroline war ganz allein zu Hause, und hatte weder Geld noch etwas, womit sie dem Mädchen hätte Gutes thun können, bei sich; denn es war alles eingeschlossen. Unter dem Bette aber stunden ein paar alte Schuhe von Friedericken, Carolinens Schwester. Nun wußte Caroline zwar nicht, ob die Schwester diese Schuhe verschenken wolle, oder jemanden vielleicht schon versprochen habe; weil sie aber wußte, daß Friedericke sie wirklich nicht mehr brauchen könne, und weil das arme Mädchen gar zu flehentlich bat, und nicht fortgehen wollte, so griff Caroline hin, und schenkte dem armen Mädchen die Schuhe.

Ich frage Euch nun, ob auch diese Handlung der Pflicht angemessen war oder nicht.

Einige. O ja.

Andere. Nein.

Will. Es ist also Streit unter Euch. Läßt sich vielleicht herausbringen, welche Parthie recht hat, und welche unrecht hat?

Alle. Wir wollen versuchen.

Will. Wie wollt ihr es anfangen?

Alle. Wir wollen sehen, ob wir das, was Caroline that, allen Kindern befehlen könnten?

Will. Ganz recht. Luise mag in Eurem Namen sprechen. Was hättest du also zuerst zu thun?

Luise.

Luise. Die einzelnen Umstände in Erwägung zu bringen. Also — Caroline wurde von einem Bettelmädchen um ein paar alte Schuhe angesprochen. Carolinchen hatte keine, und hatte auch kein Geld, um dem Mädchen etwas zu geben. Aber unter dem Bette standen Friederickchens alte Schuhe, und weil Friederickchen sie nicht mehr anziehen konnte, so gab Carolinchen diese Schuhe dem armen Mädchen.

Will. Du hast hier einige Umstände weggelassen, und das darf durchaus nicht seyn. Es kömmt nemlich dabei in Betracht, „daß Carolinchen nicht wußte, ob Friederickchen, als Eigenthümerin dieser Schuhe, vielleicht gar nicht willens wäre, solche zu verschenken, oder ob sie nicht vielleicht die Schuhe wirklich schon einem andern Armen versprochen habe." — Dies sind auch Umstände, welche zur Sache gehören. Fahre nun fort.

Luise. Ich stelle mir nun, zweitens, vor, wie das Mädchen denken mochte, da sie die Schuhe wegschenkte. Sie dachte nemlich, weil das arme Kind die Schuhe braucht, so willst du sie ihm schenken.

Will. Nein, liebe Luise; so kann Carolinchen nicht gedacht haben, denn Carolinchen wußte ja alle die Umstände, die bei der Sache zu bedenken waren. Das Mädchen muß also so gedacht haben: „das arme Kind bittet dich um ein paar Schuhe. Nun

hast du selbst gerade keine, und kannst dem armen Mädchen auch gar nichts anderes geben. Dort aber stehen ein paar Schuhe von deiner Schwester, welche diese nicht mehr brauchen kann. Ob du nun zwar nicht weißt, ob deine Schwester dir erlaubt, diese Schuhe zu verschenken, so willst du sie dennoch verschenken.“ So mußten die Gedanken von Carolinen seyn, weil, wie gesagt, sie ja alle Umstände wußte. Wie steht es nun um den dritten Punct, Luise?

Luise. Ich muß nun fragen, ob das, was Carolinchen dachte, als ein Befehl für alle Kinder gegeben werden könnte. Dieser Befehl würde also lauten: „Ihr Kinder, ihr sollt den Armen, die euch um etwas bitten, etwas von den alten Sachen eurer Geschwister geben, wenn ihr selbst nichts habt, das ihr ihnen geben könnt.“

Will. Ziemlich gut, Luise! Aber doch noch nicht ganz genau. Es ist nemlich der Umstand noch ausgelassen, daß man gar nicht weiß, ob die abwesenden Geschwister einem das, was sie altes haben, wegzuschenken erlauben. Das Gesetz müßte also heißen: „Ihr Kinder, wenn ihr von armen Leuten um etwas gebeten werdet, und ihr habt selbst nichts, wißt aber, daß eure Geschwister etwas haben, was sie nicht mehr brauchen können, so schenkt den Armen diese alten Sachen von euren Geschwistern, auch wenn ihr nicht wißt, ob eure Geschwister, als Eigenthümer, euch die Erlaubniß

niß dazu geben würden." Dies wäre der Befehl. Glaubt nun jemand von Euch, daß man allen Kindern in Deutschland einen solchen Befehl geben könne?

Alle. O nein; das könnte man nicht.

Will. Nun seht! so ist auch Euer Streit aufgehoben, und die Parthie hat gesiegt, welche behauptete, Carolinchens Handlung sey der Pflicht nicht gemäß. Denn das einzige Merkmal, nach welchem man dies beurtheilen kann, ist, daß diese Handlung allen Kindern hätte als Regel müssen vorgeschrieben werden können. Da dies nun nicht seyn kann, so ist die Handlung auch der Pflicht nicht gemäß. — Hier ist nun eine dritte Geschichte.

Friedrich hatte ebenfalls Geld, mit welchem er anfangen durfte, was er wollte. Er gieng einmal spatzieren und ihm begegnete ein armer, sehr abgerissener Bettelknabe, der ihn innständigst um sechs Pfennige bat, nur um seinen Hunger stillen zu können, denn er habe schon seit vier und zwanzig Stunden nicht das geringste zu sich genommen. Friedrich ließ sich in ein Gespräch mit dem Knaben ein, und sah, daß der Knabe höchst wahrscheinlich nicht log. Dennoch gab Friedrich ihm nichts, sondern rieth ihm, in die Stadt zu gehen, wo, wie er sagte, Leute wohnten, welche das Geld eher entbehren könnten, als er. Friedrich hätte indessen diese sechs Pfenntge recht gut

ent-

entbehren können; allein er hatte nun einmal die Gewohnheit, den Armen nichts zu geben, damit sein Beutelchen nach und nach immer voller werden möchte.

Wer sagt mir nun, ob diese Handlung der Pflicht gemäß war?

Alle. O, diese war der Pflicht gewiß nicht gemäß.

Will. Ich bin auch Eurer Meinung. Wie wollt ihr aber beweisen, was ihr da sagt.

Alle. Weil wir nicht befehlen könnten, daß alle Kinder so handeln sollten, wie Friedrich handelte.

Will. Oder vielmehr, wie Friedrich dachte, als er handelte. Er dachte nemlich offenbar so: „du hast zwar Geld, mit dem du machen kannst, was du willst, und du könntest diesem Knaben hier aus einer sehr großen Noth helfen, mit ein paar Pfennigen, deren Verlust du gar nicht empfinden würdest. Allein du willst dies nicht thun, sondern willst lieber sparen, damit dein Beutelchen bald voll werde. — Der Befehl an alle Kinder müßte nun also lauten: „Ihr Kinder, wenn ihr auch Geld habt, mit welchem ihr anfangen dürft, was ihr wollt, so gebt einem Armen, der bei Euch über großen Hunger klagt, dennoch nichts davon, sondern spart lieber, damit euer Beutel bald voll werde.“ — Würdet ihr Euch getrauen, einen solchen Befehl an alle Kinder in der Welt zu schicken?

Alle.

Alle. Nein gewiß nicht.

Will. Nun, so habt ihr also auch bewiesen, daß Friedrichs Handlung wirklich nicht pflichtmäßig war *).

Wir

*) Ich kann nicht unterlassen, Eltern und Erziehern eine solche Uebung der moralischen Urtheilskraft mit ihren Kindern auf das dringendste zu empfehlen. Dies, und nur dies gründet eine richtige, feine, den Verführungen überlegene, und immer fester werdende Denkart. Die Rücksichten, welche man dabei zu nehmen hat, sind folgende:

1) Man erzähle den Fall so bestimmt und einfach als möglich.

2) Man nehme nur auf das Moralische Rücksicht, und erwähne also nicht, ob das Kind seiner Handlung wegen gelobt oder getadelt wurde. Dies zieht von der Hauptsache ab; denn es soll bloß die Gesinnung, oder der Gedanke, nach welchem das Kind handelte, beurtheilt werden.

3) Die Erzählungen müssen so eingerichtet werden, daß kein Umstand, der auf die Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit der Handlung Einfluß hat, zweifelhaft sey, oder gar weg bleibe.

4) Man muß darauf sehen, daß die Kinder bei ihrer Beurtheilung ja keinen von diesen Umständen übersehen. Denn es muß, wenn man sehen will, ob der Entschluß des Handelnden zu einem Gesetze für alle Menschen geschickt sey, jeder vorwaltende, auf Sittlichkeit Bezug habende Umstand in Erwägung gezogen werden. Eine ganz vorzügliche Stelle nimmt hiebei der Grund ein, aus welchem sich der Handelnde

bei

Wir wollen von nun an bei unsern Redeübungen solche Erzählungen vorbringen und bei

bestimmt, etwas zu thun; es darf daher dieser Grund in der Beurtheilung ja nicht übersehen werden. — Ich erinnre mich, daß ein Bestreiter des Kantischen Moralprincips die Unstatthaftigkeit dieses Princips dadurch zeigen wollte, daß er sagte: Hr. Kant hat den Grundsatz, unverheirathet zu bleiben, gewählt. Er muß dies also für recht gehalten haben, und sich getrauen, in einem allgemeinen Gesetze den ehelosen Stand zu verordnen.

Man hat aber bei dieser Einwendung zwei wichtige Fehler begangen. Der erste ist der, daß man auf den Grund, aus welchem die Ehelosigkeit gewählt wurde, nicht Rücksicht genommen hat. Ich will annehmen, der Philosoph habe gedacht, daß die Ehe bei den großen Zerstreuungen, welche sie mit sich bringt, ihn von der literarischen Laufbahn, welche er sich vorgezeichnet hatte, abhalten werde; so war dies also der Grund zu Ergreifung der Maxime der Ehelosigkeit, und man wird zugeben, daß jedermann, bei einem solchen Grunde, unverheirathet bleiben dürfe. Gesetzt aber, ein Wollüstling wählte die Ehelosigkeit, weil er, außer der Ehe sich mehr Vergnügen in Befriedigung des Geschlechtsreitzes verspricht; so ist hier ein ganz anderer Grund zu Ergreifung der Maxime der Ehelosigkeit vorhanden. Ein Grund, welcher deren Ergreifung unerlaubt macht.

Der zweite Fehler besteht darinn, daß man sich eigensinniger Weise zu genau an den Ausdruck: Gesetz, Befehl u. d. gl. hält. Man glaubt nemlich,

es

beurtheilen lassen. Um das recht ordentlich anzufangen, könnt ihr Euch in drei Parthien theilen. Eine Parthie trägt die Erzählung vor; die andere Parthie beurtheilt, ob die Menschen, von denen erzählt wurde, recht oder unrecht gehandelt haben, und die dritte entscheidet, wenn etwa beide Partheien

es müsse sich, nach Kants Meinung, das was für Pflichtmäßig oder wenigstens für nicht Pflichtwidrig ausgegeben wird, jedermann als ein Gebot vorschreiben lassen. Das nicht; zuweilen will man nur wissen, ob sich eine gewisse Handlung zu einem allgemeinen Erlaubnißgesetze eigne. Dies ist hier der Fall. Bei Ergreifung einer Maxime, wie die der Ehelosigkeit, muß man nicht fragen: getraust du dich, Andern das Gebot zu geben, ehelos zu bleiben? sondern, glaubst du, Andern das Erlaubnißgesetz, ehelos zu bleiben, geben zu können? — Die Hauptvorstellung bei der Beurtheilung einer Handlung, ihrer Sittlichkeit oder Pflichtmäßigkeit ist die Vorstellung der Allgemeinheit. Wer handelt, der wählt sich einen Grundsatz für sich selbst. Will er wissen, ob die Pflicht erlaube, diesen Grundsatz zu befolgen, so stelle er sich vor, daß die ganze Welt diesen Grundsatz ergriffe. Auf der Stelle wird er nun inne werden, ob er ihn befolgen dürfe oder nicht, und ob er also in Gefahr gestanden sey pflichtwidrig zu handeln, oder nicht. Denn die ganze Fehlerhaftigkeit einer Handlung besteht darinn, daß man sich, für seine Person, eine Ausnahme von einer allgemeinen Regel verstattet.

theten nicht einig werden könnten. Wollt ihr mich auch dazu nehmen; so macht mich zu dem Oberappelations Richter; auf den Fall nemlich, daß die Partheien auch selbst mit der Entscheidung der Richter nicht zufrieden wären. — Zu Vermeidung aller Wortstreitigkeiten erinnre ich vorher, daß ihr die Ausdrücke: Recht, Pflicht, Pflichtmäßig, Gesetzmäßig, Erlaubt, Rechtschaffen, Gut, so wie die Ausdrücke: Unrecht, Pflichtwidrig, Gesetzwidrig, Unerlaubt, Unrechtschaffen, Böß, für gleichbedeutend nehmen, und also wechselsweise brauchen könnt. Zum Maasstab aber, ob etwas recht oder unrecht, erlaubt oder unerlaubt, pflichtmäßig oder pflichtwidrig sey, dient Euch jederzeit die Frage, ob man wohl das Gesetz geben könne, es solle oder dürfe jedermann so handeln.

Ihr werdet finden, daß, wenn ihr bei vorkommenden Fällen, so fragt, ihr ganz leicht herausbringen könnet, was recht oder unrecht ist. Findet ihr nun, daß etwas, was ihr zu thun Lust hattet, gleichwohl allen Menschen als Gesetz nicht gegeben werden könnte, — würdet ihr es dennoch thun?

Alle. Nein; wir würden es nicht thun.

Will. Das will ich hoffen, und glaube auch wirklich, mir es versprechen zu können. Es ist Euch wenigstens noch nie in Eurem Leben so leicht gewesen, nicht zu fehlen, als es nunmehr ist. Ich habe nicht nöthig gehabt, Euer Gedächtniß mit

vielen Regeln zu beladen, sondern es ist an einer einzigen genug. Gesetzt also, ihr fändet, daß etwas, was ihr thun wolltet, nicht als allgemeines Gesetz gegeben werden könnte, so muß dieser einzige Umstand hinreichen, Euch von der Handlung zurückzuhalten. Ihr braucht dann auf weiter gar nichts mehr zu sinnen, braucht Euch nicht etwa den Verstand und die Einsichten eines Erwachsenen oder eines großen Gelehrten zu wünschen. Dies alles nicht. Ihr habt Verstand, ihr habt Einsichten genug, da ihr eingesehen habt, daß etwas nicht als ein Gesetz für jedermann gegeben werden könne. Darüber seyd froh, und steht sogleich von der vorgehabten Handlung ab.

*

In deiner Pflicht spricht Gott zu dir.

A.

Will. Einem reichen Manne, der mit seinem Vermögen Andere gern glücklich machen wollte, wurden zwei arme Mädchen, Lischen und Auguste vorgestellt. Es waren Waisen, und sie wurden beide mit einander im Hause eines verständigen Mannes erzogen. „Wie ist denn bisher das Betragen beider Kinder gewesen?" fragte der reiche Mann, und erhielt zur Antwort: Auguste arbeitet und lernt, was ihr zukömmt. Sie liebt ihre Pflegeltern, sie geht liebreich mit dem Gesinde

nm, und, kann sie jemanden mit Rath und That beistehen, so thut sie es. Lischen ist mürrisch und sträubt sich zu lernen, was sie nicht Lust hat. Gegen das Gesinde ist sie hart und auffahrend, um andere Menschen bekümmert sie sich nicht. — Sagt mir nun, Kinder, welches von diesen beiden Mädchen wird der reiche Mann unterstützt haben?

Alle. O, ganz gewiß Augusten.

Will. Woher vermuthet ihr denn das?

Alle. Weil Auguste ein so gutes Mädchen war.

Will. Könnte man nicht auch sagen: weil Auguste so rechtschaffen und pflichtmäßig handelte?

Alle. O ja. Das ist ja einerlei.

Will. Gut. Urtheilt ihr also, daß derjenige Unterstützung, oder überhaupt, Glück verdiene, welcher rechtschaffen oder pflichtmäßig handelt?

Alle. O ja; allerdings.

Will. Ich bin auch Eurer Meinung. Auch urtheilte der reiche Mann eben so, wie wir. Er lies Augusten mehrere neue Kleidungsstücke machen; er kaufte ihr ein schönes Nähkörbchen, nebst Nadeln, Scheeren und allem Zubehör, und gab ihr auch noch die Erlaubniß, sich wöchentlich vier Groschen an Geld von ihm holen zu können. — Seyd ihr also sowohl mit dem Manne, als mit dem Mädchen zufrieden?

Alle. O ja.

Will. Ich auch. Denn ich finde, daß alles so zugegangen ist, wie es seyn soll, und wie ich es selbst hätte anordnen mögen. Das Mädchen war rechtschaffen und verdiente ein Glück; der Mann urtheilte richtig, und machte sie glücklich.

Was würdet ihr gesagt haben, wenn der reiche Mann Augusten nichts gegeben, sondern seine Wohlthaten an Lischen gewandt hätte?

Alle. Wir würden gesagt haben, daß er sie lieber an Augusten hätte wenden sollen.

Will. So hätte ich auch urtheilen müssen. Ich würde immer Anstoß an der Handlung dieses Mannes genommen, und geglaubt haben, er habe die Sache nicht gehörig überlegt. Denn ich habe den Grundsatz, „daß derjenige, der das Glück nicht verdient, auch kein Glück erhalten solle; daß aber derjenige, der das Glück verdient, auch Glück erhalten solle. Was meint ihr zu diesem Grundsatze?

Alle. Wir glauben eben so.

Will. Aber weiß man denn immer, ob jemand das Glück verdiene?

Alle. Daß wissen wir nicht.

Will. Ihr wißt es doch wohl, wenn ihr nur nachdenken wollt. Ihr wußtet doch, daß Auguste verdient habe, glücklich gemacht zu werden, nicht aber Lischen. Das wußtet ihr doch?

Alle. O ja.

Will. Auguste aber that, was ihre Pflicht mit sich brachte, tischen that es nicht. Nichtswahr?

Alle. So ist es.

Will. Wie also, wenn ich sagte: „derjenige verdient das Glück, der seine Pflichten erfüllt; derjenige aber verdient kein Glück, der seine Pflichten nicht erfüllt?

Alle. Ja ja, das ist richtig.

Will. Seht! so kann man also gar wohl wissen, ob jemand das Glück verdiene? Man muß nur auf seine Handlungen sehen. Sind diese der Pflicht gemäß, so verdient er das Glück; im Gegentheil verdient er kein Glück.

Gesetzt nun, Ihr würdet auf der Stelle reiche Leute, und wolltet im Lande herumreisen, um die Menschen glücklich zu machen; würdet ihr Eure Wohlthaten an Gute und Böse, an Rechtschaffene und Unrechtschaffene austheilen?

Alle. Nein. Wir würden nur den Rechtschaffenen geben.

Will. Ich würde dies billigen. — Merkt Euch also, daß wir nun über den Grundsatz: „Wer rechtschaffen ist, der verdient das Glück, wer nicht rechtschaffen ist, verdient aber keines," mit einander überein gekommen sind. Statt den Worten: „verdient das Glück," kann

man

man auch sagen: „des Glückes werth, oder glückswürdig *)."

B.

Will, Könnte denn ein Mensch wohl mehr Glück verdienen, als der andere?

Alle. O ja.

Will. Allerdings. Wenn er nemlich seine Pflichten genauer erfüllt, als der Andere. — Aber sagt mir nun auch, ob Menschen wohl ganz genau wissen können, „ob und wie jemand seine Pflichten erfülle?"

Alle. Warum nicht?

*) Zu Verhütung alles Mißverständnisses erinnere ich nochmals daran, daß man unter Glück, nicht die Zufriedenheit verstehen müsse, welche der Rechtschaffene über sich selbst hat, dies muß man Selbstzufriedenheit, Gemüthsgröße u. d. gl. nennen, sondern unter Glück ist alles das zu verstehen, was der einzelne Mensch sich selbst nicht geben kann, aber doch zu Erhaltung seines Lebens, zu Beförderung seiner Absichten, zu Stillung seiner mannichfaltigen Bedürfnisse bedarf. So erhaben es auch klingt, so ist es doch ein sehr fehlerhafter Ausdruck, wenn man sagt, daß ein Mann, der unverschuldetes Elend mit Standhaftigkeit erträgt, ein glücklicher Mann sey. Nein, er ist groß, aber unglücklich. Es liegt äußerst viel daran, in moralischen Dingen bestimmt zu sprechen. Auch ist Glück und Glückseligkeit einerlei.

Will. Ihr bedenkt vielleicht nicht, wieviel eigentlich in meiner Frage liege? Nehmt also einmal mich zum Beispiel an. Könnt denn z. B. ihr wohl mit aller Genauigkeit sagen, daß ich alle meine Pflichten so gut, als mir möglich wäre, erfülle? Könnet ihr wohl wissen, was mir als Pflicht obliegt? Könnet ihr alle meine Handlungen, und also auch die, die ich in der Stille und auf meinem Zimmer vornehme, beobachten?

Alle. Nein; das können wir nicht.

Will. Und so, meine Lieben, kann dies auch niemand andres. Zwar könnte ein erwachsener Mensch, ein Freund, der bei mir im Haus wohnte, allerdings genauer über mich urtheilen, als ihr; aber ganz genau könnte er es doch nicht. Denn es kann schlechterdings kein Mensch den andern durchaus beobachten.

Glaubt ihr also noch, daß irgend ein Mensch ganz bestimmt angeben könnte, wieviel der andere Glück verdiene oder nicht?

Alle. Nein; wir glauben dies nun nicht mehr. Denn dazu gehörte, daß ein Mensch den andern ganz genau und durchgängig beobachten könnte.

Will. Ganz richtig. — Es folgt aber hieraus etwas sehr wichtiges, nemlich: „daß Menschen einander die Glückseligkeit nicht zutheilen können, welche jeder von ihnen verdient.“

Eben?

Ebendeswegen nemlich, weil wir die einzelnen Menschen nicht immerdar beobachten können, muß uns manches Gute, was geschieht, es kann uns aber auch manches Böse, was sie sich zu Schulden kommen lassen, verborgen bleiben. Menschen können also, mit Einem Worte, die Vertheiler verdienter Glückselig-keit nicht seyn.

Fällt Euch überdies nicht noch ein Grund ein, warum Menschen nicht im Stand seyn würden, einander so viel Glück zukommen zu lassen als jeder von ihnen verdient?

Alle. Nein; es fällt uns nichts bei.

Will. „Die Menschen sind offenbar nicht mächtig genug, um jeden einzelnen so glücklich zu machen, als er es verdienen könnte."

Nehmt wieder mich selbst als Beispiel an. Ich will voraussetzen, daß ich wirklich alle meine Pflichten auf das allergenauste erfüllte, und daß ich also der Glückseligkeit werth wäre, welche ich mir wünsche. Da würde ich mir also z. B. wünschen, daß ich alle Kinder, die mir geboren würden, groß ziehen und zu rechtschaffenen und geschickten Menschen bilden könnte. Ich müßte mir also doch wünschen, so lange zu leben, bis meine Kinder groß gezogen wären? Wo ist aber der Mensch, der mir dieses Glück geben kann? wo ist der Mensch, der mich vor tödtlichen Krankheiten bewahren, oder mich vor dem Blitz-

strahl schützen könnte? — Ich wünsche mir, ferner, daß kein Krieg über mein Vaterland kommen möge, der mich und unsere Nachbarn sehr beunruhigen und auch wohl ganz unglücklich machen könnte. Ich wünsche, daß mein Habe und Gut immerdar von Feuer und Hagel verschont bleiben möge. Aber welcher Mensch kann mich vor Krieg, vor Feuer und Hagel schützen?

Seht nun! alle diese Dinge rechne ich zu meiner Glückseligkeit, und diese Dinge würden mir auch die Menschen zu Theil werden lassen, wenn sie mich kennten, und, wie ich vorausgesetzt habe, der Glückseligkeit würdig fänden. Aber wo ist ein Mensch, der mir dies geben könnte? — Es ist also gewiß, „Menschen sind nicht im Stande, Glückseligkeit an einander auszutheilen. Sie kennen einander nicht genau genug, und sind auch zu ohnmächtig dazu."

Einige. Auch kennt ja niemand alle Menschen auf der Erde!

Will. Ganz richtig. Dies ist auch ein sehr wichtiger Umstand. Wie will man jemanden glücklich machen, den man gar nicht kennt, ja von dessen Aufenthaltsort man nicht einmal etwas weiß? Nehmt nun vollends noch dazu, daß wahrscheinlich nicht nur auf unserer Erde Menschen wohnen, sondern das Wesen, mit denen wir wenigstens Aehnlichkeit haben, auch auf den vielen Sternen wohnen, die wir zur Nachtzeit sehen! Wo ist der

Mensch,

Mensch, der sich anmaaßen wollte zu sagen: „ich kann die Menschen in der Welt so glücklich machen, als sie verdienen?"

Wir wollen doch nun einmal sehen, wie der Mensch eigentlich beschaffen seyn müßte, wenn er andern die Glückseligkeit geben sollte, welche ein jeder verdient? — Wer hilft mir?

Einige. Er müßte alle Menschen kennen.

Will. Ganz recht. Er müßte aber alle Menschen nicht nur kennen, sondern er müßte auch alle Menschen unaufhörlich beobachten können. Er müßtet also alles wissen, was in der ganzen, weiten Welt vorgeht. Diese Eigenschaft nennt man Allwissenheit. Wer also im Stande seyn soll, jedem das Maaß von Glückseligkeit zuzutheilen, das er verdient, der muß allwissend seyn. — Was müßte er ferner haben?

Andere. Er müßte sehr reich seyn.

Will. Allerdings; oder eigentlich wollt ihr wohl sagen, sehr mächtig, d. h. er müßte im Stande seyn, das auch sogleich zu verschaffen, was jeder bedarf und verdient. Er müßte über Hagel und Erdbeben, über Jahrszeiten und Ungewitter gebieten können; er müßte, mit einem Worte, Herr über die ganze Natur, und also allmächtig seyn. — Wer nennt mir noch eine Eigenschaft eines Wesens, welches im Stande wäre,

Glück in der Welt nach Verdienst auszutheilen?

Nach eingetretenem Stillschweigen.

Will. Müßte dieses Wesen nicht auch über Gut und Bös gerade so denken, wie wir? Oder müßte, seinen Gedanken nach, der Rechtschaffene Unglück, der Nichtrechtschaffene aber Glück verdienen?

Alle. O nein; es müßte hierüber gerade so denken, wie wir.

Will. Allerdings. Es müßte ihm nichts theurer seyn, als Rechtschaffenheit und Tugend, und es müßte immerdar nach dieser Vorstellung handeln. Diese Eigenschaft nennt man nun Heiligkeit. Ein Wesen also, welches Glück in der Welt nach Verdienst austheilen soll, muß heilig, muß allwissend und allmächtig seyn. Ein solches Wesen nennt man Gott. Es kann also nur Gott Glückseligkeit in der Welt nach Verdienst austheilen.

C.

Will. Ihr habt das Wort: Gott, schon öfter gehört, und schwerlich werdet ihr gewußt haben, was ihr dabei eigentlich zu denken habt. Wißt ihr es aber nunmehr?

Alle. O ja.

Will. „Gott" ist der Name des Wesens, welches heilig, allwissend, und allmächtig ist, und in der Welt die verdiente Glückseligkeit aus:

austheilt. — Doch! mir fällt etwas bei. Ihr sagtet mit Recht, daß der Rechtschaffene Glückseligkeit verdiene. Wenn nun jemand das Gegentheil von Rechtschaffen ist, kann er da wohl auch verdienen, glücklich zu seyn? — Würdet ihr z. B. einem faulen Menschen, der nichts lernen mag, Geld und Güter schenken, damit er sich in seiner Faulheit recht pflegen kann? oder würdet ihr einem Straßenräuber Kostbarkeiten, angenehme Landgüter und Kutschen und Pferde schenken, wenn ihr dergleichen auszutheilen hättet?

Alle. Nein; das würden wir nicht thun.

Will. Ich auch nicht. Dem Rechtschaffenen soll Glückseligkeit zu Theil werden, und man nennt das alsdann Belohnung. Der Rechtschaffene verdient also belohnt zu werden. Wer aber nicht rechtschaffen ist, den nennt man böse. Der Böse verdient, daß es ihm unangenehm gehe, und man nennt das Unglück, das ihm seiner Unrechtschaffenheit wegen widerfährt, Strafe. Es verdient also der gute Mensch Belohnung, der böse aber verdient Strafe.

Da nun also Gott das Wesen ist, welches jedem in der Welt zutheilt, was er verdient, so wird er wohl auch die Unrechtschaffenen strafen müssen?

Alle. Allerdings.

Will. Ich denke eben so, wie ihr, und sage also, daß Gott auch die Eigenschaft der Gerechtigkeit habe. Denn man nennt das Gerechtigkeit, wenn dem Rechtschaffenen Glück, dem Unrechtschaffenen aber Unglück zu Theil wird.

Demnach habt ihr Euch unter: Gott, ein heiliges, allwissendes, allmächtiges und gerechtes Wesen zu denken, unter welchem alle Menschen stehen, unter welchem also auch Ihr stehet, und welches uns allen Glück oder Unglück austheilet, je nachdem ein jeder dieses oder jenes verdienet.

D.

Auf unserer Gesetztafel stehet: „In deiner Pflicht spricht Gott zu dir.“ Versteht ihr nun, was diese Worte eigentlich sagen wollen?

Alle. Nein; noch nicht.

Will. Sie wollen sagen, „man müsse alles, was uns die Pflicht zu thun befiehlt, zugleich als Gebot und als Willen Gottes ansehen.“

Wenn also z. B. ein braves Kind, dem etwas, was ihm die Eltern aufgetragen haben, hart ankömmt, denkt: „du willst es doch thun, weil deine Eltern es dir aufgetragen haben, denn es ist ja Pflicht, das zu thun, was die Eltern haben wollen,“ so kann dieses Kind zugleich auch denken: „und noch dazu thust du hierinne auch den Willen Gottes, und machst dich also auch

des

des Glückes werth, das dieses Wesen dir zugedacht haben wird." — Diese Vorstellung bringt eine beinahe unglaubliche Beruhigung in das Gemüth, und bewirkt oft, daß wir manche saure Pflicht dennoch ohne langen Kampf mit uns selbst ausüben.

Und in der That, meine Kinder, finde ich dies auch sehr erklärbar. Denn wenn der Mensch bloß bei dem Gedanken feststeht: „das ist deine Pflicht," so ist ihm zuweilen, als muthete ihm jemand zu, gleichsam mit verschlossenen Augen zu handeln. Kömmt aber der Gedanke hinzu: „das will auch Gott haben," so ist es, als sähe man nun viel besser ein, wozu es nütze, so zu handeln, und man entschließt sich viel leichter dazu. Ich will Euch hievon ein Gleichniß geben.

Gesetzt es käme eines von Euren Gespielen, und sagte, etwa zu dir, Philipp: mache mir doch geschwind eine Blumenguirlande von zwei Ellen in der Länge. Wäre dir es nun lieber, wenn er gleich hinzusetzte: ich will diese Guirlande morgen bei meines Vaters Geburtstag mit brauchen, oder würdest du seinen Auftrag geneigter erfüllen, wenn er dir nicht sagte, wozu er sie brauchen will?

Phil. Nein. Es wäre mir lieber, wenn er mir sagte, wozu er sie brauchen will.

Will. So ist es nun auch mit unserer Pflicht. Wir sehen zuweilen gar nicht ein, was denn dabei herauskommen werde, wenn wir nun auch thun,

was

was unsere Pflicht ist. Und freilich gehen wir alsdann schwer an die Erfüllung derselben. Denken wir aber nun weiter, es sey der Wille Gottes, daß wir dieses thun, so sehen wir zwar eben so wenig bestimmt, was dabei herauskomme; wir sind aber doch versichert, daß zuverlässig etwas dabei herauskomme, denn wir denken alsdann so: „Es scheint dir sonderbar, daß du jetzt etwas thun sollst, was dir so ganz gegen Neigung und Wunsch ist, und wo du auch gar nicht einsiehst, wenn und wozu es nützen solle. Allein das schadet nicht. Es hat dich das große und allmächtige Wesen, welches die Welt regiert, dahin gebracht, daß du jetzt thun sollst, was die Pflicht dir gebietet. Dieses Wesen wird also die Sache schon so einzurichten wissen, daß dieser Gehorsam gegen die Pflicht etwas nütze, ja sogar wünschenswürdige Folgen für dich selbst habe; denn es kann dich ja für deine Pflichterfüllung nicht unglücklich machen."

Nun wird es dem Menschen, wie dem Kinde, das schon öfters gesehen hat, wie ein weiser und überlegender Vater alles ins gehörige Geleise zu bringen und zur Zufriedenheit der Kinder zu beendigen versteht. Wir setzen uns nun darüber hinaus, daß wir nicht wissen, was bei der Pflichterfüllung eigentlich herauskomme, wir halten uns bloß an den Gedanken der Pflicht selbst, und thun sie, es mag auch Aufopferung kosten, soviel als es wolle.

Ihr

Ihr habt die Geschichte von Johann Huß schon öfters gelesen und erzählt. Ihr wißt, daß man von ihm verlangte, er solle etwas als eine Unwahrheit widerrufen, was er doch für Wahrheit hielte. Huß hielt für pflichtwidrig, den Heuchler zu spielen, und starb, da er der Pflicht ergeben blieb, in den Flammen des Scheiterhaufens.

Wie sonderbar mußte diesem Manne sein Schicksal vorkommen. Jedermann hält es für pflichtmäßig und verdienstlich, daß man sage, was man für wahr hält, zumal wenn es eine Sache von Wichtigkeit betrifft. Es sollte also ein Mann, der dieses thut, eigentlich belohnt werden. Auch hier geschah nun gerade das Gegentheil. Man strafte ihn dafür mit einer der härtesten Strafen, man verbrannte ihn.

Gewiß hat der brave Mann zuweilen gedacht: „ist es denn auch wirklich deine Pflicht, Wahrheit zu sagen, und was kömmt denn nun dabei heraus, ob du Wahrheit sagst oder nicht?" Eben so gewiß aber hat er sich hierauf geantwortet: „Allerdings ist es deine Pflicht, Wahrheit zu sagen, und du würdest als ein Niederträchtiger handeln, wenn du etwas anderes sagen wolltest. Zwar siehst du freilich nicht ein, was dabei herauskomme, ob du die Wahrheit bezeugest oder nicht, du siehst vielmehr offenbar daß du dich jetzt dadurch in den martervollsten Tod stürzest. Allein,

du willst dennoch an der Pflicht fest halten. Es hat das große Wesen, welches die Welt regiert, dir geboten, die Wahrheit zu sagen, du erfüllest, indem du ~~bei~~ deiner Pflicht bleibst, den Willen jenes großen Wesens, und kannst also versichert seyn, daß nicht nur etwas Gutes überhaupt aus deiner Pflichtbefolgung entspringe, sondern daß diese sogar auch dir noch zum Vortheil gereichen werde, weil du dich durch diese Handlung des Glückes würdig machst." — Glaubt ihr nicht auch, meine Kinder, daß eine solche Denkart diesem braven Manne die Standhaftigkeit werde zubereitet haben, mit welcher er einen so martervollen Tod erlitt?

Alle. O ja; denn er konnte versichert seyn, daß es nicht gleichgültig wäre, ob er die Wahrheit bekannte oder nicht.

Will. Ganz richtig. Selbst wir, die wir doch nur wenig davon begreifen können, wie Gott die Welt regiere, sehen jetzt, da wir vierthalbhundert Jahre später leben als Huß, ein, wie gut es war, daß Huß lieber starb, als widerrief. Denn seine Lehre machte durch eine so standhafte Vertheidigung großen Eindruck auf die Menschen, und es kamen nach und nach immer mehrere zum Vorschein, welche ebenfalls gegen die Irrthümer, welche Huß hatte verbannen wollen, laut und mit Eifer sprachen. Dadurch wurden nun diese Irrthümer immer allgemeiner für Irrthümer erkannt,

und

und wurden dadurch immer weniger und weniger schädlich. — — —

Macht nun hievon die Anwendung auf Euch, lieben Kinder! Es geht Euch, wie uns Erwachsenen. Es kömmt Euch zuweilen schwer an, das zu thun, was ihr als Pflicht erkennt. Haltet aber demungeachtet fest an dem Gedanken: „es ist meine Pflicht.“ Und wollen die widerstrebenden Neigungen und Wünsche durchaus nicht weichen, so denkt noch: „es ist dem Wesen, welches die Welt regiert, nicht einerlei, ob du dieses thust oder nicht, denn es ist sein Wille, daß du dies thun sollst. Du bringst also nicht nur Unordnung in die Regierung dieses Wesens, sondern du bestimmst auch dasselbe, dich zu strafen, und dir also Unannehmlichkeiten wegen dieser Nichterfüllung deiner Pflicht zuzuschicken.“ — Was glaubt ihr, wird Euch dieser Gedanke zu Fleiß, zu Gehorsam, zu Ablegung Eurer Fehler, und zu Befolgung dessen, was ihr als Pflicht erkennt, wenn es Euch auch schwer würde, antreiben können?

Alle. O ja; ganz gewiß.

Will. Ich glaube es auch. — Ihr werdet daher wohl thun, wenn ihr Euch zuweilen absichtlich an diese Unterredung erinnert. Ja, ich würde Euch vorschlagen, daß ihr sie mit möglichster Genauigkeit und Ordnung zu Papier brächtet. Ich weiß ziemlich ausführlich, was gesprochen worden ist,

und werde schon ergänzen, was Euch etwa entfallen seyn sollte *). — Wenn ihr dann das Geschriebene zuweilen durchlest, so glaube ich sicher, daß es Euch beifallen werde, so oft ihr in Versuchung gerathen solltet, etwas Unrechtes zu thun, und dann wird es Euch auch von der Vergehung zurückhalten.

E.

Will. Nunmehr, meine Lieben, bin ich im Stande, auf eine Frage zu antworten, welche schon von einigen unter Euch zuweilen an mich gethan worden ist, nemlich, was denn Gott eigentlich sey? Ich versprach Euch, diese Sache einmal in einer Lehrstunde vorzunehmen. Jetzt erfülle ich mein Versprechen und sage also: „Gott ist das unsichtbare Wesen, welches alles Vorhandene erschaffen hat, und jedem Menschen zutheilt, was er verdient."

Ihr seht also, daß die Menschen mit Gott in einem sehr genauen Verhältnisse stehen. Dies ist die Ursache, warum auch rohe Leute das Wort: Gott mit Ehrerbietung aussprechen, sobald sie nur mit irgend etwas Besinnung reden.

Ei:

*) Ein solcher guter Rath war bei Hn. Willichs Erziehungsart den Kindern jederzeit Befehl, und wurde ohne weiteres befolgt.

Einige. Und eben deswegen, weil in der Kirche von Gott gesprochen wird, muß man in derselben stille und anständig seyn. Nicht wahr?

Will. Allerdings. Ich werde auf diesen Punct noch zu sprechen kommen. Hört mir nur aufmerksam zu.

Ich habe gesagt, erstlich: Gott ist ein unsichtbares Wesen. Damit will ich sagen, Gott komme nie unter irgend einer Gestalt, weder unter Menschen- noch Thiergestalt, vor unsere Augen, habe also auch gar keinen Körper und keine körperlichen Gliedmaßen, könne auch mit Menschen nicht reden, eben weil er keine Zunge hat, kurz, Gott sey gar nicht von der Art, daß irgend etwas von ihm, sondern nur bloß das, was er gemacht hat, von Menschen vorgestellt werden könne. Es ist hiermit beinahe so, als wie mit einer künstlichen Uhr, deren Verfertiger gestorben ist. Da können wir den Verfertiger ebenfalls nicht kennen lernen, ob wir gleich sein Werk vor uns haben. Eben so haben wir die ganze Natur, als das Werk Gottes, vor uns, der Werkmeister aber bleibt uns verborgen, nicht, weil er gestorben ist, sondern weil wir gar nicht im Stande sind, ihn selbst vorzustellen.

Von diesem Wesen sagte ich nun, zweitens, es habe die Welt erschaffen. Das denke ich mir auf folgende Art:

Dieses höchste Wesen wollte, daß außer ihm noch mehrere Wesen da wären, welche Verstand hätten, und nach dem Gesetze handelten, nach welchem jenes Wesen selbst handelte. Es wurden also Menschen erschaffen. Denn die Menschen sind, unter allen vorhandenen Geschöpfen die einzigen, welche von einem Gesetze etwas wissen.

Einige. Aber sagten Sie nicht einmal, es könne auf andern Weltkörpern Wesen geben, welche vielleicht ganz anders aussähen, als die Menschen?

Will. Ich will Euch erklären, wie meine beiden Aussagen zusammenhängen.

Daß der Mensch einen Leib mit Gliedmaßen, Haut, Haaren u. dgl. hat, das ist ihm mit den Thieren gemein, denn diese haben auch Gliedmaßen, Haut, Haare u. dgl. Aber von Recht und Unrecht wissen die Thiere nichts; auch haben sie keinen Verstand: denn ob sie zwar allerley Künste lernen können, oder gar schon mit auf die Welt bringen, so können sie doch nichts begreifen, nichts erfinden, und es mag ihnen begegnen, was da will, so wissen sie doch nicht, wie es eigentlich hiemit zugegangen sey.

Wenn ich also jetzt von Menschen rede, so denke ich gemeiniglich an diejenigen von seinen Eigenschaften, von welchen die Thiere nichts haben, nemlich an Verstand und Willen,

len, denn der Wille ist eben das Vermögen nach einem Gesetze handeln zu können.

Da es nun gar wohl möglich ist, daß Wesen, welche Verstand und Willen haben, dabei einen Leib hätten, der ganz anders beschaffen wäre, als unser Leib, so könnte es gar wohl seyn, daß auf anderen Weltkörpern Wesen lebten, die uns zwar darinn ähnlich sind, daß sie Verstand und Willen haben, in Rücksicht ihres Körpers aber uns durchaus unähnlich wären. — Demungeachtet könnten also doch die Wesen, welche auf andern Weltkörpern leben mögen, auch Menschen genannt werden.

Kurz — Gott schuf also Menschen. — Und da es ihm gefiel, diese Menschen so zu erschaffen, daß sie nur durch fortwährende Uebung dahin kommen, daß immer ein größerer Theil ihrer Handlungen dem Gesetze angemessen sey, und da diese Menschen auch mancherlei Bedürfnissen unterworfen wurden, zu deren Befriedigung Materie nothwendig war; so erschuf Gott auch die Außenwelt. — Versteht ihr vielleicht diese Ausdrücke noch nicht ganz?

Alle. Nein. Wir bitten um eine Erläuterung.

Will. Recht gerne. Eure Aufmerksamkeit kömmt mir gerade heute recht erwünscht.

Nichtwahr? ihr wißt doch, daß die mit Verstand und Willen begabten Wesen, welche wir

kennen, Magen und Gaumen haben; so daß sie hungern und dursten?

Alle. O ja; das wissen wir.

Will. Ihr wißt doch auch, daß alles, was wir von Essen und Trinken zu uns nehmen, mit Händen angegriffen und befühlt werden kann?

Alle. O ja.

Will. Was man nun mit Händen wirklich angreifen und befühlen kann, das nennt man Körper; brauchen wir aber zum Leben nicht auch die Luft?

Alle. O ja. Wir brauchen sie zum Athemholen.

Will. Richtig. Auch brauchen wir sie zum Hören, denn wenn wir etwas hören sollen, muß die Luft in eine zitternde Bewegung gerathen, und dadurch an unsre Ohren anschlagen. — Könnt ihr die Luft aber auch so angreifen und befühlen, wie ein Stück Fleisch, oder wie das Wasser?

Alle. Nein.

Will. Nein, das kann man nicht. Man nennt nun alles das, was der Mensch zwar bedarf, was aber nicht mit Händen gegriffen und befühlt werden kann, Materie *). Und weil, wie ich Euch ein

*) Ich erinnere hier nochmals, daß der Erzieher nur die begreiflichsten und in die Sinne fallenden Merkmale angeben muß, wenn er etwas charakterisirt. An die andern kehre er sich nicht. Dazu ist es noch Zeit. So ist

ein andermal zeigen will, selbst die Körper, z. B. Fleisch, Holz, Wasser, aus Materie bestehen, so versteht man unter dem Ausdruck: Materie, alles, was vorhanden ist, und auf irgend eine Art zum Leben des Menschen oder zum Gebrauch seiner Sinneswerkzeuge gehört. — Sage ich also, Gott habe, der von ihm erschaffenen Menschen wegen, auch die Materie oder die Außenwelt erschaffen, so sage ich mit diesem Ausdruck ungefähr: Gott habe Erdkörper geschaffen, damit nicht nur der Mensch auf denselben stehen, gehen und wohnen, sondern auch von denselben seine Nahrungsmittel, nemlich Thiere und Pflanzen, nehmen könne. Er habe die Luft erschaffen, damit der Mensch seine Ohren brauchen und Athemholen könne; auch damit die Thiere und Pflanzen, deren der Mensch bedarf, leben und wachsen könnten. Er habe die Sonnen erschaffen, damit sie die Erdkörper erwärmen, erleuchten, fruchtbar und bewohnbar machten. —

ist hier, mit gutem Vorbedacht, die Luft nicht unter die Körper gerechnet worden, ob sie gleich in der Physik ein Körper heißt, sondern nur unter Materie, weil sich nichts schicklicheres, den Begriff von Materie zu versinnlichen, fand, als die Luft. Das Wort: Materie, mußte aber, wenn der Vortrag nicht weitschweifig und schleppend werden sollte, gebraucht werden.

Habt ihr nun, was ich bisher gesagt habe, alles verstanden und im Kopfe behalten?

Alle. O ja, lieber Vater.

Will. Gut. So werdet ihr auch das Wenige verstehen, was ich nun noch sage. Ich sagte nemlich, drittens, Gott theile auch jedem Menschen zu, was er verdiene. — Wer erklärt mir diese Worte?

Einige. So, daß es demjenigen, der recht thut, wohl gehe, demjenigen aber, der unrecht thut, übel.

Will. Ganz richtig. Nun sagt mir aber einmal; trefft ihr denn wirklich auf der Welt an, daß es dem Rechtschaffenen wohl gehe, dem Unrechtschaffenen aber übel? Nach unbestimmten Antworten. Hört mir zu. Ich will Euch auch über diesen Punct meine Meinung sagen.

Man trifft allerdings oft rechtschaffene Menschen an, denen es nicht wohl geht. Sie sind oft so arm, daß sie bis zum Krankwerden arbeiten müssen, um für sich und ihre Kinder Brod zu haben. Es bleibt ihnen wenig oder gar keine Zeit zu einem angenehmen Spatziergang; sie haben kein Geld, ihre entfernt lebenden Geschwister oder Anverwandten besuchen zu können. Ihre Kinder sterben ihnen, oder werden unter die Soldaten genommen u. s. w. Dagegen kenne ich auch Leute, die den ganzen Tag nichts arbeiten, die hart gegen Nothleidende sind, Taglöhner um ihren verdien-

ten

ten Lohn verkürzen, arme Handwerksleute lang auf ihr Geld warten lassen, übel von andern Menschen sprechen; die schlemmen und schwelgen und spielen bis spät in die Nacht hinein. Diesen Menschen geht es wohl. Sie können sich Vergnügen machen, so oft sie nur wollen. Sie können reisen, können einander zu Vierteljahren besuchen; können, wenn sie krank werden, die geschicktesten Aerzte holen lassen, mit Einem Worte, so weit man sich nur gegen Unannehmlichkeiten verwahren kann, so weit können sich diese Menschen auch vor denselben verwahren.

Das alles scheint doch nun ganz verkehrt. Denn eigentlich sollte der rechtschaffene und arbeitsame Mann sich solche Bequemlichkeiten verschaffen können, aber der Schwelger und der Faule sollte darben. Werdet ihr mir also recht geben können, wenn ich sage, „Gott theile jedem Menschen zu, wie es dieser verdient?"

Alle. Nein; wir können Ihnen nicht recht geben.

Will. Ich will Euch also noch etwas über die Sache sagen. — Seyd ihr, erstens, noch überzeugt, daß wir Menschen nie ganz sicher und genau urtheilen können, ob einer von uns Glück verdiene, und wieviel er verdiene?

Alle. O ja. Wir wissen wohl, daß dies kein Mensch kann, denn es kann niemand mit vollkommener Zuverlässigkeit sagen, was der Andere für Pflichten habe, und wie genau er sie erfülle.

Will. Recht so. Gesetzt also, daß wir auch Menschen antreffen, welche nicht in dem Grade glücklich sind, als sie es uns zu verdienen scheinen, so können wir, erstens, doch nicht mit vollkommener Sicherheit sagen, ob sie wirklich eines noch größeren Glückes werth sind, oder nicht.

Aber, zweitens, so ist dem Menschen doch nichts schätzbarer als die Tugend, oder, mit andern Worten, die Pflichterfüllung. Nun hat aber ein Mensch, wenn er mit Mangel und Trübsal zu kämpfen hat, eben hiedurch Gelegenheit, zu versuchen, ob er auch wirklich recht tugendhaft und ausharrend im Guten sey. Man könnte also gar wohl annehmen, Gott lasse es manchem Menschen zuweilen deswegen unglücklich gehen, damit dieser Veranlassung habe, recht tugendhaft zu seyn, und sich dadurch recht viel Glück zu verdienen, welches ihm dann auch schon, späterhin, noch zu Theil werden werde. Da könnte es also gar wohl kommen, daß Mancher schon in diesem Augenblicke allerdings mehr Glück verdiente, als er wirklich hat; allein es wird ihm vielleicht deswegen noch eine Zeitlang entzogen, damit er Veranlassung habe, sich eines noch größeren Glückes werth zu machen, dessen er einmal schon theilhaftig werden wird. Glaubt ihr nicht, daß dies so seyn könnte?

Alle. O ja; allerdings. Denn es stellt ja auch mancher Vater ein Kind damit auf die Probe, daß er ihm etwas unangenehmes aufgiebt, um

dem

dem Kinde Gelegenheit zu geben, sich als ein tugendhaftes Kind zu zeigen.

Will. Ihr habt ganz recht. Ein' solches Exempel erläutert vortrefflich, was ich sage.

Ihr seht also ein, daß ich recht haben kann, wenn ich sage, „Gott theile jedem Menschen so viel Glückseligkeit zu, als er verdiene," ob man gleich redliche Menschen antrifft, welche weniger Glückseligkeit haben, als sie zu verdienen scheinen, und andere, im Gegentheil, welche des Glückes, das sie genießen, wohl nicht werth seyn mögen.

Wir dürfen also, wenn wir so etwas sehen, an der Gerechtigkeit Gottes nicht zweifeln, sondern wir müssen denken, daß wir Menschen zu kurzsichtig sind, um diese Angelegenheiten vollkommen beurtheilen zu können; und wir können uns dennoch darauf verlassen, daß Gott zuverlässig jedem giebt, was er verdient. Ja wir können versichert seyn, daß wir selbst, wenn wir die Welt regierten, und an Einsichten und Macht Gott vollkommen gleich wären, jedem Menschen gerade das thun würden, was ihm wirklich geschieht, und daß wir daher jetzt über die Begebenheiten, die uns treffen, zuweilen nur aus dem Grunde unzufrieden und erstaunt sind, weil wir uns mehr Einsichten über das, was der Mensch verdient, und was er werth oder nicht werth ist, zutrauen, als wir wirklich haben.

Könnten wir z. B. die Denkungs- und Handlungsart der Menschen so genau untersuchen, als wir die Natur untersuchen und beobachten können, so würden wir ganz gewiß in den Begebenheiten, welche den Menschen unmittelbar betreffen, eben die Ordnung und Weisheit antreffen, die wir in der Natur finden. Ihr wißt zum Theil schon, wie passend und vernünftig in der Natur alles eingerichtet ist, und zum Theil werdet ihr es noch bei fortgesetzter Aufmerksamkeit erfahren. Ihr wißt z. B. daß des Winters über fast gar keine Insekten bei uns anzutreffen sind, und daß also die Vögel, welche von Insekten leben, so wie auch die Frösche, würden verhungern müssen. Was hat nun Gott in dieser Rücksicht für eine Einrichtung in der Natur gemacht? Viele Vögel ziehen mit Anbruch des Winters in wärmere Gegenden, wo sie ihre Nahrung antreffen. Andere Vögel verfallen, so wie die Frösche, in einen erstarrenden Schlaf, der den ganzen Winter über dauert, diesen Thieren aber nichts schadet, und von welchem sie erst im Frühjahr, wenn die Insekten ebenfalls wieder zum Vorschein kommen, erwachen. — Seht wie vollkommen diese Einrichtung in der Natur ist! Wir würden aber zuverlässig dieselbe vollkommene Einrichtung in Vertheilung dessen, was den Menschen widerfährt, erkennen, wenn wir nur die Gedanken und Handlungen der Menschen so genau untersuchen und beobachten

obachten könnten als es angeht, den Erdboden, die Insekten und die Vögel zu beobachten.

Ihr wißt, daß die Raupen eine Zeitlang verpuppt bleiben, ehe sie Schmetterlinge werden. Müßten sie nun, während daß sie in der Puppe stecken, Unrath von sich geben, so würden sie das wegen Mangel an Raum entweder gar nicht können, und also vor Schmerzen sterben, oder der Unrath würde faulen, und die Puppe mit seiner Fäulniß angreifen. Was thut also die Raupe? Sie frißt vor ihrer Verwandlung ein paar Tage lang nichts, und leert alles aus, was sie von Unrath im Leibe hat. Nun steht ihr also durch ihren eigenen Unrath keine Gefahr bevor, und ihre Verwandlung geht sicher und ungestört von statten. — Wie würden wir erstaunen und froh seyn, wenn wir einmal der Lenkung der menschlichen Schicksale so zusehen könnten, wie der Verpuppung der Raupe! Denn wir würden alsdann in dem, was dem Menschen begegnet, eben so viel Ordnung, Ueberlegung und Weisheit antreffen, als in der Verwandlung eines so kleinen Insektes zu sehen ist!

Dennoch, lieben Kinder, denken die Menschen über die Führung und Regierung Gottes nicht immer so ruhig und vernünftig, als wir hier darüber sprechen; sondern sie denken, weil sie nicht mit ihren Augen sähen, wie das Glück nach dem Verdienst ausgetheilt wird, oder gar, weil sie sich

anmaßen zu wissen, daß mancher mehr und mancher weniger Glück habe, als er werth sey, — daß eine so weise und gerechte Einrichtung in der Welt gar nicht wäre, und dieser Gedanke macht sie oft unglücklich, ja lasterhaft. Sie verzweifeln wohl gar daran, daß der Tugendhafte glücklich werden könne, wollen gar nichts mehr von Tugend hören, möchten gern alles hassen, was Pflicht heißt, und werden endlich nach Gesinnung und Handlungen niederträchtig und böse.

Diesem Uebel zuvorzukommen, giebt es kein anderes Mittel, als, sich dessen oft zu erinnern, was ich Euch heute gesagt habe. Nemlich, daß die Menschen darüber, ob jemand weniger oder mehr Glück habe, als er verdient, gar nicht mit voller Zuverlässigkeit urtheilen können; daß also niemand, gesetzt er fände sich auch unglücklicher, als er verschuldet zu haben glaubt, um deswillen urtheilen müsse, es gehe nicht nach Ordnung und Ueberlegung in der Welt zu; sondern daß man vielmehr fest überzeugt seyn könne, daß in allem, was uns Menschen begegnet, eben so viel Ordnung, Verstand und Regelmäßigkeit anzutreffen sey, als in den Naturbegebenheiten, nur daß wir Menschen nicht im Stande sind, dieses zu sehen, weil wir die Gesinnungen und Gedanken keines Menschen, ja nicht einmal unsere eigenen, so genau beurtheilen und untersuchen können, als es hiezu nothwendig wäre.

Und

Und weil nun die öftere Erinnerung hieran so nöthig und heilsam ist, so sind schon seit lange her gewisse Tage und Gebäude bestimmt, wo die Menschen absichtlich deswegen zusammen kommen, um sich an diese Wahrheiten zu erinnern. Es geschieht dies bei uns an den Sonntagen und Feiertagen, und die Gebäude, in denen man sich zu dieser Absicht versammelt, heißen Kirchen. — Auch hiemit erfülle ich ein Versprechen, das ich Euch schon ein paarmal gegeben habe. Ihr wolltet nemlich von mir wissen, weswegen man in die Kirche gehe. Ich hoffe, daß ihr dieses nunmehr wissen werdet. Ich will Euch also heute nur auch noch sagen, was man unter dem Worte: Religion versteht.

Wenn nemlich ein Mensch tugendhaft lebt, und dabei denkt: du willst deine Pflichten erfüllen, bloß deswegen, weil es deine Pflichten sind, so nennt man ihn alsdann einen rechtschaffenen, einen tugendhaften Menschen. Wenn er aber denkt: du willst deine Pflichten auch deswegen erfüllen, weil du hiebei zugleich den Willen Gottes erfüllst; so nennt man ihn einen frommen, oder auch einen religiösen Menschen, und sagt von ihm, daß er Religion habe. Religion ist also die Ueberzeugung, daß unsere Pflichten zugleich auch Gebote des höchsten Wesens sind.

*

Du hörst nicht auf, dein Richter zu seyn.

Will. Sollte wohl jeder unter uns sich besinnen können, daß er sowohl Handlungen, die nicht recht waren, als auch solche, die recht waren, begangen habe?

Ein jedes. O ja; das können wir.

Will. Ich schließe mich nicht aus. Denn leider! ist man nicht immer so gut, als man sich vorgenommen hatte zu seyn. — Ich frage aber nun weiter; ob nemlich die Empfindung, die wir haben, wenn wir uns einer nicht guten Handlung bewußt sind, nicht verschieden sey, von derjenigen, wenn wir uns sagen können: du hast gethan, was die Tugend will?

Alle. O ja; beide Empfindungen sind gar sehr verschieden.

Will. Richtig. Die Empfindung, mit welcher wir an eine unrechte Handlung denken, ist unangenehm, und heißt Unzufriedenheit über uns selbst; die Empfindung, welche auf eine pflichtgemäße Handlung folgt, ist angenehm, und heißt Zufriedenheit mit uns selbst.

Gesetzt nun, wir wünschten uns zu der Zeit, wenn wir etwas gutes oder schlimmes thun, etwas, sollte es uns wohl dabei einerlei seyn, ob wir uns guter oder schlimmer Handlungen bewußt sind?

Einige. Wir verstehen diese Frage noch nicht, lieber Vater.

Will. Ich will Euch in einem Beispiele sagen, was ich meinte. Fritz und Conrad hatten das Versprechen von ihren Eltern, daß sie morgen mit ihnen zu einem Anverwandten reisen sollten, und freuten sich außerordentlich darauf. Als man aber des Morgens aufstehen, und sich zur Reise zuschicken wollte, war der ganze Himmel mit Regenwolken überzogen, so daß der Vater für nöthig fand, die Lustreise aufzuschieben.

Da war nun das Betragen beider Knaben gar sehr verschieden. Fritz, ein bösartiger Knabe, der gerade Tags zuvor auch manches gethan hatte, was nicht recht war, weinte vor Ingrimm über das Regenwetter und wollte den Kopf an die Wand rennen, daß ihm heute ein so großes Vergnügen entgehen sollte. Conrad, ein weit besserer Knabe, als Fritz, war zwar auch unmuthig darüber, daß gerade heute, und so ganz unversehends ein Regentag einfallen mußte, allein der Unmuth gieng bei ihm durchaus nicht bis zu Ingrimm und Verzweifelung, sondern Conrad suchte sich zu beruhigen, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß nächstens doch wieder ein schöner Tag einfallen werde, der sich zur Lustreise schicke, und daß der Vater alsdann diese Reise, wie er gesagt hatte, vornehmen würde.

An diesen beiden Knaben, welche ich ganz genau kannte, weil ich sie seit längerer Zeit beobachtet hatte, meine Lieben, sehe ich recht, daß es,

„wenn wir irgend einen Wunsch haben, dessen Erfüllung uns sehr angenehm seyn würde, gar nicht gleichgültig sey, ob wir uns bewußt sind, gut, oder ob wir uns gestehen müssen, schlimm gehandelt zu haben.“ Ich fand nemlich, daß Conrads Gelassenheit daher rührte, daß er sich bewußt war, ein guter Knabe, Fritzens ungestüme Betrübniß aber daher, daß er sich bewußt war, ein böser Knabe zu seyn. Könnt ihr vielleicht schon begreifen, wie das zusammenhängt?

Alle. Nein.

Will. Ein wenig Nachdenken würde es Euch begreiflich machen. Wir fanden doch neulich, daß gut handeln so viel hieße, als: sich des Glückes würdig machen. Bös handeln aber so viel, als: sich des Glückes unwürdig machen. Erinnert ihr Euch dessen noch?

Alle. O ja.

Will. Wer nun Wünsche hat, die ihm erfüllt werden, der nennt sich glücklich. Es ist also ganz einerlei, ob ich sage: ich bin glücklich, oder ob ich sage: meine Wünsche werden mir erfüllt.

Trifft sichs nun, daß einem bösen Menschen seine Wünsche nicht erfüllt werden, so macht ihm dies nothwendig doppelten Verdruß. Einmal nemlich deswegen, weil es überhaupt unangenehm ist, Wünsche zu haben, und sie nicht befriedigt zu sehen; zweitens aber auch deswegen, weil ein

solcher Mensch zu sich selbst sagen muß: aber warum warteſt du denn auch auf Befriedigung deiner Wünſche, du bist ja nicht werth, daß ſie dir befriedigt werden; du würdeſt dir ſie ja ſelbſt nicht befriedigen, wenn du auf dem Throne ſäßeſt und die Welt geſetzmäßig regierteſt. Der Mensch aber, der ſich rechtſchaffener Handlungen bewußt iſt, iſt bei ſich verſichert, daß er der Befriedigung ſeiner Wünſche würdig ſey, ſpricht ſich daher von aller Schuld an dem Unmuth, welchen ihm die Nichtbefriedigung macht, frei, und iſt alſo doch wenigſtens mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn er gleich über die Umſtände unzufrieden ſeyn ſollte; da hingegen der Unrechtſchaffene zugleich mit ſich und mit den Umſtänden unzufrieden iſt.

Wie werdet ihr alſo antworten, wenn ich meine Frage wiederhole, nemlich: ob, wenn wir uns etwas wünſchen, es einerlei ſey, ob wir uns guter oder ſchlimmer Handlungen bewußt ſind?

Alle. Wir müſſen antworten, daß es nicht einerlei ſey.

Will. Und warum nicht?

Alle. Weil, wenn unſre Wünſche unbefriedigt bleiben, wir, wenn wir unrechtſchaffen gehandelt haben, doppelten Verdruß, wenn wir aber rechtſchaffen gehandelt haben, nur einfachen empfinden.

Will. Ganz richtig. Nicht anders aber iſt es in den Fällen, wo unſere Wünſche befriediget

werden. Auch da ist es nicht einerlei, ob wir uns rechtschaffener oder unrechtschaffener Handlungen bewußt sind: Der Rechtschaffene empfindet ein reines und stilles Vergnügen daran, wenn seine Wünsche ihm gewähret werden, der Unrechtschaffene aber ist unruhig und zerstreut, selbst während seiner Freude, denn er wird durch den Gedanken gestöhrt, daß er des Glückes, das er genieset, nicht werth sey. Er freuet sich zwar über das Glück, das ihm widerfährt, er macht sich aber zugleich selbst Vorwürfe bei dieser Gelegenheit. Denn sie erinnert ihn daran, daß er dieses Glückes sich nicht werth gemacht habe. —

Sagt mir nun doch, was ihr Euch unter dem Worte: Richter, denkt?

Einige. Richter sind die Obrigkeiten.

Will. Allerdings. Allein es giebt auch noch andere Richter. Wenn ihr z. B. gegen Ostern und Michaelis Eure Preisarbeiten fertig macht, und euren Eltern übergebt, damit sie bestimmen sollen, welche Arbeit die wohlgerathenste sey, so macht ihr eure Eltern zu Richtern über diese Arbeiten. Was thun nun wohl eure Eltern, wenn sie in diesem Falle Richter genannt werden?

Alle. Sie bestimmen, welches die beste Arbeit sey.

Will. Bestimmen sie aber nicht eben dadurch, wessen Arbeit ihrem Urheber den Preiß verschafft?

Alle. O ja.

Will. Und findet sich derjenige, der den Preiß erhält, nicht glücklich?

Alle. O freilich! gar sehr.

Will. Ich würde also sagen: Richter heißt derjenige, der untersucht und entscheidet, ob jemand eines Glückes würdig sey, oder nicht.

Auf unserer Tafel steht nun: „Du hörst nicht auf, dein Richter zu seyn.“ Versteht ihr das nunmehr?

Alle. Nein; noch nicht.

Will. Wenn man sagt, daß der Mensch sich selbst richte, oder daß er sein eigener Richter sey; so meint man damit, daß der Mensch immer über sich selbst urtheile, ob er recht gehandelt habe, oder nicht, und daß er also auch immer zu sich selbst sage, ob er sich des Glückes würdig finde oder nicht: daß er, im ersten Falle mit sich selbst zufrieden sey, sich seiner glücklichen Ereignisse freue, und bei unglücklichen nicht auf zwiefache Art in Mißmuth gerathe: im zweiten Fall aber bei Unannehmlichkeiten sich den Vorwurf mache, sie verdient zu haben, und selbst bei angenehmen Ereignissen noch das drückende Gefühl empfinde, es werde ihm etwas zu Theil, dessen er nicht werth ist.

Ihr versteht also nun die Worte: „der Mensch ist sein eigener Richter.“ Nun aber heißt es, der Mensch höre nicht auf, sein eigener Rich-

ter zu seyn. Hiemit hat es nun folgende Bewandniß:

Der Mensch ist ein Wesen, welches da ist, um in der Rechtschaffenheit immer vollkommner zu werden, und welches also unaufhörlich nach immer rechtschaffenerer Gesinnung trachtet. Ebendeswegen aber setzt der Mensch das Richteramt über sich selbst immer fort, deckt also sich selbst auf, worinn er nicht recht gehandelt hat, und macht sich so lang Vorwürfe darüber, bis er von diesen Fehlern frei ist.

Und dies, meine Lieben, ist das einzige Geschäft, welches mit unsrem gegenwärtigen Leben nicht aufhört, sondern mit uns selbst fortdauert. Ob daher zwar mit dem Tode alle unsre Geschäfte und Verhältnisse aufhören, so hört mit demselben doch das Andenken an das Bestreben, rechtschaffen zu handeln nicht auf, und wir nehmen die errungene Stärke in der Tugend mit uns in ein anderes Leben hinüber. So vollkommen oder unvollkommen wir uns, während dieses Lebens, in der Rechtschaffenheit gemacht haben, so vollkommen oder unvollkommen in der Rechtschaffenheit kommen wir in dem andern Leben an; und wo wir hier in dem Bestreben zum Guten stehen blieben, da fahren wir dort fort. Hierinne verändert der Tod, der nur unsere Art zu leben und den Ort unsres Aufenthalts verändert, nichts.

Dies

Dies wollen die Worte sagen: „Du hörst nicht auf, dein Richter zu seyn.“ Du lebst, sagen sie, durch alle Ewigkeit hindurch fort, und was du schon im Voraus über dein zukünftiges Leben weißt, besteht darinne, daß du immerdar dein eigener Richter seyn, daß du dir Vorwürfe über unrechtschaffene Handlungen machen, Beifall über rechtschaffene geben, und dich durch beides immer anfeuern wirst, rechtschaffener in Gesinnung und Handlungen zu werden.

Seht also, Kinder, was für ein wichtiges Gesetz das Tugendgesetz ist. Es gilt nicht nur auf der ganzen Erde, sondern auch in der ganzen Welt, und Gott selbst richtet und behandelt die Menschen nach demselben. Es gilt nicht nur in dem gegenwärtigen Leben, sondern auch in dem zukünftigen, und durch alle Ewigkeit hindurch. Der Mensch, der dem Tugendgesetze gehorcht, achtet sich hoch, und ist bei sich überzeugt, daß er in der Welt keine Unordnungen anrichtet, und daß er etwas thut, was ihm die ganze Ewigkeit hindurch erwünscht und wichtig seyn wird. O! es ist groß, in seinen Handlungen rechtschaffen zu seyn!

Achtzehnter Abschnitt.

Begriffe und Grundsätze aus der Naturlehre.

Daß es eine Physik für Kinder gebe, d. h. daß man Kinder mit einigen Begriffen und Lehren aus der Physik oder Naturlehre bekannt machen könne, ohne ihnen Dinge zu sagen, die sie nicht verstehen, war Hr. Willich vollkommen überzeugt. Aber sein Grundsatz, Kindern selbst von wissenschaftlichen Lehren, d. h. von solchen Lehren, bei denen es eigentlich darauf ankömmt, daß man sie im Zusammenhang mit andern kennt, nur einzelne Sätze zu geben, sicherte ihn auch diesmal vor einer Klippe, an welcher alle Verfertiger physikalischer Schriften für Kinder gescheitert sind. Sobald die

Physik

Physik den Kindern wissenschaftlich vorgetragen wird, und sobald man ihnen also zumuthet, daß sie physikalische Wahrheiten, welche auf einer zusammengesetzten Gedankenreihe beruhen, einsehen sollen, muthet man ihnen etwas unmögliches zu, und das höchste, was man erreicht, ist, daß sie die Sache in das Gedächtniß fassen. Daß der Verstand dabei gewänne, daran ist durchaus nicht zu denken.

Eine Physik für Kinder, pflegte daher Hr. Willich zu sagen, besteht darinne, daß man Kindern theils einzelne Begriffe, die in der Naturlehre vorkommen, deutlich zu machen, theils einige Grundsätze dieser Wissenschaft durch Experimente, deren Beurtheilung nicht über das Fassungsvermögen der Kinder geht, zu bestätigen suche. Dies schärft ihren Kopf, übt ihre Aufmerksamkeit, treibt zu Reflexionen über vorkommende Gegenstände und Begebenheiten an, und macht Lust, sich durch Augenschein und Versuche von Wahrheiten zu überzeugen, welche man ohne Augenschein und Versuche durchaus nicht als Wahrheiten annehmen sollte.

Hiedurch wird der Geist der Kinder vorurtheilsfrei, und abgeneigt, sich von Taschenspielern, Rosenkreuzern und Leutebetrügern etwas weiß machen zu lassen. Er lernt zugleich über die alltäglichsten Vorfälle nachdenken, und in gemeinen Dingen, über welche Andere in dumpfer Unwissenheit hinwegstolpern, Bestätigung großer Wahrheiten finden. Jeder

Ge-

Gegenstand leiht ihm alsdann Stoff zum vernünftigen Nachdenken, und ein denkender Geist ist die Grundlage zu einem Manne von Charakter.

1. Elasticität.

Will. Ich will Euch also heute Eure Frage, was man unter den Worten: elastisch, oder Elasticität verstehe, beantworten. — Hier habe ich ein Fischbeinstäbchen. Seht ihr, wie ich es zu einem Bogen biegen kann, und wie es wieder zu einem geraden Stäbchen zurückschnellt, wenn ich die Finger, mit denen ich es bog, wegnehme?

Alle. O ja. Man macht ja auch kleine Armbrüste von Fischbein.

Will. Ganz gut. Hier ist nun auch eine aufgeblasene Schweinsblase. — Seht, wenn ich mit dem Finger darauf drücke, so entsteht eine kleine Grube; sobald ich aber den Finger wegnehme, so schnellt sich das eingedrückte Stückchen wieder in die Höhe, und es ist keine Grube mehr da. — Wißt ihr nun, was elastisch heißt?

Alle. Nein.

Will. Man nennt das Fischbein elastisch, weil es sich wieder gerade schnellt, wenn es gebogen worden ist; man nennt diese Blase elastisch, weil sie von selbst wieder ihre gewölbte

Gestalt annimmt, wenn man mit dem Finger oder mit den Händen Vertiefungen in dieselbe gemacht hat. Das Fischbein muß also hiebei etwas ähnliches thun, wie die Blase, und dieses ähnliche wird wohl das seyn, was man elastisch nennt. Worinn ist nun, daß ich so sage, das Betragen des Fischbeins und das Betragen der Blase einander ähnlich? Nach nicht erfolgter Antwort. Ich will Euch auf die Spur helfen. — Ist dieses Fischbein jetzt gerade oder gebogen?

Alle. Es ist gerade.

Will. Wenn ich es nun biege, und lasse alsdann meine Finger loß, bleibt es gebogen oder wird es wieder gerade?

Alle. Es wird gerade.

Will. Es nimmt also seine vorige Gestalt wieder an?

Alle. Allerdings.

Will. Nun diese Blase. Ist sie überall gewölbt, oder ist sie hie und da eingedrückt?

Alle. Sie ist überall gewölbt.

Will. Wenn ich nun mit meinen beiden Fäusten hier und da auf die Blase einwärts drücke, bleibt sie da, wo meine Fäuste sind, auch noch gewölbt?

Alle. Nein; es entstehen Vertiefungen.

Will. Wenn ich aber die Fäuste wegnehme, wird da die Blase wieder gewölbt?

Alle. O ja.

Will. Nimmt also die Blase ebenfalls ihre vorige Gestalt an?

Alle. O ja.

Will. Könnt ihr mir also nun sagen, was die Blase und das Fischbeinstäbchen in ihrem Betragen ähnliches mit einander haben?

Alle. O ja. Beide nehmen ihre vorige Gestalt wieder an.

Will. Richtig; nur nicht ganz deutlich. Ihr müßtet eigentlich sagen: beide nehmen, wenn sie gebogen oder gedrückt worden sind, von selbst ihre vorige Gestalt wieder an. — Versteht ihr wohl, warum ich hinzusetze: von selbst?

Alle. Nein.

Will. Gebt also Achtung. Hier habe ich ein Stückchen Wachsstock, dies ist gerade. Jetzt biege ich es, wie ich mit dem Fischbein that. Schnellt es wieder zurück, wenn ich die Finger wegthue?

Alle. Nein; es bleibt gebogen.

Will. Jetzt aber ziehe ich es wieder gerade; es hat also seine vorige Gestalt wieder. Soll ich nun dieses Stückchen Wachsstock elastisch nennen?

Alle. Wir wissen es nicht.

Will. Nein, meine Kinder. Ich kann das Stückchen Wachsstock nicht elastisch nennen. Denn

ein

ein Körper, welcher elastisch heißen soll, muß von sich selbst seine vorige Gestalt wieder annehmen, wenn er gedrückt oder gebogen worden ist. Weiß also nun jedes von Euch, was man unter dem Worte: elastisch versteht? (Nachdem jedes Kind die gegebene Erklärung mündlich genau wiederholt und sich auch aufgeschrieben hatte.) Nun bringe oder nenne mir aber jedes ein Ding, von dem man sagen kann, es sey elastisch *).

Phil. Eine Federspuhle.

Adolph. Eine Feder aus einem Schraubstocke.

Jac. Eine Birkenruthe.

Franz. Ein Messer, (dessen Klinge sehr dünn war, und sich während des Arbeitens zuweilen bog, aber doch wieder zurücksprang.)

Sophie. Die Kohlenzange.

Kätch. Ein Stück Resina, oder elastisches Gummi (zum Vertilgen der Bleistiftstriche auf dem Papier.)

Luisch. Hier meine Stricknadel.

Will.

*) Die Kinder wußten schon, daß Hr. W. gerne sah, wenn ihm Dinge genannt wurden, die einem oft vorkommen, und mit denen man gewöhnlich umgeht. Er drang hierauf deswegen, weil er so sehr wünschte, daß Kinder, und vorzüglich Kinder weiblichen Geschlechts, gewöhnt werden sollten, sich bei ihren Arbeiten etwas zu denken.

Will. Brav. Ich habe auch noch etwas. Hier dieses Streifchen Papier, und hier ein Haar von Philipp. (Es wurde nun mit jedem dieser Dinge die Probe gemacht, ob sie auch wirklich elastisch wären.)

Ihr habt also alle recht geurtheilt. Diese Dinge sind wirklich alle elastisch; freilich das Eine mehr, das Andere weniger. Ist ein Ding stark elastisch, so kann man es stark beugen oder drücken, und es nimmt seine vorige Gestalt dennoch wieder an. Ist es aber nicht stark elastisch, so bricht es entweder, wenn es gebogen oder gedrückt wird, oder es bricht zwar nicht, aber es springt auch nicht in seine vorige Gestalt zurück. Hier z. B. dieses Stäbchen Holz. Es ist elastisch, denn wenn ich es nur ein klein wenig biege, so springt es wieder gerade. Sobald ich aber versuche es stark zu biegen, so bricht es. Es ist also nur wenig elastisch. Drücke ich dieses Stückchen Papier so stark zusammen, daß es einen Bruch bekömmt, so springt es auch nicht wieder zu einem geraden Streifchen zurück. Das Papier ist also auch nur ziemlich elastisch. Das elastische Gummi aber mag ich drücken und ziehen, wie ich will; es nimmt immer seine vorige Gestalt wieder an.

Jetzt sagt mir nun noch, was ihr Euch bei dem Ausdrucke: „Ein Ding ist in dem Zustande der Elasticität," denkt. (Nach mißlungenen Antworten.) Der Ausdruck will sagen, daß ein Ding aus seiner eigent-

eigentlichen Gestalt gebracht worden sey, und sich so eben bestrebe, diese Gestalt wieder zu erhalten. — Seht hier das Stückchen Fischbein gebogen zwischen meinen Fingern; sollte es wohl in dem Zustande der Elasticität seyn?

Alle. O ja.

Will. Allerdings. Ich fühle es auch. Das Bestreben ist so stark, daß die Fingerspitzen, mit denen ich das Fischbein biege, mir wehe thun. — Wenn aber das Fischbein als ein gerades Streifchen dort auf dem Tische liegt, ist es da auch in dem Zustande der Elasticität?

Alle. Nein.

Will. Besinnt ihr Euch nicht auf einen Vortheil, den man von manchen Dingen haben kann, wenn man sie in den Zustand der Elasticität versetzt?

Alle. Nein.

Will. So gebt also Achtung. Hier liegen zwei Kupfermünzen. Jetzt biege ich das Fischbein so enge zusammen, daß seine beiden Enden gerade zwischen diesen beiden Münzen Platz haben, und an jede anstoßen. Jetzt lasse ich meine Finger loß, und seht! wie die Münzen, eine dorthin, die andere dahin auseinander fliegen!

Der Vortheil also, den man von einem Körper haben kann, den man in den Zustand der Elasticität versetzt, ist der, daß er die Dinge, zwischen welchen er sich befindet, auseinander zu treiben sucht, oder auch wirklich auseinander treibt.

Das könnt ihr hier an dieser Feder, in diesem Schlosse sehen. Nehme ich die Feder heraus, so dehnt sie sich aus, und nimmt eine viel ausgedehntere Gestalt an, als sie hat, wenn sie hier im Schlosse an ihrem Platze steckt. Aber seht zugleich auch, was geschieht, wenn die Feder nicht im Schlosse ist: der Riegel, den ich mit dem Schlüssel zurückschiebe, geht nun nicht wieder vor. Setze ich aber die Feder hinein, aber so, daß sie sich in dem Zustande der Elasticität befindet, so treibt sie den Riegel sogleich vor, als ich aufhöre ihn mit dem Schlüssel zurück zu halten. Die Feder versieht also in dem Zustande der Elasticität die Stelle eines Menschen, welcher hier stände, und den Riegel jederzeit wieder vorstieße, sobald er durch den Schlüssel beim Aufschließen zurückgestoßen worden ist.

2. Von der Luft.

2. Ueber das Daseyn der Luft.

Will. Sollte es wohl einen Körper geben, welcher unsichtbar ist?

Alle. Das ist eine sonderbare Frage.

Will. Wißt ihr denn, was ich unter dem Worte: Körper, verstehe?

Alle. Und was denn?

Will. Ich verstehe unter: Körper, ein Ding, welches Widerstand leistet. Hier diese Wand

i.

z. B. Nichtwahr sie leistet Widerstand, wenn ihr dagegen drückt, oder hindurch marschiren wolltet?

Alle. O ja.

Will. Die Wand ist also ein Körper; aber ein sichtbarer, denn wir sehen sie auch mit den Augen, und kennen sie nicht bloß aus dem Gefühle. Eben so dieses Pfundgewichte. Wenn ich es mit dem Finger fortschieben will, so widersteht es, und ich brauche einige Gewalt dazu, ehe es fortrückt. Dies Gewicht ist also auch ein Körper. — — Gesetzt also es gäbe ein Ding, welches zwar Widerstand leistete, aber dennoch nicht gesehen werden könnte; so würde dieses Ding doch wohl ein unsichtbarer Körper genannt werden müssen?

Alle. Allerdings.

Will. Ein solcher Körper ist die Luft. Man sieht sie zwar nicht mit den Augen, man empfindet aber ihren Widerstand. — Habt ihr wohl schon einmal über die Luft nachgedacht?

Alle. Ach nein.

Will. So thut es jetzt mit mir. — Ich habe gesagt, die Luft leiste uns Widerstand. Wollt ihr mir dieses aufs Wort glauben, oder soll ich es durch Versuche beweisen?

Alle. Wir wissen wohl, daß Sie nicht zufrieden damit seyn würden, wenn wir sagten, wir wollten Ihnen aufs Wort glauben.

Will. Allerdings. Wo nur irgend Beweise zu geben möglich sind, da muß man sich die Beweise geben lassen. Hier ist der meinige. — Drückt mir einmal diese aufgeblasene Schweinsblase so zusammen, daß sie da liege wie zwei auf einander liegende Blätter Papier.

Alle. Ei das geht nicht; wenn wir die Blase nicht aufbinden.

Will. Aber warum geht es nicht?

Alle. Weil sie aufgeblasen ist.

Will. Was heißt denn das: „eine Blase ist aufgeblasen?“ Auf nicht erfolgte Antwort. Es ist mir sehr lieb, daß ihr mir nicht antwortet. Ich erkenne hieraus, daß ihr fühlt, es fehle Euch etwas zur Antwort. Nun, ich will Euch dies sagen. Die Blase aufblasen heißt: die Blase mit Luft anfüllen. Das nemlich, was wir gemeiniglich Athem nennen, und was wir in die Blase lassen, wenn wir sie aus dem Mund mit dem Federkiel aufblasen, ist Luft. Wir blasen also so viel Luft in die Blase als hinein geht. Und durch das Zubinden der Blase sperren wir die Luft in derselben ein, daß sie nicht wieder heraus kann.

Da ihr mir also sagtet: man kann die Blase nicht zusammen legen, weil sie aufgeblasen ist; so sagtet ihr mir eigentlich, man könne die Blase nicht zusammen legen, weil sie mit Luft angefüllt sey. — Ihr habt mir also hiedurch schon zu-

zugestanden, daß die Luft Widerstand leiste. Denn eben das, was uns widersteht, wenn wir mit der Hand auf eine aufgeblasene Blase drücken, ist die Luft, die in derselben ist. Sobald wir die Blase aufbinden und die Luft heraus lassen, fällt die Blase von selbst zusammen, und dann können wir sie doppelt, ja vierfach zusammen legen, wie wir nur wollen. — Könnt ihr aber die Luft sehen?

Alle. Nein.

Will. Es giebt also wenigstens Einen unsichtbaren Körper, nemlich die Luft. Aber woraus erkennt man gleichwohl, daß sie dennoch wirklich da ist?

Alle. Daraus, daß sie Widerstand leistet.

Will. Richtig. Ihr könnt Euch von dem Daseyn der Luft auch dadurch überzeugen, wenn ihr mit der Hand etwas schnell vor dem Gesicht vorüber fahret. Da empfindet ihr, daß etwas an Eure Augen und Wangen anschlägt, und das ist ebenfalls die Luft. — Ich will Euch indessen durch noch ein Experiment überzeugen, daß Luft wirklich vorhanden ist, ob wir sie gleich nicht sehen.

Hier habe ich ein recht feines und helles Bierglas, und hier in diesem großen Zuckerglase *) habe ich ganz klaren gelben Wein. — Wenn

*) Zuckerglas oder Einmachglas: ein tiefes Gefäß, in welches man Kirschen, Pflaumen u. dgl. in Essig zu legen

ich nun das Bierglas umgekehrt, d. h. mit dem Rande zuerst, in den Wein tauche, und es immer tiefer hinunterdrücke, was meint ihr, daß geschehen werde?

Alle. Der Wein wird in das Glas dringen.

Will. So gebt einmal Achtung. — In der That dringt der Wein ins Glas. Aber seht! er dringt nicht bis an den Boden des Glases, sondern es bleibt ein kleiner Zwischenraum zwischen dem Boden und dem Weine leer. In diesen Zwischenraum dringt der Wein nicht ein; ich mag das Glas so tief in den Wein stoßen als ich will. Wie mag das zugehen?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Seht! Wenn wir sagen, das Glas sey leer, so meinen wir damit nur, es sey kein Bier, kein Wein oder kein Wasser darinne. Ganz leer aber ist es eigentlich nicht, denn es ist, so wie in allen offen stehenden hohlen Gefäßen, Luft darinne. Stürze ich nun das Glas um, und stoße es so in den Wein hinein, daß jeder Punkt des Randes den Wein zu gleicher Zeit berührt, so kann die Luft aus dem Glase nicht heraus, sondern der Wein, der in das Glas eindringt, drängt die Luft nach dem Boden des Glases zu, zurück.

Die

legen pflegt. Das Experiment muß nemlich in einem tiefen Geschirr gemacht werden.

Die Luft läßt sich auch zurück drängen, bis sie so dichte zusammengedrängt wird, daß es nicht weiter geht. Alsdann widersteht sie dem Wasser, und läßt es also nicht dahin, wo sie selbst ist. — In diesem leer scheinenden Raume, im Glase also, ist zwar kein Wein, sondern Luft, und zwar so dicht zusammengepreßte Luft, daß sie dem Eindringen des Wassers vollkommen widersteht.

Auch hier also widersteht die Luft, ob wir sie gleich nicht sehen. Was aber Widerstand leistet, das ist ein Körper. Die Luft ist also ein wirklich existirender Körper.

b) Von der Elasticität der Luft.

Will. Ich kann Euch noch viel von der Luft sagen. Denn die Menschen haben sehr viele Versuche mit derselben angestellt, ob sie gleich ein unsichtbarer Körper ist. Die Luft ist z. B. elastisch, und befindet sich gewöhnlich auch im elastischen Zustande. D. h. sie ist gepreßt, sucht deswegen sich immerfort auszudehnen, und dringt also hin, wo sie nur hin kann.

Erstlich also, die Luft ist elastisch. Dies haben wir schon an einem Experimente gesehen.

Alle. So? An welchem?

Will. Seht! wie wenig ihr Euch selbst zu helfen wißt? Die aufgeblasene Schweinsblase, die wir gestern hier hatten, war doch elastisch? Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Gestern, da ich Euch eigentlich nur zeigen wollte, was man unter dem Worte: elastisch, verstünde, bekümmerte ich mich freilich nicht weiter darum, was eigentlich an einer aufgeblasenen Blase elastisch wäre, sondern ich sagte bloß: die Blase ist elastisch. Da aber, wie ihr gar wohl wißt, die Blase sich zusammendrücken läßt, wie ein Stück Papier, wenn sie nicht mit Luft angefüllt ist, so seht ihr, daß nicht die Blase Schuld an dieser Elasticität sey, sondern die Luft, die in der Blase ist, ist das elastische. Indem ich auf die Blase drücke, drücke ich auf die darinn eingeschlossene Luft; die Luft also giebt bei meinem Drucke nach, dehnt sich aber sogleich auch wieder aus, als mein Druck aufhört. Begreift ihr nun, was ich mit den Worten sagen will: die Luft ist elastisch?

Alle. O ja.

Will. Aber das merkwürdigste ist, „daß die Luft sich ohne Zuthun der Menschen schon in dem Zustande der Elasticität befindet, d. h. daß sie gepreßt ist, ohne daß wir sie besonders pressen, und daß sie also beständig bestrebt ist, diesen gepreßten Zustand zu verlassen, d. h. daß sie beständig bestrebt ist, sich auszudehnen.“ Wollt ihr dies durch Experimente bewiesen haben?

Alle. O ja; gar zu gerne.

Will. Hier habe ich eine gläserne Röhre. Ich will sie an dem einen Ende mit dem Daumen zuhalten

halten und sie voll Bier gießen. Seht sie ist voll. Wenn ich nun die Röhre herum drehe, so daß das offene Ende gegen die Erde zu kömmt; was, meint ihr, werde geschehen?

Alle. Das Bier wird heraus laufen.

Will. Wir wollen sehen. — Seht! es läuft nicht heraus.

Alle. Aber wie geht dies zu?

Will. Das kömmt daher, weil die Luft, die uns umgiebt, in dem Zustande der Elasticität ist. Begreift ihr es nun?

Alle. Ach nein; noch nicht.

Will. Ich glaube es Euch wohl. Ich will Euch also die Sache auseinander setzen.

Hier in der Röhre ist jetzt keine Luft. Denn die Luft, welche in der Röhre war, da wir sie leer nannten, wurde herausgetrieben, als ich das Bier hineinschüttete. Die Luft also, welche uns hier umgiebt, sucht, weil sie im gepreßten Zustande ist, überall, und folglich auch in diese Röhre einzudringen. Oben halte ich die Röhre mit dem Daumen zu, da kann also keine Luft hinein. An den Seiten kann sie auch nicht durchdringen, denn da ist das Glas. Aber unten ist die Röhre offen; die Luft will also von unten in die Röhre. Und da ist die Kraft, mit welcher sie eindringen will, so groß, daß sie dadurch das Bier verhindert herauszufallen. Die Luft hält also wirklich das Bier im Herausströmen auf.

Alle. Ei! das ist viel!

Will. Allerdings. Aber wundert Euch nicht so sehr, sondern braucht Euren Verstand noch weiter. — Wie wäre es, wenn ich Euch hier etwas weiß gemacht hätte, und wenn das nicht wahr wäre, was ich Euch sagte?

Alle. Ei! das werden Sie nicht thun; da würden Sie uns ja betrügen.

Will. Deswegen noch nicht. Ich könnte es ja auch thun, um Euch zu witzigen. Seyd also auf Eurer Hut. Ich sagte nemlich, die Ursache, warum unter den hier vorkommenden Umständen das Bier nicht aus der Röhre laufe, sey die Luft, welche von unten in die Röhre hineinzudringen strebe. Wie würdet ihr wohl prüfen können, ob dieser Satz wahr sey?

Alle. Ach! das wissen wir nicht.

Will. Ihr müßtet ein anderes Experiment machen. Ihr müßtet nemlich diese untere Oeffnung der Röhre an einen Ort hinhalten, wo keine Luft wäre. Bliebe alsdann das Bier auch in der Röhre, so hätte ich unrecht. Liefe es aber heraus, so hätte ich recht.

Alle. Aber wo ist denn ein Ort, wo keine Luft ist?

Will. Diesen finden wir nicht, wenn wir ihn nicht selbst veranstalten. Es gehört aber dazu ein sehr theures Instrument, welches man eine Luftpumpe nennt. Mit diesem kann man unter einer gläsernen Glocke die Luft wirklich wegbringen.

Brächte

Brächte man nun diese Röhre unter jene Glocke, so würde das Bier wirklich auslaufen. Ihr müßt mir das einstweilen auf mein Wort glauben. Sobald wir wieder in die Stadt kommen, will ich Euch zu einem meiner Bekannten führen, der eine Luftpumpe hat, und dann wollen wir das Experiment machen.

Für jetzt aber will ich Euch doch noch etwas zeigen, wodurch das, was ich gesagt habe, wenigstens nicht widerlegt wird.

Seht! jetzt hebe ich den Daumen von der oberen Oeffnung in die Höhe, und nun stürzt das Bier unten heraus. Jetzt nemlich dringt die Luft auch von oben hinein, und drückt hinabwärts. Die Luft, die von unten hinauf drückt, ist nun nicht mehr im Stande, der herabdrückenden Luft, und dem Gewichte des Bieres zu widerstehen, und so strömt also das Bier heraus.

Habt ihr schon einen Stechheber gesehen?

Alle. Ach nein.

Will. Ein Stechheber ist eine Röhre mit einem Bauche, oder einer Kugel, so daß gerade ein Maaß oder eine Kanne Bier hineingeht. Will man nun eine Kanne Bier aus einem Fasse, das noch nicht angesteckt ist, haben, so stößt man den Stechheber entweder ganz in das Faß hinein, daß er sich selbst voll füllt, oder man hält nur das untere Ende hinein, und saugt mit dem Munde an dem oberen; so tritt das Bier auch hinein. Ist

er

er nun voll, so hält man die obere Oeffnung mit dem Daumen zu; und nun kann man das Bier, ohne daß etwas aus dem Heber läuft, hintragen, wohin man will. Denn die Luft hindert, wie gesagt, das Herausdringen. Hält man aber den Stechheber über einen Krug, und nimmt den Daumen von der oberen Oeffnung weg, so strömt das Bier heraus und der Krug wird voll.

Luise. Auf diese Art dächte ich aber, daß das Bier aus einem umgestürzten Bierglase auch nicht herauslaufen könnte!

Will. Wie meinst du das, Luise?

Luise. Ich meine; wenn ich ein Bierglas voll Bier umstürzte, so müßte ebenfalls die eindringende Luft das Auslaufen verhindern. Denn oben ist alsdann der Boden des Glases, welcher ja auch keine Luft hinein läßt.

Will. Ich gebe dir völlig Beifall, Luise. Es muß wirklich so gehen, wie du dir vorstellst. Nur ist das Experiment sehr schwer zu machen. Es ist nemlich schwer, das Glas geschwind und geschickt genug umzukehren. Wäre dies aber einmal gelungen, und hielte man das Glas alsdann recht gerade, so glaube ich ganz gewiß, daß das Bier auch aus einem umgekehrten Bierglase nicht herauslaufen würde. Da die Versuche mit dem Bierglase aber häufig mißlingen würden, so macht man sie lieber mit einer Röhre von Blech oder Glas, wie ich hier habe. Diese ist schmal und

lang,

lang, und kann also theils leichter umgekehrt, theils leichter gerade gehalten werden. — Merkt Euch also aus der heutigen Lection, daß ihr eine Probe davon gehabt hat, daß sich die Luft um uns her in dem Zustande der Elasticität befindet.

*

Von dem Heber.

Will. Laßt uns jetzt einmal ein neues Experiment machen. — Hier habe ich ein Werkzeug, das, wie ihr wißt, ein Heber heißt.

Einige. Es sieht ja aber gar nicht aus, wie ein Heber.

Will. Wie sehen dann die Heber aus, die ihr gesehen habt?

Dieselb. Sie sehen aus wie ein Winkelmaaß, oder wie ein Taschenmesser, welches halb zugemacht ist.

Will. Ihr meint also die Heber, welche man in der Wirthschaft braucht, wenn man aus einem noch nicht angesteckten Fasse, Bier oder Wein heraus haben will?

Dieselb. Ja, ja.

Will. Nun, ganz gut. Ihr habt recht. Ein Heber kann aus zwei Röhren bestehen, welche, wie man es nennt, winkelrecht zusammengesetzt sind. Allein er kann auch so aussehen, wie dieser hier. Es ist nemlich eine einzige Röhre, welche

che krumm gebogen ist, ungefähr so wie eine Trompete, wenn man sie die Queere von einander sägen wollte. Doch hat mein Heber mit dem in der Küche das Aehnliche, daß Eine Seite, oder Ein Arm länger ist, als der andere. Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Hier ist nun ein Trinkglas voll Wasser. Wie muß ich es machen, wenn ich durch den Heber das Wasser aus dem Glase bringen will?

Einige. Sie müssen den kurzen Arm des Hebers in das Wasser stecken, und an dem längern, herüberhangenden Ende saugen, bis das Wasser kömmt, und alsdann den Mund wegthun. Da läuft das Wasser alsdann alles durch den Heber aus dem Glase heraus.

Will. Gut. Luise hat mir die Sache am deutlichsten und kürzesten vorgetragen; sie soll also das Experiment machen. Nachdem es gemacht worden war. Ist aber das nicht sonderbar? Und wie mag es wohl zugehen, daß nun das Wasser so von selbst fließt?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Wir wollen sehen, ob wir es herausbringen. Wir wollen also den Versuch noch einmal, aber mit veränderten Umständen machen. Hier ist ein Deckel, der ziemlich genau auf das Glas, in welches ich jetzt wieder Wasser schütten will, paßt; aber dabei ein Loch hat, in welches der kurze Heber-

arm

arm so eben hineingesteckt werden kann. Seht, ich mache absichtlich das Glas so voll, daß es überläuft. Nun setze ich den Deckel darauf, stecke den Heber durch das Loch, und verklebe das Loch an der Außenseite des darinnsteckenden Heberarmes mit Baumwachs.

Alle. Aber warum thun Sie denn das?

Will. Das will ich Euch hernach sagen. Gebt jetzt nur gut Achtung auf das, was ich thue, und was erfolgt. — Sauge nun jetzt wieder jemand an dem Heber, bis das Wasser kömmt.

Alle. Ei! warum fließt es denn jetzt so langsam? O! jetzt stockt es gar! jetzt tröpfelt es wieder! Woher kömmt denn das?

Will. Ich habe diese Frage an Euch thun wollen. Da ihr sie aber an mich thut, so merke ich, daß wir insgesammt in dem Stande der Unwissenheit sind. Wir wollen also mit vereinigten Kräften versuchen, aus demselben heraus zu kommen.

Unstreitig muß der Umstand, daß jetzt das Glas bedeckt, und zwar so genau als möglich bedeckt ist, von Wichtigkeit seyn. Denn seht! so bald ich den Deckel nur ein wenig in die Höhe hebe, fängt der Heber an, wieder zu laufen, wie bei dem ersten Versuche. — Aber worinn mag es nun liegen, daß der Heber bei genau bedecktem Glase nicht so gut läuft, als bei dem offenen? Könnt ihr mir hierauf wohl antworten?

Alle.

Alle. Ach nein.

Will. Wie wäre es, wenn ich auf den Umstand Rücksicht nähme, daß durch den Deckel etwas von dem Glase voll Wasser abgehalten würde? Wäre dies nicht möglich?

Alle. O ja.

Will. Und was könnte wohl abgehalten werden?

Einige. Vielleicht die Luft?

Will. Warum glaubt ihr dies?

Dieselb. Weil man durch Zubinden der Dintenflaschen ja auch die Luft von der Dinte abhalten will.

Will. So? ihr habt also schon gehört, daß man die Dintenflaschen zubindet, um die Luft von der Dinte abzuhalten. Gut. Wir wollen also einmal annehmen, es sey die Luft, was durch den Deckel von diesem Glase voll Wasser abgehalten wird. Wie soll aber nun daraus folgen, daß alsdann das Wasser nicht so gut aus dem Heber läuft, als es läuft, wenn die Luft nicht abgehalten wird?

Dieselb. Das wissen wir nicht.

Will. Fällt Euch nicht ein Umstand mit der Luft ein, von welchem wir gestern sprachen?

Alle. Daß sie in dem Zustande der Elasticität ist?

Will. Allerdings. Wie wird sie sich also, zufolge dieses Zustandes, gegen das offene Glas mit Wasser betragen?

Alle.

Alle. Sie wird hineindringen wollen?

Will. Von unten, oder auf den Seiten?

Alle. Nein; da kann sie nicht wegen des Bodens und der Seiten des Glases; sondern von oben.

Will. Brav geantwortet. Die Luft wird also von oben her auf das Wasser im Glase drücken. So wie nun des Wassers im Glase weniger wird, so wird die Luft gleichsam immer tiefer in das Glas herein drücken. — Begreift ihr das?

Alle. O ja.

Will. Könnt ihr mir also nun antworten, wenn ich frage, wie daraus, daß der Heber bei offenem Glase besser läuft, als bei zugedecktem, folge, die Luft sey die Ursache hievon?

Alle. O ja. Denn wenn das Glas zugedeckt ist, kann ja keine Luft hinein.

Will. Gut. So meine ich auch. — Wir wären also nun darüber einig, daß die Luft, indem sie vermöge ihres elastischen Zustandes auf das Wasser im Glase von oben her drückt, wenn das Glas offen ist, Ursache davon ist, daß der Heber läuft; und daß der Mangel an diesem Drucke der Luft Ursache ist, warum der Heber bei zugedecktem Glase gar nicht, oder sehr schlecht läuft. Wir wollen also, um zu sehen, ob der Druck auf das Wasser im Glase Einfluß auf das Laufen des Hebers hat, doch das Experiment noch einmal wiederholen. Hier habe ich ein rundes Brettchen. Dies will ich auf

das Wasser im Glase legen und darauf drücken. Haben wir recht darinn, daß der Druck der Luft den Heber laufen mache, so muß dieser Heber, wenn stärker auf das Wasser gedrückt wird, als es die Luft thut, auch stärker laufen. — Seht! es geschieht wirklich. Er läuft jetzt viel stärker, als vorhin. Und dies also aus der Ursache, weil meine Hand vermittelst des hölzernen Scheibchens stärker auf das Wasser drückt, als es die bloße Luft thut.

Könnt ihr mir also nun auch sagen, warum ich die Oeffnung des Deckels, wo ich den Heberarm hineinsteckte, so sorgfältig mit Baumwachs verschmierte?

Alle. Gewiß, um das Eindringen der Luft abzuhalten?

Will. Getroffen. Und eben deswegen goß ich auch das Glas zum Ueberfließen voll. Denn hätte ich dies nicht gethan, so wäre unter dem Deckel ja schon Luft gewesen, die auf das Wasser gedrückt hätte, und der Heber würde also auch bei zugedecktem Glase haben recht gut laufen können.

Hätte ich nun ein Glas, auf welches der Deckel auf das allergenaueste paßte, oder könnte ich überhaupt, auch bei offenem Glase, das Eindringen der Luft in das Glas verhüten, so würdet ihr sehen, daß der Heber nicht läuft. Wir wollen auch dieses Experiment von meinem Freunde in der Stadt, der eine Luftpumpe hat, machen

lassen.

lassen. Vermöge dieses Instruments kann man, wie ich Euch schon gesagt, machen, daß an einem Ort keine Luft sey. Bringt man nun den Heber an diesen Ort, so läuft er, auch bei ungezugedecktem Glase, nicht. Zum überzeugenden Beweise, daß nichts als der Druck der Luft auf das Wasser die Ursache von dem Laufen des Hebers sey.

Dabei merkt Euch aber doch noch etwas. — Ihr wißt doch, daß das Wasser schwer ist. Denn nicht wahr, eine leere Gießkanne könnt ihr aufheben und damit davon springen: aber wenn die Gießkanne voll Wasser ist, wie geht es da?

Alle. O! da haben wir zu thun, daß wir sie nur ganz langsam wegschleppen.

Will. Gut. Das Wasser ist also schwer. Folglich ist auch das Wasser, welches sich während des Laufens in dem Heber befindet, schwer. Um nun zu verhüten, daß das Wasser nicht durch diese seine Schwere dem Auslaufen Hindernisse setze, macht man die Arme des Hebers nicht von einerlei, sondern von verschiedener Länge, setzt den kürzeren in das Wasser, und aus dem längeren läßt man es auslaufen. Denn, natürlicher Weise, wiegt das Wasser, mit welchem die längere Röhre angefüllt ist, mehr, als das in der kürzeren, und befördert also hiedurch das Auslaufen; so wie es dasselbe hindern würde,

de, wenn der längere Arm in dem Wasser steckte, und der kürzere zum Auslaufen gebraucht würde. Will demnach der Heber nicht recht laufen, so muß man das Ende, welches ausläuft, nur niederwärts biegen. Dadurch kömmt die in demselben befindliche Flüssigkeit in Schuß, und läuft nun gut.

*

Der Barometer.

Will. Hier ist mein Heber wieder. Ihr seht, daß etwas Wasser in demselben ist, und daß ich ihn umgekehrt halte, nemlich das Runde unten, damit das Wasser nicht heraus läuft. — Antwortet mir nun einmal auf meine Fragen. Nicht wahr, die Luft drückt auf das Wasser in beiden Armen dieses Hebers? denn beide sind ja hier offen.

Alle. Allerdings.

Will. Gesetzt nun, die Luft, welche auf das Wasser in diesem Heber drückt, weil sie sich in einem Zustande der Elasticität befindet, würde selbst, durch irgend eine Ursache, noch mehr gedrückt, als sie vorher war; würde sie nicht auch auf das Wasser stärker drücken?

Alle. O ja.

Will. Was würde aber dadurch an dem Wasser in dem Heber geschehen?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Glaubt ihr wohl, daß es in dem Einen Arme dadurch tiefer herab, und in dem andern höher hinauf würde getrieben werden, als in dem andern?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Das könntet ihr aber doch wohl wissen. Ich sage nemlich: es würde nicht in Einem Arme tiefer herab und dadurch in dem andern höher hinauf getrieben, sondern es würde in beiden Armen, tiefer herunter gedrückt werden. Die Ursache nemlich ist, weil beide Arme oben offen sind, und also in beide die Luft hereindrücken kann.

Gesetzt aber, ich stopfte den einen Arm mit einem Stöpsel recht fest zu, so daß keine Luft hinein könnte, und nun erst würde die Luft hier im Zimmer, durch irgend eine Ursache, selbst stärker herabgedrückt, müßte sie da nicht das Wasser in der offenen Röhre tiefer herabdrücken, und würde dieses nicht alsdann in der zugestopften Röhre hinaufwärts steigen?

Alle. O ja.

Will. Allerdings. Denn da die Luft, die in der zugestopften Röhre ist, nicht selbst gedrückt wird, so drückt sie auch nicht so stark auf das Wasser, als die gedrückte Luft auf dasselbe drückt. Sie wird also auch das Wasser nicht aufhalten können, sondern zugeben müssen, daß es in die Höhe steigt, und daß sie selbst von diesem Wasser etwas zusammengedrückt werde.

Ich will Euch die Sache gleich begreiflich machen. Jetzt ist diese Röhre meines umgekehrt gehaltenen Hebers oben zugestopft. In die offene zweite Röhre aber stoße ich hier mit diesem Stempel herein, und drücke also das Wasser nieder. Seht ihr, wie es in der zugestopften Röhre in die Höhe steigt? Nehmt also nun an, die in die offene Röhre drückende Luft, drücke, weil sie selbst gedrückt wird, mit eben so viel Gewalt auf das Wasser, als ich es hier mit dem Stempel thue, so müßte das Wasser in der zugestopften Röhre doch wohl ebenfalls in die Höhe steigen?

Alle. Allerdings.

Will. Gut. Hierüber wären wir also einig. Nun zu etwas andrem. — Gesetzt nemlich, ich hätte aus der zugestopften Röhre, ehe ich sie zustopfte, alle Luft herausbringen können, und sie alsdann fest zugestopft. Nicht wahr, alsdann wäre gar keine Luft in dieser Röhre?

Alle. Nein.

Will. Es drückte also auch gar keine Luft auf das Wasser in dieser Röhre?

Alle. Nein; denn die Röhre ist ja fest zugestopft.

Will. Recht so. — Nehmt nun aber den Fall wieder an, daß die Luft, die auf das Wasser in der offenen Röhre drückt, selbst zusammengedrückt würde, und also auch selbst stärker auf das Wasser drückte; würde alsdann das Wasser in der zugestopften Röhre nicht noch weit leichter in

die

die Höhe getrieben werden, als vorher, da, ob sie gleich zugestopft war, dennoch Luft in derselben blieb?

Alle. Allerdings. Denn nun ist ja gar nichts in der verstopften Röhre, was auf das Wasser in derselben drückte.

Will. Recht so. Man würde also das Wasser in der offenen Röhre fallen, und in der zugemachten, luftleeren Röhre steigen sehen, sobald die auf das Wasser drückende Luft, etwa auch nur ein wenig stärker auf dasselbe drückte, als vorher?

Alle. Allerdings.

Will. Also auch hierüber wären wir einig mit einander. Nun den dritten Punct. — Gesetzt es wäre, statt Wasser, etwa Wein oder Bier, oder ein anderer flüssiger Körper in den Röhren meines Hebers; würde dieses einen Unterschied machen?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Brav. Ich habe mit allem Fleiße unbestimmt gefragt; um zu sehen, ob ihr meine Frage verstündet. Es ist mir lieb, daß ihr durch Eure Antwort mir zu erkennen gegeben habt, daß ihr sie nicht versteht. Und wenn man eine Frage nicht versteht, muß man auch nicht auf dieselbe antworten. Jetzt will ich Euch die Sache auseinander setzen; und alsdann bestimmter fragen.

Was den Druck der Luft und das davon abhangende Steigen des flüssigen Körpers in der

luftleeren Röhre selbst betrifft, so wäre es allerdings einerlei, was für ein flüssiger Körper in der Röhre sey. Es müßte jeder steigen, wenn er stärker gedrückt wird. Gesetzt aber, ich hätte in die Röhren eine Flüssigkeit gethan, welche selbst viel Luft enthält; würde denn da nicht meine luftleere Röhre gleich wieder mit Luft angefüllt werden, und alsdann wenig geschickt seyn, das Wasser, auch bei einem sehr wenig vermehrten Druck der Luft in der offenen Röhre steigen zu lassen? Oder, gesetzt ich thäte eine schmierige Flüssigkeit, z. B. Oel, in die Röhren; würde sich dieses nicht an die Röhren anhängen, und also schon um deswillen nicht so leicht steigen und fallen, als das Wasser oder der Wein?

Alle. Allerdings.

Will. Nun seht also; in dieser Hinsicht, nemlich in Hinsicht auf die besonderen Eigenschaften der flüssigen Körper, ob sie nemlich schmierig sind, oder Luft enthalten u. dgl. ist es nicht einerlei, was ich für einen flüssigen Körper nehme, wenn ich etwa an dem Steigen oder Fallen desselben in der verschlossenen Röhre sehen will, ob die Luft in die offene Röhre stark oder schwach drückt. Und dies ist die Ursache, warum man in die Barometer, oder wie es die Leute auch nennen, in die Wettergläser, Queckſilber thut, und keine andere Flüssigkeit. — Hier ist ein Barometer,

meter, werdet ihr Euch nun in denselben finden können?

Alle. Ach nein.

Will. Ihr werdet aber nunmehr doch im Stande seyn, Euch in denselben finden zu lernen. Wir wollen es also versuchen.

Seht das Instrument an. Nicht wahr es ist eine Glasröhre, die auf ein Brett befestiget ist? Diese Glasröhre ist am untern Theile gebogen, und geht in einen etwas weiteren Behälter aus, als sie selbst ist. — Seht nun einmal diesen Behälter an; ist er offen oder zugemacht?

Alle. Er ist offen.

Will. Kann also die Luft hinein, und auf das Queckſilber drücken?

Alle. O ja.

Will. Nun seht aber auch das andere Ende der Röhre an. Ist dieses auch offen, oder ist es zugemacht?

Alle. Das ist zugemacht.

Will. Richtig. Nun könnt ihr nichts weiter sehen, sondern das andere muß ich Euch erzählen. — Dieser Barometer ist auf folgende Art gemacht worden: Man hat, erstlich, die Luft aus demselben genommen.

Einige. Aber wie kann man dann dies?

Will. Das kann ich Euch theils noch nicht verständlich genug machen, theils würde es mich auch zu weit von dem abbringen, was ich Euch eigent-

lich sagen will. Merkt Euch also die Sache für jetzt nur. Man hat also, erstlich, die Luft aus dieser Röhre genommen. Hierauf hat man Quecksilber hinein gethan, und die Röhre an dem Brett befestigt. Queckstlber und nicht etwa Wasser oder Branntwein hat man deswegen genommen, weil es sich nicht an das Glas anhängt, und weil es so dicht ist, daß hier in diesen von Luft leergemachten Raum, durchaus keine Luft dringen kann.

Da nun die Luft hier bei dem Behälter herein kann, so kann sie auf das Queckstlber drücken. Drückt sie stark, so wird das Queckstlber hier in der langen Röhre stark in die Höhe steigen. Drückt sie nicht stark, so wird das Queckstlber auch nicht so stark in die Höhe steigen.

Um nun einem Andern angeben zu können, wie stark das Queckstlber, oder, wie man auch zu sagen pflegt, der Barometer gestiegen oder gefallen sey, hat man ein Papierchen mit Linien angebracht, und diesen Linien den Namen der Grade gegeben. Gesetzt also, ich sähe jetzt an den Barometer, und fände, daß das Ende des Queckstlbers hier auf dem, mit 5 bezeichneten, Strich steht, sähe aber auch morgen früh hieher, und fände, daß das Ende des Queckstlbers auf dem mit 6 bezeichneten Strich steht; so würde ich sagen, der Barometer sey diese Nacht um Einen Grad gestiegen. Käme ich übermorgen,

und

und sähe, daß das Ende des Queckſilbers auf dem mit 4 bezeichneten Strich ſteht, ſo würde ich ſagen, der Barometer ſey wieder um zwei Grade gefallen. Verſteht ihr alſo das? und könnte ich mich nunmehr auf Euch verlaſſen, wenn ich Einen von Euch täglich dahin ſchickte, wo mein Barometer hängt, mit dem Auftrage, mir zu ſagen, wie der Barometer ſteht?

Alle. O ja. Wir würden ſagen: er ſteht 5, oder 10 Grad, oder, wie er nun ſtünde.

Will. Und würdet ihr auch angeben können, woher es rührt, daß er bald höher, bald niedriger ſteht?

Alle. O ja. Es kömmt von der Luft her. Wenn dieſe ſtark gedrückt wird, ſo drückt ſie auch ſtark auf das Queckſilber, und dann ſteigt es.

Will. Gut. Aber — was liegt denn nun daran, ob die Luft ſtark oder nicht ſtark auf das Queckſilber drückt, und ob der Barometer alſo hoch oder niedrig ſteht?

Alle. Davon hängt ja das Wetter ab.

Will. So? habt ihr ſchon davon gehört? Aber wie geht es dann damit zu?

Alle. Ach! das wiſſen wir nicht.

Will. Ich will Euch alſo ſagen, was ich davon weiß. Geſetzt nemlich, daß es ohnehin ſchon trüb ausſieht, ſo iſt das Steigen des Barometers ein Zeichen, daß wir bald Regen oder

Donnerwetter bekommen werden. Hört, wie die Sache zusammenhängt.

Das nemlich, wodurch die Luft selbst zuweilen sehr stark gedrückt wird, sind gemeiniglich Regen- oder Gewitterdünste. Drückt also die Luft das Queckſilber so, daß es höher steigt, als es vorher war, so ist dies eine Anzeige, daß sie selbst von solchen Dünsten stark gedrückt wird, und daß also so viele solcher Dünste in der Luft sind, daß sie nächstens als Regen herabfallen müssen.

So hängt die Sache zusammen. — Wären nun diese Regen- oder Gewitterdünste die einzige Ursache, durch welche die Luft zusammengedrückt wird, so würde es auch jederzeit regnen, wenn das Queckſilber hoch steht, und der Barometer wäre alsdann ein ganz sicherer Prophet von Regen oder hellem Wetter. Da es aber, außer diesen Dünsten, noch mehrere Dinge giebt, die auf die Luft drücken, so kann man von dem hohen Stande des Queckſilbers nicht allemal darauf schließen, daß eine starke Anzahl Regendünste vorhanden sey, und also zeigt das Steigen des Barometers nicht immer Regen, und das Fallen nicht immer heiteres Wetter an. Sieht man aber, wie gesagt, schon, daß es trübe ist; so kann man alsdann allerdings sagen, daß diesmal der Druck der Luft und also das Steigen des Barometers von der Anhäufung der

Re-

Regendünste in der Luft herrühre, und daß also, jemehr das Quecksilber steigt, desto näher das Regenwetter sey.

*

c) Schall und Musik.

Will. Hier ist ein Stäbchen von Stahl, welches ich, an einen Zwirnsfaden gebunden, hier aufhängen will. Was wird geschehen, wenn ich mit einer Messerklinge, oder mit einem Stäbchen Holz daran schlage?

Alle. O! wir wissen schon. Es wird klingen. Es klingt recht schön.

Will. (Der das Stäbchen an dem unteren Ende mit den Fingern festhält, und alsdann an dasselbe schlägt. Es klingt ja nicht.

Alle. J! weil Sie es mit den Fingern halten. Es muß frei hangen, wenn es klingen soll.

Will. Also will ich es frei hangen lassen und anschlagen.

Alle. Sehen Sie! nun klingt es.

Will. Hier habe ich ein Streifchen Flanell. Das will ich auch an einen Zwirnsfaden frei herhängen und anschlagen. Wird das auch klingen?

Alle, lächelnd. O! gewiß nicht.

Will. Nach gemachter Probe. Nein. Es klingt nicht. — Aber wie mag das kommen, daß das stählerne Stäbchen klingt, und das Flanellstreifchen nicht?

Alle.

Alle. Das wissen wir freilich nicht.

Will. Vielleicht finden wir die Ursache. — Hier habe ich auch ein Stäbchen von recht trockenem Lindenholze. Das will ich auch herhängen und anschlagen. Hört! das klingt auch ziemlich stark! — Habt ihr nun vielleicht die Ursache schon errathen?

Alle. Nein.

Will. Tretet doch näher, und gebt mit den Augen recht genau Achtung auf das Stäbchen, welches ich anschlage. Was geschieht durch meinen Schlag? was seht ihr?

Alle. Das Stäbchen zittert.

Will. Zittert das hölzerne Stäbchen auch?

Alle. O ja.

Will. Das flanellene Streifchen auch?

Alle. Nein.

Will. Nun gebt noch einmal Achtung darauf, welches mehr zittere, ob das stählerne oder das hölzerne? auch, welches länger zittere?

Alle. Das stählerne zittert mehr und auch länger.

Will. Und welches klingt denn lauter und länger?

Alle. Das stählerne.

Will. Meint ihr also nicht, daß das Klingen von dem Zittern herkommen möge?

Alle. Ja, das scheint so.

Will.

Will. Gut geantwortet. Denn bis jetzt wissen wir dies noch nicht mit völliger Gewißheit. Aber wir sind doch der Gewißheit sehr nahe. Denn — nicht wahr, wenn ich die Stäbchen mit den Fingern anfasse, indem ich sie anschlage, so klingen sie nicht?

Alle. Nein.

Will. Aber sie zittern auch nicht. Oder vielmehr, sie klingen zwar ein wenig, aber sie zittern auch nur ein wenig. Man kann das in den Fingern, mit welchen man die Stäbchen angreift, spüren. Auch kann man sich von dem Zittern der klingenden Stäbchen durch das Gefühl überzeugen. Denn wenn man sie irgend wo anfühlt, indem sie zittern, so empfindet man das Zittern wie einen Kitzel in den Fingerspitzen. Versucht es nur.

Alle. O ja. Wir wußten dies auch schon.

Will. Desto besser. — Wie heißt also die Regel, welche wir uns in Ansehung des Klingens und des Zitterns merken können?

Alle. Wenn ein angeschlagener Körper zittert, so klingt er.

Will. Richtig. Auch: je stärker und länger er zittert, desto stärker und länger klingt er. Nennt mir doch einige Körper, welche recht stark klingen, oder schallen.

Einige. Die Glocken.

Andere. Die Kanonen.

Will. Genug an diesen. Ich will noch unser Fortepiano und eine Trompete nennen. — Aber wie? werden denn diese Körper angeschlagen, wenn sie klingen sollen?

Einige. O ja, die Glocken werden mit dem Schwengel angeschlagen.

Will. Aber auch die Kanonen? die Trompeten? die Saiteninstrumente?

Einige. Bei den letztern werden ja die Saiten angeschlagen.

Will. Halt! Es giebt hier sehr viel zu überlegen. Wir wollen Eins nach dem Andern vornehmen. Also zuerst die Glocken. Es ist richtig: die Glocken schallen dadurch, daß der Schwengel oder ein Hammer an sie anschlägt, und sie in eine zitternde Bewegung setzt. Eben so die Klaviersaiten. Auch diese werden durch Hämmerchen oder Stiftchen angeschlagen, und zittern. Man kann dies Zittern sogar sehen. Aber nun die Kanonen und die Trompete. Da fällt doch kein Schlag vor!

Alle. Ja, das ist sonderbar.

Will. Da werden wir also wohl noch weiter untersuchen müssen. Besinnt Euch also mit mir, was außer der zitternden Bewegung, in welche ein Körper durch das Anschlagen versetzt und dadurch in den klingenden *) Zustand gebracht wird,

*) Es ist zu bemerken, daß Klingen, Schallen, Tönen und

wird, sonst wohl noch Einfluß auf den Klang haben könnte?

Alle. Wir können uns auf nichts besinnen.

Will. Gesetzt, ich hienge die Stäbchen unten im Keller, oder oben auf dem Boden, oder draußen im Garten an einen Baumast auf; würden sie da eben auch klingen, so wie hier in der Stube?

Alle. O ja.

Will. Es folgt also hieraus so viel, daß Ofen, Tische, Stühle, Wände, Fenster, Schränke, und was noch hier in dem Zimmer ist, keinen nothwendigen Einfluß auf das Klingen der Stäbchen haben. Nichtwahr?

Alle. Allerdings, das folgt.

Will. Aber sagt mir; sollte es nicht etwas geben, was hier im Zimmer so gut anzutreffen ist, als oben auf dem Boden, unten im Keller, und draußen im Garten? (Nach vergeblicher Anstrengung von Seiten der Kinder.) Können und müssen wir denn Athem holen, wenn wir hier im Zimmer, oder im Garten, oder im Keller sind?

Alle. O! jetzt wissen wir's. Die Luft ist es, die überall anzutreffen ist.

Will. Richtig. Da also die Luft überall anzutreffen ist, so wäre es möglich, daß sie Einfluß auf

und andere Ausdrücke hier noch als gleichbedeutend gebraucht werden.

auf das Klingen der Körper hätte. Wie wollen wir dies aber herausbringen? Wer weiß Rath zu schaffen?

Alle. Keines.

Will. Ich diesmal freilich auch nicht; wenn ihr mir nemlich nicht auf mein Wort glauben wollt, bis wir in die Stadt zu meinem Freunde, der eine Luftpumpe hat, kommen. Ich will Euch also einstweilen erzählen, was ihr alsdann mit eigenen Augen und Ohren vernehmen werdet. Ihr werdet da eine gläserne Glocke sehen, die auf einen messingenen Teller gesetzt wird. Dieser Teller hat in der Mitte des Bodens ein kleines Loch, so daß man durch Hülfe einer an dem Loche befindlichen Röhre, die Luft unter der auf den Teller gestürzten Glocke herausziehen kann. Nun merkt Euch, was ich sage. Man setzt unter die Glocke ein kleines Maschinchen, das beinahe wie eine Standuhr aussieht, und an welchem ein kleiner Hammer angebracht ist, der auf ein Stückchen Messing unaufhörlich schlägt. Man hört diese Schläge sehr gut, und es ist, als ob eine Schlaguhr in einemfort schlüge. So lange die Luft unter der umgestürzten Glocke noch nicht herausgenommen ist, sieht man das Hämmerchen nicht nur auf das Stückchen Messing schlagen, sondern man hört auch alle Schläge, die es thut. Nun fängt man aber an, die Luftpumpe in Bewegung zu setzen und die Luft unter der Glocke wegzunehmen. Jetzt

sieht

sieht man zwar das Hämmerchen noch immer fort schlagen, wie vorher, aber der Schall, den die Schläge verursachen, ist schon matter. Jetzt kömmt noch mehr Luft unter der Glocke weg; nun hört man von den Schlägen noch weniger. Jetzt pumpt man noch mehr Luft aus, und nun — hört man gar nichts mehr. Man sieht zwar, daß das Hämmerchen immerfort auf das Messing schlägt, aber dieses Schlagen verursacht keinen Schall mehr.

Jetzt läßt man wieder etwas Luft unter die Glocke, und — man hört die Schläge wieder etwas. Jetzt kömmt noch mehr Luft unter die Glocke, und die Schläge werden auch lauter. Jetzt ist die Glocke wieder voller Luft, wie vorher, und die Schläge des Hämmerchens schallen auch wieder so stark, als vorher.

Alle. Ei! das muß artig seyn.

Will. Allerdings. Ich wollte Euch gerne dieses schöne Experiment selbst machen, allein ich bin nicht reich genug, mir eine Luftpumpe anschaffen zu können, denn es kostet ein solches Instrument etliche hundert Thaler.

Gesetzt also, ihr hättet dieses Experiment gesehen, so wie ich es gesehen habe, würdet ihr alsdann auch überzeugt seyn, daß die Luft Einfluß auf den Schall habe?

Alle. O ja.

Will. Nun, so sind wir also darüber mit einander einig, daß die Luft Einfluß auf den Schall habe, und daß das Zittern der angeschlagenen Körper nur Eine von den Ursachen des Schalles sey. Wie stellt ihr Euch demnach die Sache mit dem Schalle oder dem Klange vor.

Alle. Ja das wissen wir doch noch nicht.

Will. So will ich Euch sagen, wie ich sie mir vorstelle.

Da ich nemlich mit meinen Augen sehe, daß der Körper, der bei meinem Anschlagen einen Schall von sich giebt, erzittert, d. h. daß er sich in großer Geschwindigkeit herüber und hinüber bewegt; so muß er dadurch an die ihn umgebende Luft zu beiden Seiten anstoßen. Dadurch geräth die Luft nun auch in eine zitternde Bewegung, und diese zitternde Luft stößt an unsere Ohren an. In den Ohren ist eine Haut, welche wie eine angespannte Pergamenthaut aussieht, und wirklich auch das Trommelfell heißt, denn sie ist so ausgespannt, wie das Fell über eine Trommel. An dieses Trommelfell in den Ohren stößt also die zitternde Luft an, und dieses geräth ebenfalls in eine zitternde Bewegung. Dadurch entsteht die Empfindung, welche wir das Hören, oder auch wohl das Vernehmen eines Schalles oder eines Klanges nennen. Könnt ihr Euch das auch so vorstellen?

Alle. Noch nicht recht.

Will. Ich will es Euch also wiederholen. — Die Sache ist freilich nicht ganz leicht, weil wir das Zittern der Luft, der Unsichtbarkeit der Luft wegen, nicht sehen. Könnten wir aber die Luft sehen, und zittern sehen, so würde ein Kind von vier Jahren begreifen, wie es zugeht, daß wir etwas hören.

Aber sagt mir nun, welches wohl die Hauptbedingung bei dem Schallen oder Klingen seyn mag, ob nemlich das die Hauptsache ist, daß ein Körper durch Anschlagen in eine zitternde Bewegung gebracht werde, oder das, daß die Luft in eine zitternde Bewegung komme.

Alle. Wir wissen das nicht.

Will. Ich glaube, daß das Erzittern der Luft, nicht aber das Anschlagen an einen Körper die Hauptsache bei dem Schalle sey. Gebt einmal Achtung, wie ich dieses beweisen werde.

Das Stückchen Messing geräth durch das Anschlagen des Hämmerchens wirklich in zitternde Bewegung. Ist aber keine Luft da, so erregt diese Erzitterung dennoch keinen Schall. Dagegen giebt es wohl einen Schall oder Klang, wo kein Körper durch Anschlagen in zitternde Bewegung gebracht wird, wie z. B. wenn eine Trompete geblasen, oder eine Kanone gelöst wird. Es ist also genug zum Schalle, wenn nur die Luft in eine zitternde Bewegung geräth, es mag dies nun durch Anschla-

gen an einen dadurch erzitternden Körper geschehen, oder nicht.

Ich will Euch die Sache nun deutlicher machen. Nichtwahr, wenn wir sprechen oder singen, so hört man ja auch etwas, d. h. es entsteht ein Schall. Aber gleichwohl wird an kein Messing- oder Stahlstäbchen angeschlagen. Es haben nemlich die Menschen und die Thiere von der Natur, und ohne daß sie wissen, wie es damit zugeht, die Geschicklichkeit, durch gewisse Bewegung ihrer Zunge und Kehle die Luft in eine zitternde Bewegung zu bringen. Es schallt also, wenn wir diese Bewegung mit Zunge und Kehle vornehmen, d. h. wenn wir reden, schreien oder singen.

Eben so ist es, wenn eine Trompete, ein Waldhorn, eine Flöte, oder eine Pfeife geblasen wird. Die Luft, die in diesen Instrumenten steckt, geräth durch das Hineinblasen in eine zitternde Bewegung, und setzt, indem sie zitternd aus dem Instrumente herausfährt, auch die äußere Luft in eine zitternde Bewegung. Da diese hierauf zitternd an unsere Ohren anschlägt, so hören wir Töne.

Eben so ist es mit dem Losschießen einer Kanone oder einer Flinte. Wenn ein solches Instrument geladen wird, so wird alle die Luft, welche in dem Laufe war, durch den Pfropf und die Kugel in einen ganz kleinen Raum, nemlich dahin,

wo

wo das Pulver hinkömmt, zusammengepreßt. Wird aber das Instrument losgeschossen, so fährt diese zusammengepreßte Luft plötzlich heraus, erzittert und setzt dadurch auch die äußere Luft in eine zitternde Bewegung. Dann hören wir einen Schall, und weil dieser Schall sehr stark ist, so nennen wir ihn Knall oder gar Donner *).

Kannst du mir nun, Luise, etwa ganz im kurzen sagen, wie es zugeht, wenn wir etwas hören, d. h. wenn wir einen Schall vernehmen?

Luise. Ich will versuchen. — Die Luft muß entweder durch Anschlagen an einen Körper, der dadurch in zitternde Bewegung gerathen, oder auf andere Art, in ein Zittern geräth, und zitternd an die Pergamenthaut in unsern Ohren anschlagen. Dann hören wir etwas.

Will. Recht gut. — Weißt du also, Philipp, warum das hölzerne Stäbchen nicht so stark, und nicht so laut klingt, als das stählerne?

*) Mehr als dieses Kindern dieses Alters über die Entstehung des Knalles beim Losschießen zu sagen, halte ich nicht für rathsam, weil sie es nicht fassen würden; gesetzt auch, daß die Theorieen hierüber zureichender wären, als sie es wirklich sind. — Man vergesse überhaupt nicht, daß hier nur lauter verständliche Dinge, und nur die ersten Anfänge physikalischer Demonstrationen vorgetragen werden sollen.

Phil. Weil es nicht so sehr zittert, wenn es angeschlagen wird.

Will. Auch gut. — Und warum, Kätchen, klingt das Flanellstreifchen gar nicht, wenn ich es anschlage?

Kätchen. Weil es gar nicht zittert, wenn es angeschlagen wird.

Will. Brav. Ich wünsche, daß ihr mir über diese Materie in unserer nächsten Redestunde etwas erzählen möget, was ihr selbst über das Hören ausgedacht habt. So möchte ich wohl wissen, wie, Eurer Meinung nach, das Donnern entsteht, und wie es kömmt, daß man durch eine dünne Wand, oder Thür hindurch hören kann *)?

*

Will. Es ist doch wohl ein Unterschied zwischen einem Schall, der durch einen auf der Strasse

*) Der Donner entsteht nemlich durch den Blitz, welcher die Luft plötzlich trennt. Sie fährt eben so plötzlich und mit starker Gewalt wieder zusammen und erzittert dadurch.

Daß man durch eine dünne Wand hindurch hören kann, kömmt daher, weil die Wand durch die zitternde Luft von der Seite, wo der Schall entsteht, angeschlagen und ebenfalls in zitternde Bewegung gebracht wird. Diese Bewegung theilt sie nun auf ihrer andern Seite der Luft mit, und diese schlägt an die Ohren des Hörenden.

ße schnell fahrenden Wagen entsteht, zwischen dem Schall, den ein geschickter Flötenspieler auf der Flöte hervorbringen kann, zwischen dem Schall, welcher entsteht, wenn ein unartiges Kind weint, und zwischen dem Schall, welcher entsteht, wenn eine geschickte Sängerin eine Arie singt. Meint ihr nicht auch?

Alle. Allerdings.

Will. Nicht wahr; einige von diesen Schällen sind angenehm, andere sind unangenehm?

Alle. O freilich.

Will. An was mag es wohl liegen, daß mancher Schall angenehm, mancher aber unangenehm ist.

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ich will es Euch sagen und zeigen. — Ist der Schall, der durch das Anschlagen an das stählerne Stäbchen entsteht, angenehm?

Alle. O ja; es klingt schön.

Will. Hier schlage ich mit meiner Faust auf den Tisch. Ist dieser Schall angenehm?

Alle. O nein.

Will. Seht ihr das Stahlstäbchen zittern, wenn ich es anschlage?

Alle. Ja.

Will. Seht ihr auch den Tisch zittern, wenn ich darauf schlage?

Alle. Nein.

Will. Er muß aber doch wirklich zittern, denn sonst würde man ja gar nichts hören, wenn ich

darauf schlage. Gebt also noch einmal Achtung.

Er schlägt.

Alle. O ja. Er zittert zwar, er hört aber gleich wieder auf zu zittern.

Will. Gebt nun einmal Achtung. Ich werde auf den Tisch mit der Faust schlagen, so stark ich nur kann.

Alle. Ei! der Tisch sprang gar von der Erde in die Höhe.

Will. Allerdings. Er hat also recht gezittert. Aber — hättet ihr wohl nicht erwartet, daß der Tisch, nachdem er so stark zu zittern angefangen hatte, auch lange zittern würde?

Alle. Ja wirklich. Er hörte aber gleich wieder auf.

Will. Dieser Umstand ist von Wichtigkeit bei der Frage, wie es komme, daß mancher Schall angenehm, mancher aber nicht angenehm ist. Es kömmt nemlich alles darauf an, ob ein Schall eine Zeit lang gleichförmig fortgesetzt wird, oder nicht. Geschieht dies, so heißt er ein Ton, und er ist angenehm, wenn ihn nicht ganz besondere Umstände unangenehm machen. Wird er aber nicht gleichförmig fortgesetzt, so nennt man ihn einen Schall, ein Gelärme, ein Rasseln, und man findet ihn nicht angenehm.

Versteht ihr, was ich mit der „gleichförmigen Fortsetzung eines Schalles eine Zeitlang" sagen will?

Alle.

Alle. Nein.

Will. Jetzt, als ich mit der Faust auf den Tisch schlug, sprang er einen Zoll hoch von der Erde in die Höhe. Den Augenblick darauf bewegte er sich nur noch ein wenig in die Höhe, und im folgenden Augenblick zitterte er nur noch ein klein wenig. — Diese Bewegung des Tisches nenne ich ungleichförmig, weil die drei Bewegungen einander so sehr unähnlich waren. Die erste war sehr stark, die zweite viel schwächer, als die erste, und die dritte wieder viel schwächer als die zweite.

Wäre aber der Tisch bei der zweiten Bewegung nur um ein weniges niedriger in die Höhe gesprungen, als bei der ersten; bei der dritten wieder nur um ein weniges niedriger in die Höhe gesprungen als bei der zweiten, und wäre dies durch zehn, funfzehn, zwanzig oder dreißig Bewegungen so fortgegangen, daß die nachfolgende Bewegung immer nur um ein weniges schwächer gewesen wäre, als die vorhergehende, so hätte ich die Bewegung oder das Erzittern des Tisches gleichförmig genannt.

Bei dem Stäbchen ist dies der Fall. Das zweite Erzittern ist von dem erstern so wenig unterschieden, daß man den Unterschied mit den Augen wirklich nicht erkennen kann. Das Zittern nimmt daher auch bei dem Stäbchen ganz allmählich ab, wie ihr theils jetzt schon an dem

Stäb:

Stäbchen, noch mehr aber heute Abends an dem Schatten des Stäbchens sehen werdet. Denn da wollen wir das Stäbchen aufhängen, und anschlagen und einen weißen Bogen Papier dahinter halten. Da werdet ihr recht sehen, wie lange der Schatten zittert. So lang aber, als der Schatten zittert, muß doch wohl auch das Stäbchen zittern.

Und daher kömmt es, daß mancher Schall angenehm und mancher unangenehm ist. Schlage ich mit dem Hammer auf einen Stein, so zittert der Stein ein einzigesmal stark, und die andernmale so schwach, daß man es kaum gewahr wird. Aber den Schall, der dadurch entsteht, wird niemand angenehm nennen. Man könnte durch Schlagen auf Steine gewiß keine Musik zuwege bringen. Schlage ich mit dem Hammer an das Stäbchen von Stahl, so sehe ich das Stäbchen lange und gleichförmig zittern, und nenne den Klang davon auch angenehm. Deswegen kann man auch mit stählernen Stäbchen eine Musik machen, und es giebt eine Art von Hackbrett, wo man mit kleinen Hämmerchen auf stählerne Stäbchen schlägt.

Die Kunst schön zu singen beruht also größtentheils auf der Geschicklichkeit, die Luft durch Bewegungen in der Kehle in ein gleichförmiges Zittern zu bringen. Wenn ein Flötenspieler schöner bläst als ein anderer, so kömmt es daher,

her, weil der erste besser versteht, die Luft durch das Einblasen in die Flöte in ein gleichförmiges Zittern zu bringen, als der zweite.

Jetzt aber noch ein Experiment. — Ich habe hier auf dieses Klötzchen ein paar Klaviersaiten aufgezogen, und hier auf dieses bretterne Kästchen auch. Schlagt einmal mit diesem hölzernen Hämmerchen auf die Saiten, und bemerkt, wo die schöneren Töne herauskommen?

Alle. O! die Saiten auf dem bretternen Kästchen klingen schöner.

Will. Woher mag das kommen? Es sind doch einerlei Saiten, gleichstark angespannt, und ihr schlagt doch auch auf eine, wie auf die andere?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. So gebt also Achtung. Die Saiten auf dem bretternen Kästchen haben einen Resonanzboden. Man versteht nemlich unter Resonanzboden ein dünnes Brett, welches durch einen Klang ins Zittern geräth. — Geht einmal hin an das Fortepiano und hört. Ich will einen Ton singen; ihr werdet ihn im Klavier wiederschallen hören.

Alle. Ja. Wir haben dies auch schon öfter bemerkt. Wir haben aber immer nicht gewußt, woher das kömmt.

Will. Es kömmt von dem Resonanzboden. Dieser ist ein sehr dünnes Brett, und geräth also

durch

durch einen Schall oder Klang in zitternde Bewegung.

Wird nun, entweder auf dem Fortepiano, oder auch hier auf diesem bretternen Kästchen, eine Saite angeschlagen, so geräth sie in zitternde Bewegung und tönt, setzt aber auch zugleich den Resonanzboden in zitternde Bewegung. Dieser zittert nun auch mit, tönt also auch, und durch dieses vereinte Zittern entsteht ein Ton, der uns wohlgefällt.

Das Klötzchen aber, auf welches ich ebenfalls Saiten gespannt habe, ist zu dick, als daß es durch das Zittern der Saiten in eine zitternde Bewegung gerathen könnte, und daher kömmt es, daß die Saiten auf dem Klötzchen nicht so schön lauten. Denn an und für sich giebt eine angespannte und angeschlagene Drathsaite keinen sehr angenehmen Ton, sondern dieser wird erst dadurch so angenehm, daß der Resonanzboden zugleich mit ertönt.

d. Der Wind.

Will. Sollte sich die Luft nicht von selbst auch zuweilen in eine zitternde Bewegung bringen?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ihr werdet durch Nachdenken finden, ob ihr mir Ja oder Nein antworten müßt. — Was ist denn die Folge davon, wenn die Luft in eine zitternde Bewegung geräth?

Alle.

Alle. Es entsteht ein Schall.

Will. Allerdings. Wir hören etwas; es sey nun ein Ton, oder ein Gerassel, oder ein Sausen, oder ein Geheule, oder sonst ein Schall oder Klang. Nun besinnt Euch also, ob ihr etwa einmal so etwas gehört habt, ohne daß jemand da war, der durch die Bewegung in seiner Kehle, oder durch Anschlagen an elastische Körper die Luft in zitternde Bewegung gebracht hätte? — — Ihr habt den Fall schon gehabt. Ich habe Euch noch dazu aufmerksam dabei gemacht, und gesagt, daß das, was ihr damals wahrnähmet, in unsern physikalischen Stunden vorkommen werde.

Alle. O wir wissen's jetzt. Es war neulich Abends, als der Wind so pfiff und heulte.

Will. Ganz richtig. Es waren also doch Schälle oder Töne?

Alle. O ja.

Will. Wer sollte sie aber wohl verursacht haben?

Alle. Es ist wahr, sie können nicht wohl von Menschen hervorgebracht worden seyn, denn es war zu laut und dauerte zu lange.

Will. Aber wie sollte es wohl dabei zugehen, wenn der Wind pfeift oder heult?

Alle. Wir werden es schwerlich selbst angeben können.

Will. Ich will es thun. — Vorher aber muß ich wissen, ob ihr schon wißt, was der Wind ist?

Alle.

Alle. Die Luft?

Will. Ist aber Luft und Wind einerlei? — Es geht gerade der Wind; und hier ist eine Pflaumfeder. Seht! ich lasse sie aus meinen Fingern los, und sie fällt gerade zur Erde. Jetzt will ich sie aber zum Fenster hinaus halten, und alsdann fahren lassen. Was geschieht?

Alle. Der Wind führt sie weg.

Will. Sagt lieber, sie wird hinweggeführt. Denn wer weiß, was sie eigentlich hinwegführt. Doch! es sey! Ich mache Euch jetzt darauf aufmerksam, daß die Pflaumfeder, als ich sie ausserhalb des Fensters fallen ließ, stark, und zwar gegen die Seite und Höhe zu, bewegt wurde, daß dies aber nicht geschah, wenn ich sie hier im Zimmer fallen ließ. Nun sagtet ihr, der Wind habe sie weggeführt. Das könnte wohl so viel heißen, als: der Wind habe sie fortbewegt. Dürfte ich denn wohl sagen, wo Wind ist, da nehme man Bewegung wahr?

Alle. O ja.

Will. Und wo Wind ist, ist da auch Luft?

Alle. Allerdings.

Will. Wie wäre es also, wenn wir sagten, der Wind sey weiter nichts als: in Bewegung gerathene Luft?

Alle. Ja ja; so wird es seyn.

Will. Richtig. Es ist auch wirklich so. Denn wir können jeden Augenblick Wind machen,

so

so bald wir nur Luft haben. Wenn ich mit meiner Hand vor meinem Gesichte vorüber schlage, so schlägt die Luft an meine Wangen und Augen an, und ich empfinde Wind. Das kömmt also daher, daß ich die Luft in Bewegung bringe. Binde ich ein breites Lineal an einen Bindfaden, und schwinge es nun mit dem Arm im Kreise herum, so entsteht auch Wind. Wenn jemand der ein langes, flatterndes Kleid an hat, schnell in dem Zimmer hin und her springt, so entsteht ein starker Wind. Denn, so breit als das Kleid ist, so breit ist die Luft, die er in Bewegung setzt. — Also; es ist richtig: Wind ist eine bewegte Luft. Heult nun aber, oder saußt jeder Wind?

Alle. Nein.

Will. Ihr habt recht. Den bloßen Wind hört man nicht; er mag stark oder schwach seyn. Sobald man, während des Windes, etwas hört, so hat es damit schon eine besondere Bewandtniß. Die Luft ist, wenn sie Wind heißt, zwar in Bewegung, aber nicht in einer zitternden Bewegung, d. h. so daß sie hin und her schwankte. (Denn das heißt zittern). Sondern die Luft geht bei dem Winde immer vorwärts, immer fort. Sie zittert nicht.

Sobald der Wind also heult oder saußt, so muß die ganze bewegte Luft erzittern, und dazu muß eine besondere Ursache da seyn. Diese wollen wir jetzt herauszubringen suchen. Wer

sagt mir noch, was ich neulich that, um den Wind entweder heulen zu machen oder nicht?

Ad. Wenn Sie den Fensterladen aufmachten, so heulte der Wind nicht, wenn Sie ihn aber zumachten, so heulte er.

Will. Gut gemerkt. Jetzt will ich Euch die Sache nun auseinander setzen. — Hier ist dieser Fensterladen. Ihr seht, erstlich, daß er Risse hat, und daß also die Luft, wenn sie an denselben stößt, hier durch diese Risse hindurch kann. Zweitens, werdet ihr, wenn ich ihn wieder anhänge, wo er hin gehört, sehen, daß er nicht recht passe, sondern daß, wenn ich ihn zumache, oben und zur Seite ebenfalls einige kleine Ritze bleiben, durch welche die Luft ebenfalls kann.

Was geschieht nun, wenn starker Wind ist? Die Luft wird mit Gewalt gegen diesen Fensterladen an, und also durch die Oeffnung hindurch getrieben. Weil nun die Oeffnungen schmal sind, so kann theils nicht alle Luft, welche hindurch soll, hindurch, theils kann sie, des Widerstandes der Luft in dem Zimmer wegen, nicht schnell genug hindurch, und so entsteht also bei diesen Oeffnungen gleichsam ein Kampf in der Luft selbst, wodurch die Luft sowohl gestoßen und getrieben, als auch aufgehalten wird. Dadurch geräth die durch die Ritze getriebene Luft in zitternde Bewegung, und tönt also, oder heult, wie wir es nennen.

So:

Sobald ich daher den Laden aufmachte, hörte das Heulen auf. Denn nun konnte die Luft, ohne durch enge Oeffnungen getrieben zu werden, und ohne also in zitternde Bewegung zu gerathen, zum Fenster herein.

So ist es mit dem Heulen des Windes. Das Saußen desselben wird auf eine ähnliche Art bewirkt. Geht nemlich der Wind so stark, daß die Luft durch das starke Anschlagen an Häuser, Bäume, Berge, Wälder, schon in zitternde Bewegung geräth, so entsteht dadurch der starke Schall, den wir das Saußen nennen.

Und nun zu meiner Frage zurück, ob nemlich nicht die Luft sich selbst zuweilen in eine zitternde Bewegung setze?

Alle. O ja; wenn nemlich der Wind recht stark geht, und dabei durch Häuser, Bäume oder Berge aufgehalten wird, oder wenn er mit Heftigkeit durch die Risse an den Fensterläden getrieben wird.

Will. Allerdings. Oder überhaupt durch Risse oder kleine Oeffnungen. Denn manchmal entsteht das Heulen dadurch, daß der Wind durch das Schlüsselloch herein getrieben wird, manchmal dadurch, daß er durch den Schornstein, oder durch die Dachziegeln herein kömmt.

3. Das Sehen und das Messen der Gegenstände.

Will. Wer kann mir sagen, wie groß wohl dieser Stab sey, den ich hier in der Hand habe?

Alle. Er wird gegen zwei Ellen lang seyn.

Will. Gebt also die Elle her; wir wollen ihn messen. — Richtig. Ihr habt gut geschätzt. — Mir fällt aber dabei ein, daß es zweierlei Methoden giebt, einen Stab seiner Länge nach zu schätzen, nemlich das Sehen, oder Anschauen, und das Messen desselben mit der Elle oder mit einem andern Maasstabe.

Alle. Allerdings.

Will. Welches mag wohl die sicherste Methode seyn, d. h. diejenige, bei welcher ich mich gar nicht irren kann?

Alle. Doch wohl das Messen mit der Elle.

Will. Recht geantwortet. Denn alsdann ist der Irrthum unmöglich. — Ihr glaubt also übrigens, daß man sich irren könne, wenn man die Dinge bloß nach dem Augenmaaße mißt?

Alle. O ja, da kann man sich irren.

Will. Aber woher mag es kommen, daß man sich bei der Methode, die Dinge nach dem Augenmaaße zu schätzen, irren kann? Hierauf erfolgte keine Antwort. Ich sehe schon, wir werden wieder experimentiren und nachdenken müssen, um den

Grund

Grund hievon zu entdecken. Kommt also einmal in den Garten.

Seht! dort zu Ende des Gartens, auf dem hintersten Beete, habe ich vorhin einen Stab hingesteckt. Wie lang sollte wohl dieser seyn?

Alle. Lassen Sie uns geschwind hinlaufen, daß wir ihn in der Nähe sehen.

Will. Warum wollt ihr ihn aber nicht von hier aus schätzen?

Alle. Weil wir ihn nicht genau genug sehen können.

Will. So? Hat vielleicht jemand von Euch diesen Stab für ein Kameel oder für sonst etwas andres angesehen?

Alle. O nein. Das sehen wir wohl, daß es ein Stab ist, aber wir können hier nur nicht urtheilen, wie groß er sey.

Will. Das kömmt mir sonderbar vor. Ihr seht doch das obere und das untere Ende des Stabes so genau, als ob ihr dort dabei stündet?

Alle. O ja.

Will. Nun so müßt ihr auch sagen können, wie weit beide Enden von einander entfernt seyen, d. h. wie groß dieser Stab sey. Nachdem die Kinder in Unwissenheit eine Weile geschwiegen hatten. Ich billige Euer Stillschweigen, denn ich glaube selbst, daß ihr noch nicht genug über die Sache werdet nachgedacht haben, um mir etwas vernünf-

tiges darüber sagen zu können. Ich will Euch also helfen.

Meine Frage war: woher es komme, daß man sich irren könne, wenn man bloß nach dem Augenmaaße bestimmen will, wie groß etwas sey? Ihr wißt dies nicht, und ich führe Euch hieher, um Euch auf einen Umstand, der bei der Grössenschätzung nach dem Augenmaaße in Betrachtung kömmt, aufmerksam zu machen. Diesen Umstand hättet ihr nun freilich durch Nachdenken finden können. Es ist nemlich: die Nähe oder Weite, in welcher wir uns von dem Gegenstande befinden.

Diese müssen wir bei der Grössenschätzung nach dem Augenmaaße jederzeit in Anschlag bringen, und weil diese Schätzung der Weite oder Nähe nicht leicht ist, so irren wir uns in der Grössenangabe eines Dinges durch das bloße Augenmaaß gemeiniglich.

Welchen Einfluß hat denn nun die Nähe oder Entfernung auf die Grössenbestimmung?

Alle. Die Dinge sehen in der Entfernung kleiner aus, als sie sind.

Will. Richtig. Man kann sich davon durch Proben überzeugen, so oft man will. Ich will es Euch aber auch hier an der Tafel durch eine Zeichnung erläutern. — Vorher aber merkt Euch einen Satz, den ihr einstweilen von mir auf Treu und Glauben annehmen müßt, bis ich ihn auch einmal

mal beweisen kann, nemlich: „Wenn wir einen Gegenstand ganz sehen sollen, so müssen von der Seite desselben, die er uns zukehrt, Lichtstrahlen in unsere Augen fallen.“ Denn wovon keine Lichtstrahlen in unsere Augen fallen, das sehen wir auch nicht.

Diese Lichtstrahlen sind zwar selbst unsichtbar, allein man ist dennoch berechtigt, sie, in der Zeichnung, als gerade Linien vorzustellen. —

Soll ich also eine Zeichnung von dem Sehen machen, so zeichne ich hier eine Null her, die soll das Auge vorstellen. Eine Spanne weit von dieser Null will ich einen Strich von oben herab führen, der soll vier Zoll lang seyn, und den Stab vorstellen, den wir sehen. Seht! wenn ich nun von dem obersten Endpunct des Stabes eine gerade Linie in das Auge ziehe, und eben so von dem untersten Endpuncte, so bekomme ich einen großen Winkel.

Jetzt will ich nun noch eine, das Auge vorstellende Null machen, und einen Stab, ebenfalls vier Zoll lang, zwei Spannen weit von dem Auge zeichnen. Ziehe ich auch von den beiden Enden dieses Stabes aus Linien in das Auge, so erhalte ich einen viel kleineren Winkel.

„So groß aber, als der Winkel ist, den die äußersten Enden eines Gegenstandes, wenn wir ihn sehen, in dem Auge machen, für so groß halten wir den Gegenstand, wenn wir nicht auf die

Entfernung, in welcher er sich von uns befindet, Rücksicht nehmen."

Dies läßt sich ebenfalls durch Zeichnung leicht deutlich machen. Zeichne ich hier wieder ein Auge her, und hierauf auch wieder einen Stab, der acht Zoll lang, dafür aber auch zwei Spannen weit von dem Auge entfernt ist, so ist der Winkel, aus welchem das Auge den acht Zoll langen Stab sieht, eben so groß, als der, in welchem es den vier Zoll langen Stab sieht. Der längere Stab muß also gerade so groß aussehen als der kürzere.

Wer nun das nicht weiß, und also bei der Schätzung nach dem Augenmaaße, nicht zugleich darauf sieht, wie weit der Gegenstand von ihm entfernt sey, der wird sich sehr irren. Das Kreutz auf unserm Kirchthurme ist viel höher als unsere Stubenthüre, und doch sieht es aus, als wenn es nur eine Spanne lang wäre. Das kömmt aber daher, daß es, seiner weiten Entfernung wegen, einen eben so kleinen Winkel mit dem Auge macht, als ein Stäbchen Holz, eine Spanne lang, welches wir aber in der Hand halten, und also ganz nahe bei uns haben.

Könnt ihr also nun einsehen, wie es komme, daß bei der Grössenangabe nach dem Augenmaaße ein Irrthum möglich ist, bei Messung mit einem wirklichen Maaßstabe aber nicht?

Alle.

Alle. Weil man bei der Schätzung nach dem Augenmaaße die Entfernung nicht mit in Anschlag bringt.

Will. Das ist nicht bestimmt genug geantwortet. Ihr hättet sagen sollen: weil man kein Merkmal hat, an welchem man erkennen kann, ob ein Körper in der Entfernung von unserm Auge sey, daß er in Ansehung seiner Grösse ohne allen Irrthum geschätzt werden könnte. — Denn, seht! dieser Stab, der eine Elle, und also auch eine Elle lang ist, erscheint Euch als viel länger, wenn ihr ihn so nahe an das Gesicht haltet, daß er beinahe die Nase berührt. Er erscheint Euch viel kleiner, wenn ihr ihn dreihundert Schritte weit von Euch seht. Wo ist nun der Punct, wo er stehen, und welches also die Entfernung, in der er sich befinden muß, um Euch gerade so groß, als er ist, zu erscheinen? Dies läßt sich nicht angeben; und also können wir uns auf die Grössenschätzung nach dem Augenmaaße auch nie so gut verlassen, als auf das wirkliche Messen. — Es lebe also das Messen mit der Elle!

Einige. Versprachen Sie uns nicht einmal, uns zu erklären, wie es zugeht, daß eine lange Allee am Ende enger, die letztern Bäume aber niedriger erscheinen, als am Anfange?

Will. Dies kann ich heute sehr gut. — Erstlich, warum sie am Ende enger erscheint, als

beim Anfang, da sie doch durchaus von einer-
lei Breite ist.

Nehmt den Stab von zwei Ellen Länge wie-
der zu Hülfe. — Ihr habt gesehen, daß er
Euch kürzer erscheint, als er ist, wenn er in wei-
ter Entfernung von Euch steht. Meint ihr
nicht, daß er Euch auch eben so kürzer erschei-
nen werde, wenn er in derselben Entfernung von
Euch läge, oder wenn ihn jemand so die Queere
zwischen beiden Händen ausgespreizt hielte? —
Macht einmal die Probe. Philipp mag bis ans
Ende des Ganges laufen, und den Stock so
queer über den Bauch her halten.

Alle. Allerdings erscheint er auch so kleiner.

Will. Wenn ich nun statt dieses Stabes eine,
zwei Schuh lange Steinplatte, oder eine,
zwei Schuh lange Fläche von Erde nähme,
und legte sie so weit von Euch, als Philipp mit
dem Stabe stand, würden diese Platten euch
nicht ebenfalls kürzer etscheinen, als zwei
Schuhe?

Alle. O ja.

Will. So ist es nun mit einer Allee. Nehmt
einmal an, sie wäre durchgängig zwei Schuhe
breit, so seht ihr den Erdboden zwischen den
zwei vordersten Bäumen auf jeder Seite
am Anfange der Allee, wo ihr stehet, auch wirk-
lich als eine Fläche von zwei Schuhen.
Der Erdboden zwischen den zwei letzten
Bäu-

Bäumen aber, erscheint Euch, seiner Entfernung wegen, nicht so breit, als zwei Schuhe, und folglich kürzer. Die letzten Bäume scheinen also enger bei einander zu stehen, als die ersten, und also erscheint die Allee enger. Da dieses nun nach und nach zunimmt, d. h. da der zwanzigste Baum auf jeder Seite nicht so weit von Euch entfernt ist, als der vierzigste, und dieser nicht so weit als der sechzigste, so erscheint auch der Erdboden zwischen dem zwanzigsten Baume noch nicht so eng, als der zwischen dem vierzigsten, und dieser nicht so eng, als der zwischen dem sechzigsten. Es scheint also die Allee nach und nach immer enger zuzulaufen. Begreift ihr das wohl?

Alle. O ja; es ist sehr natürlich. Es ist ja gerade so, als wenn Philipp, indem er den Stab die Queere vor sich her hielt, immer langsam rückwärts gegangen wäre. Da würde uns der Stab auch, zusehends, immer kleiner geworden seyn. Und hätten wir auf jedes Ende des Stabes einen Baum gesetzt, so würden diese Bäume uns endlich ganz nahe bei einander geschienen haben.

Will. Sehr richtig. Gerade so verhält es sich. aber auch damit, daß die letzten Bäume einer Allee kleiner aussehen, als die ersten. Ihr werdet das leicht einsehen. Wenn man also

eine Allee malen, d. h. wenn man sie so darstellen will, wie sie aussieht, so zeichnet man sie nach Linien, welche entstehen würden, wenn man einen Zuckerhut auf das Papier legte, und nach den Seiten desselben Linien zöge.

Aber; mir fällt noch etwas ein. Eine lange Allee scheint auch am Anfange derselben, immer allmählich bergan zu gehen, ob wir gleich wissen, daß sie ganz eben fortgeht, wie mag dieses kommen? (Nach vergeblichen Errathen von Seiten der Kinder.) Das kömmt daher, daß die Entfernung des Erdbodens mit dem, was wir den Himmel nennen, uns am Ende der Allee ebenfalls geringer erscheint, als am Anfange. Es ist also, als wenn Erde und Himmel sich einander näherten, welches dadurch geschehen würde, daß die Erde sich allmählich erhöhe, der Himmel aber sich allmählich herabsenkte.

Das Schätzen nach dem Augenmaaße ist also nur ein ungefähres, keineswegs aber ein wirkliches Messen. Sondern das wirkliche Messen geschieht?

Alle. Mit der Elle.

Will. Allerdings. Oder eigentlich (wenn nemlich von Längen die Rede ist) mit dem Längenmaaße. Denn man kann statt der Elle auch mit Ruthen, Klaftern u. s. w. messen; wie Euch schon bekannt ist. Aber dieses Messen hat doch auch eine ganz eigene Art von Unbequemlich-

lichkeit, man muß nemlich bei demselben den Gegenstand, den man messen will, gehörig handhaben können. Wollt ihr z. B. die Höhe unseres Hauses mit der Elle messen, so müßt ihr zuerst die Elle unten anlegen, und so weit heraus messen, als ihr reichen könnt. Alsdann müßt ihr auf Tische, und endlich auf Leitern treten. Mit einem Worte, Eure Körper und Eure Hände müssen immer dort seyn, wo ihr messen wollt. Und das ist oft sehr gefährlich. Z. B. ihr wolltet unsern Kirchthurm mit der Elle messen; da müßtet ihr doch wohl bis auf die Spitze desselben steigen?

Einige. Ja freilich. Und wer wollte das?

Andere. Aber man könnte ja auch einen Bindfaden mit einer bleiernen Kugel vom Thurme herablassen, und alsdann den Bindfaden mit der Elle messen.

Will. Recht gut. Aber wer will dann diesen Bindfaden herablassen? Doch wohl kein anderer, als wer hinaufgestiegen ist?

Alle. Ja so. Man müßte also dennoch auf den Kirchthurm steigen.

Will. Um also sich bei dem Messen nicht in Gefahr begeben zu müssen, hat man auf verschiedene Methoden zu messen gesonnen, und auch wirklich verschiedene entdeckt. Ich will Euch doch von Einer eine Vorstellung machen. Es ist gut, daß eben die Sonne scheint.

Dieser Stab ist zwei Ellen und ein Viertel lang. Steckt ihn recht gerade in die Erde, und zwar so tief, daß er gerade zwei Ellen lang hervorrage. — Gut! — Hier ist nun auch eine Hopfenstange. Die wollen wir ebenfalls gerade in die Höhe richten und so gut befestigen als möglich.

Bringt nun zwei Ellenmaaße, und Eine Parthie messe, wie lang der Schatten von der Stange, die andere, wie lang der Schatten von dem Stabe ist. Aber recht geschwinde!

Einige. Der Schatten vom Stabe ist eine halbe Elle lang.

Die Andern. Der Schatten von der Stange ist zwei Ellen lang.

Will. Wartet ein klein wenig! — Richtig! Die Hopfenstange muß also acht Ellen lang seyn. Werft sie um und meßt sie.

Alle. Ei wirklich! — Wie haben Sie denn das gefunden?

Will. Durch Rechnen. — Ich will es Euch einzeln auseinander setzen. — Ich habe nemlich so gedacht: Wenn eine Stange von zwei Ellen Länge einen Schatten von einer halben Elle Länge wirft, so muß eine noch längere Stange auch einen noch längeren Schatten werfen. Meint ihr nicht auch?

Alle. Allerdings.

Will. Kann ich nicht aber auch, umgekehrt, sagen: ein Schatten z. B. von vier Ellen Länge, muß von einer längeren Stange herrühren, als ein Schatten von einer halben Elle Länge?

Alle. O ja. Das ist auch wahr.

Will. Nun, so werdet ihr auch begreifen, wie ich die Länge der Hopfenstange durch die Länge ihres Schattens habe bestimmen können. Ich rechnete nemlich so; „Um so viel als der Schatten der Hopfenstange länger ist, als der Schatten des Stabes, um so viel ist auch die Hopfenstange länger, als der Stab."

Ihr sagtet mir nun, der Schatten der Hopfenstange sey zwei Ellen, der Schatten des Stabes aber sey eine halbe Elle lang. Eine halbe Elle ist ein Schuh, zwei Ellen sind vier Schuh. Der Schatten der Stange war also viermal so lang, als der Schatten des Stabes. Folglich muß auch die Stange viermal so lang seyn, als der Stab.

Der Stab ist zwei Ellen lang. Viermal zwei Ellen sind acht Ellen. Die Stange muß also acht Ellen lang seyn. Es ist ein Exempel aus der Regel de tri, nemlich:

Schuh	Schuh	Ellen
1 —	4 —	2 —

d. h. Wie sich die Schattenlänge von 1 Schuh, zu der Schattenlänge von 4 Schuh ver:

verhält, so verhält sich die Stabeslänge von 2 Ellen zu der Länge der Stange.

Alle. Ei das ist artig. Nun wollen wir gleich unsern Kirchthurm ausmessen.

Will. Die Freude sollt ihr haben, wenn gleich nicht gerade jetzt in der Stunde. Es kömmt Euch bei unserm Kirchthurme ein Umstand zu statten, der freilich nur selten angetroffen wird; nemlich, daß der Schatten, welchen er Nachmittags wirft, nicht nur ganz auf eine ebene Wiese fällt, sondern daß man den ganzen Schatten auch von der Spitze bis an den Fuß des Thurmes mit der Elle, oder einem andern Längenmaaße messen kann, indem der Thurm von der Nordseite ganz frei steht. Wir wollen ihn also wirklich messen. Wie wolltet ihr es aber machen?

Einige. Wir stecken einen Stab in die Erde, dessen Länge wir wissen, und messen nun die Länge des Schattens, den dieser Stab wirft. Alsdann messen wir auch die Länge des Schattens, den der Kirchthurm wirft.

Will. Ganz gut. Nur müßt ihr Einen Umstand dabei ja nicht aus den Augen verlieren, nemlich beide Schatten zu gleicher Zeit, und mit möglichster Schnelligkeit zu messen, Denn ihr wißt wohl, daß Vormittags die Schatten mit jedem Augenblick kürzer, Nachmittags aber mit jedem Augenblick länger werden. Wolltet ihr also die Schatten langsam,

oder nicht einmal zu gleicher Zeit messen, so würde alsdann Eure Rechnung gar nicht zutreffen. Um also bei solchen Messungen nie zu irren, müßt ihr Euch die Sache eigentlich so merken: „Wie sich die zu gleicher Zeit geworfenen Schatten zweier Stäbe zu einander verhalten, so verhalten sich diese Stäbe in Ansehung ihrer Länge selbst zu einander.“ Ob aber die zu messenden Dinge nun Stäbe, oder Hopfenstangen, oder Kirchthürme, oder Obelisken sind, das ist einerlei.

4. Das An- und Abprallen.

Will. Hier habe ich einen Ball. Probirt einmal damit zu spielen.

Einige. Ei! der ist leicht!

Andere. Ei! der springt gut!

Andere. Nein! so etwas von einem Ball ist uns noch nicht vorgekommen. Ach! wie haben Sie ihn dann gemacht.

Will. Ich habe ihn gemacht, um Euch etwas nützliches damit zeigen zu können, und habe also keine Mühe gespart, ihn recht accurat zu machen. Ich habe nemlich eine recht rund gedrehete hölzerne Kugel, die beinahe so groß ist, als der Ball selbst, mit Stückchen von Resina, oder elastischem Harze belegt, diese Stückchen so geschnitten, daß sie recht in einander paßten, und sie

alsdann zusammen geleimt. So hatte ich eine schöne runde Kugel von Resina. Diese schnitt ich mit einem dünnen, scharfen Messerchen gerade in der Mitte von einander, damit ich die hölzerne Kugel wieder herausnehmen konnte, und leimte darauf meine Harzkugel wieder zusammen. Nun habe ich sie sehr sorgfältig mit wollenem Garne überwickelt, und alsdann, wie ihr seht, in ganz kleinen Augen, mit gedrehtem Seidenfaden überstrickt.

Einige. Ja; das ist wahr. Das ist noch besser, als wie wir es machen.

Will. Wie macht ihr denn eure Ballen?

Dieselb. Wir nehmen Pferdehaare, wie man sie in die Matratzen stopft, ballen sie so zusammen, daß sie eine kugelähnliche Gestalt bekommen, und überwickeln sie dabei immer mit Garn. Anfänglich locker, dann aber immer fester.

Will. Nun die Methode ist auch ganz gut. Nur müßt ihr kein Leinengarn, sondern Wollengarn nehmen, weil dieses elastischer ist. Denn ihr wißt wohl, ein guter Ball muß gut springen. Soll er aber dies, so muß er elastisch seyn. Nun aber wieder zu meinem Ball zurück.

Hier stelle ich einen kleinen Kegel her zu meinen Füßen. Was meint ihr? wenn ich mich dorthin stellte, und mit dem Ball gerade auf den Kegel losschöbe, könnte ich ihn wohl treffen?

Alle. O ja; das ist keine Kunst.

Will. Aber könnte ich ihn nicht ebenfalls treffen, wenn ich nicht gerade auf ihn losschöbe?

Einige. Wie verstehen Sie das?

Will. Ich meine, wenn ich dorthin an die Wand schöbe.

Alle. O! da würden Sie den Kegel nicht umwerfen.

Will. Wir wollen also sehen! — Der Ball wurde gegen die Wand schief angerollt, so daß er unter einem Winkel abschlug, und hierauf den Kegel rücklings traf.

Alle. Ja so; daran haben wir nicht gedacht.

Will. Es wäre mir lieber gewesen, wenn ihr daran gedacht hättet. Jedoch! gebt nur jetzt fein Achtung. Ich will das Experiment noch einmal machen, vorher aber den Ball mit Kreide bestreichen, damit wir die Linie sehen können, welche er im Laufen macht. Anstatt den Ballen aber gegen die Wand an zu schießen, wollen wir lieber unsere schwarze Rechentafel auf die Linie, die ich hier nach dem Lineal mit Kreide zeichnen werde, stellen. Trete also jemand hinter die Tafel und halte sie fest; halte sie auch so lange, bis ich selbst sie wegnehme. Den Kegel aber setze etwa einen Schuh weit von der Tafel ab, damit der Ball, wenn er abschlägt, ihn wieder treffen kann. — — Seht! der Kegel ist wieder getroffen. Und hier sind einzelne Puncte von Kreide auf dem Stubenboden, nach denen wollen wir die Linie, welche der Ball

genommen hat, völlig ziehen. Vorher aber will ich gerade unter dem Punct, wo der Ball an die Tafel angefahren ist, auf dem Fußboden auch einen Punct machen. — So! nun thut die Tafel weg. (Nachdem die Linien gezogen waren.) Ueber diese Linien wollen wir nun unsere Anmerkungen machen. Damit wir aber einander verstehen, so wollen wir den Linien Namen geben.

Die Linie, auf welcher die Tafel gestanden hat, will ich A B nennen, und deswegen an das eine Ende derselben A, an das andere B schreiben. Der Punct hier, welcher den Punct vorstellt, an welchem der Ball an der Tafel angefahren ist, soll C heißen. Da, wo ich gestanden, und den Ball geschoben habe, will ich D hinschreiben, und da, wo der Kegel von dem Balle getroffen wurde, soll E stehen.

Die Linie C D, welche der Ball durchlief, ehe er an die Tafel schlug, kann auch die Anprallungslinie; die aber, die er von der Tafel an bis zum Kegel durchlief, soll die Abprallungslinie heißen. Denn man nennt ja das: Anprallen und Abprallen, wenn der Ball an die Wand anschlägt und wieder zurückspringt.

Werdet ihr mir nun auch sagen können, welches der Anprallungs- und der Abprallungswinkel ist *)?

Ei-

*) Auch noch ehe Hr. Willich den Kindern Geometrie vortrug,

Einige. Der Anprallungswinkel ist der Winkel D C A, und wird von der Anprallungs-

 linie

trug, brauchte er geometrische Ausdrücke mit Vorbedacht, und erklärte sie den Kindern nothdürftig aber anschaulich. Z. B. die Ausdrücke parallel, Winkel, horizontal, vertikal u. dgl. Auch ließ er Winkel messen, entweder mit dem Transporteur, wenn angegeben werden sollte, wie groß ein Winkel wäre, oder sonst auf eine Art. So giebt ein Zirkel, dessen Kopf man in den Scheitel des Winkels legt, während man die Schenkel desselben so weit öffnet, daß sie beide Linien des Winkels berühren, ein recht gutes Winkelmaaß ab, wenn man zwei Winkel etwa bloß ihrer Grösse nach mit einander vergleichen will, ohne zu wissen, wie groß ein jeder ist. Selbst mit einer Scheere kann man dies. — Die Kinder sind bei solchen Dingen sehr erfindungsreich, und man lasse ihnen die Freude; nach solchen selbst erfundenen Methoden zu operiren. Denn da die Uebung ihres Geistes als Hauptabsicht bei diesem ganzen Unterricht angesehen wird, so wird diese Absicht besser erreicht, wenn mit solchen unvollkommenen aber selbst erfundenen, als wenn mit den allervollkommensten Maaßstäben und Werkzeugen operirt wird. — Uebrigens war Hr. Willich, so wie jeder gute Erzieher bei solchen Experimentiren des Spruches des weisen Rousseau: „man müsse bei Kindern nichts subintelligiren," eingedenk. Daher rührt die Umständlichkeit in Kleinigkeiten bei den angegebenen Experimenten. Der bloße Physiker wird sie langweilig finden; der denkende Erzieher aber wird meinen Willich deswegen loben.

linie und von der Hälfte der Linie, auf welcher die Tafel stand, gebildet.

Andere. Der Abprallungswinkel ist der Winkel ECB, und wird von der Abprallungslinie und der zweiten Hälfte der Tafellinie gebildet.

Will. Recht gut. Seht doch einmal, wie sich diese beiden Winkel zu einander verhalten, d. h. ob einer größer oder kleiner ist, als der andere?

Einige. Nachdem sie die Winkel gemessen hatten. Nein. Sie sind beide gleich groß.

Will. Nachdem er das Experiment noch ein paarmal vorgenommen hatte, die Kugel uber jederzeit unter einem anderen Winkel anprallen, und dadurch, daß er Anprallungs- und Abprallungswinkel jederzeit messen ließ, die Kinder darauf aufmerksam machte, daß beide Winkel einander immer gleich wären. Ihr seht also, daß der Abprallungswinkel immer so groß ist, als der Anprallungswinkel. Könnt ihr keinen Vortheil aus dieser Entdeckung ziehen? Nach nicht erfolgter Antwort. Ich dächte, wer das weiß, was wir jetzt gefunden haben, der müßte allemal darauf wetten können, daß der Ball nach der Anprallung den Kegel träfe, man möchte ihm diesen setzen, wie man will.

Einige. Aber, wie sollte man es denn machen?

Will. Entweder müßte man wirklich messen und Linien ziehen, oder man müßte das Augenmaaß

zu

zu Hülfe nehmen. Ich will Euch die Sache einmal zeigen.

Seht! jetzt setze ich den Kegel hieher, und ich will die Stelle, wo er steht, E nennen. Jetzt ziehe ich von dem Kegel aus auf die Linie zu, auf welche ich die Tafel setzen will, eine Linie, unter einem Winkel, welcher mir beliebt. Ich will den Winkel von 45 Grad nehmen. Da kömmt also der Abprallungspunct C hieher. Von demselben Punct ziehe ich nun, unter dem Winkel von 45 Grad, wieder eine Linie, nemlich die Anprallungslinie, und schiebe also den Ball auf dieser Anprallungslinie hin. Natürlicher Weise stößt er beim Puncte C an die Tafel, prallt da ab, läuft in der Linie C E auf den Kegel zu, und trifft ihn. — Das seht ihr doch ein?

Alle. O ja.

Will. Ihr könnt indessen auch den Versuch wirklich machen. Die ganze Kunst besteht darinn, daß ihr den Ball genau auf der gezeichneten Anprallungslinie hinrollt. Der Versuch wurde von allen Kindern, und nach verschiedenen Winkeln auf vorgezeichneten Linien angestellt, und gelang.

Wer sich nun in diesem Spiele recht üben wollte, der brauchte endlich keine Linien wirklich zu zeichnen, und würde doch den Kegel, wenigstens die mehresten Male treffen können. Er müßte nemlich in Gedanken sich an der Tagel einen Punkt vostellen, hierauf von dem Kegel auf die-

sen Punct zu in Gedanken eine gerade Linie ziehen, und, eben so in Gedanken, diesen Winkel messen. Alsdann müßte er, wieder in Gedanken, unter gleichem Winkel, sich eine Anprallungslinie vorstellen. Und wo diese nun hinliefe, da müßte er sich hinstellen, und den Ball auf der in Gedanken gezeichneten Abprallungslinie gerade an dem eingebildeten Puncte anschieben. Hat er ein gutes Augenmaaß gehabt, und sich also in dem Messen und Ziehen der Linien in Gedanken nicht geirrt, so muß er den Kegel treffen.

Ihr wißt das selbst sehr wohl, aber es geht Euch, wie es vielen Menschen geht, man weiß nicht immer, was man weiß, d. h. man denkt nicht immer daran, nach welchen Vorstellungen man eigentlich handelt. Ihr spielt z. B. den Ball so, daß zwei von Euch zehn Schritte sich auseinander stellen. Einer wirft nun den Ball an die Wand, und der andere fängt ihn, indem der Ball ihm in die Hände springt.

Hier beruht fast alles auf der Geschicklichkeit des Werfenden. Der Punct nemlich, an welchem er den Ball an der Wand anwerfen will, muß von beiden Spielern gleichweit entfernt seyn. Auf diese Art wird der Abprallungswinkel so groß, als der Anprallungswinkel, und der Ball fliegt dem zweiten Spieler in die Hände. Trifft aber der Werfende den zwischen ihm und dem andern Spieler in der Mitte liegenden Punct nicht accurat, so

muß

muß der Fangende sich drehen und wenden, oder gar von seinem Platze laufen, um den Ball zu haschen.

Eintge. So ist es ja auch, wenn wir den Ball einander im Bogen durch die Luft zuwerfen?

Will. Allerdings. Nur daß da kein eigentliches An- und Abprallen, sondern nur etwas dem ähnliches statt findet. Der Ball nemlich will, sobald er aus der Hand, die ihn in die Höhe geworfen hat, heraus ist, zur Erde fallen. Allein die Kraft, welche der Werfende angewandt hat, treibt ihn in die Höhe. An dem Orte aber, wo diese Kraft anfängt zu schwach zu werden, fängt er wieder an zu fallen. Dieser Ort ist gleichsam der An- und Abprallungspunct. Wenn dieser nun zwischen den beiden Ballspielern genau in der Mitte ist, so fällt der Ball dem Fangenden in die Hände. Die eigentliche Kunst bei diesem Ballspiel ist also ebenfalls in dem Werfen. Der Werfende muß sich nemlich in der Luft einen Punct in Gedanken nehmen, der genau zwischen ihm und dem Fangenden in der Mitte ist. Nun muß er dem Ball genau so viel Force geben, daß dieser in Gedanken genommene Punct der Punct werde, wo der Ball die größte Höhe erreicht und anfängt zu fallen.

Alle. Das ist auch wahr. Nun werden wir gewiß das Ballspiel recht gut lernen.

Will. Allerdings könnt ihr nun das. Und zugleich habt ihr den Nutzen, daß ihr nach Plan, oder

mit Vernunft spielt. Denn nur die Handlungen werden „mit Vernunft" vorgenommen, wo man genau weiß, worauf die Sache ankömmt, und wenn man sich vorsetzt, dem, was man so genau weiß, gemäß zu handeln.

Aber! mir fällt noch etwas ein. — Was wird denn erfolgen, wenn ich den Ball so gegen die Tafel anschiebe, daß er keinen Winkel macht?

Alle. Wie ist denn das?

Will. Besinnt Euch einmal. Nach unbestimmten Angaben. Wenn ich den Ball unter einem Winkel von 40 Grad anschlagen lasse, unter was für einem Winkel schlägt er dann ab?

Alle. Unter einem Winkel von 40 Grad.

Will. Und wo muß ich mich dann hinstellen, wenn der Ball unter dem Winkel von 40 Grad an- und abschlagen soll?

Alle. Nachdem man die Linien nach abgemessenen Winkeln gezeichnet hat. Hieher, und der Kegel muß hier stehen.

Will. Gut. Ihr habt Recht. — Wo muß aber der Kegel und wo muß ich stehen, wenn ich ihn unter dem Winkel von 80 Grad treffen will?

Alle. Nachdem man ebenfalls gemessen und die Linien gezogen hatte. Der Kegel hier, und Sie hier.

Will. Wieder richtig. — Wo muß aber der Kegel, und wo muß ich stehen, wenn ich ihn unter dem Winkel von 90 Grad treffen will?

Alle.

Alle, gerathen in Verwirrung. Denn sie finden sich nicht darein, daß hier die Anprallungs- und Abprallungslinien in einander fallen. Das ist sonderbar. Das geht gar nicht an.

Will. Brav geantwortet. — Seht! dies ist der Fall, wo ich fragte, was geschehen würde, wenn mein Ball unter keinem Winkel gegen die Tafel anführe. Unter dem Ausdruck: kein Winkel, verstehe ich nemlich: kein An- und Abprallungswinkel. Denn eigentlich fährt der Ball allerdings unter einem Winkel, nemlich unter dem Winkel von 90 Grad an.

Da habt ihr nun recht, daß ich den Kegel alsdann gar nicht durch Abprallung des Balles treffen könnte. Denn der Kegel müßte auf derselben Linie stehen, auf welcher ich „auf die Tafel zu" schöbe; ich müßte ihn also schon im Hinwärtsschieben treffen.

Wir lassen also jetzt den Kegel aus dem Sinn, und ich frage bloß, was geschehen würde, wenn ich, wie man sagt, den Ball unter keinem Winkel, oder, wie wir nun den Ausdruck verstehen, unter einem Winkel von 90 Grad gegen die Tafel schöbe?

Alle. Er würde auf derselben Linie wieder zurück laufen.

Will. Richtig. Er käme in meine Hände wieder zurück. Ich könnte also auch sagen: Wenn der Ball unter dem Winkel von 90 Grad anprallt,

so

so prallt er auch unter dem Winkel von 90 Grad wieder ab. So bleibt also immer dasselbe Gesetz, auf welches ich Euch heute habe aufmerksam machen wollen: „Wenn ein Körper gegen einen andern anprallt, so prallt er unter demselben Winkel, als er anfuhr, auch wieder zurück."

Das Sehen im Spiegel, und das Daseyn einer Lichtmaterie.

Will. zu Adolph. Hier habe ich mit Kreide eine Figur auf deinen Rücken gemalt, Adolph. Laß sehen, ob du, ohne das Kamisol auszuziehen, und ohne daß irgend jemand es dir sage, erfahren kannst, was es für eine Figur ist.

Ad. Ach! wie wollte ich das?

Kätch. Ich wüßte wohl, wie er's erfahren könnte? Ich will es Ihnen ins Ohr sagen, lieber Vater.

Will. Nachdem dies geschehen war. Du darfst es auch laut sagen, Kätchen.

Kätch. Adolph muß zwei Spiegel nehmen *).

Ad.

*) Ein Witzling von Erzieher würde hiebei wohl die Bemerkung: „Man sieht doch gleich, was ein Mädchen ist," haben laut werden lassen. Hr. Willich erlaubte sich dies nicht. Eitelkeit ist einer von den Fehlern, die mit aller möglichen Sorgfalt und Schonung behandelt, und so lange es nur immer möglich ist, gar nicht bei ihrem Namen genannt, und noch weniger Kindern, die ihn haben, geradezu und öffentlich vorgeworfen werden müssen. Deswegen würde Hr.

Will

Ad. Nachdem er unter Kätchens Anleitung den Gebrauch zweier einander gegen über befindlicher Spiegel gelernt hatte. Ja ja: nun sehe ichs. Es ist ein Triangel. — Das ist doch artig. Ich habe in der That noch nicht gewußt, daß man sich auch von hinten besehen kann.

Kätch. O ich habe das schon lange gewußt. Meine Mutter geht niemals aus, ohne sich in zwei Spiegeln auch von hinten zu besehen.

Will. Sie thut daran nicht unrecht. Es wird nemlich wohl aus Ordnungsliebe geschehen, und sie wird selbst sehen wollen, ob das Halstuch oder sonst ein Kleidungs- oder Putzstück nicht schief sitze; welches gar keinen guten Begriff von einem Frauenzimmer giebt. — Doch, wieder zu unsern Spiegeln! Könnt ihr mir wohl erklären wie das zu geht, daß man sich vermittelst zweier Spiegel, auch hinten besehen kann?

Alle. Nein. Es ist sonderbar.

Will.

Willich, wenn der geschickte Gebrauch, den Kätchen von den Spiegeln zu machen wußte, auch wirklich ein Beweis von Eitelkeit gewesen wäre, welches doch nicht nothwendiger Weise der Fall ist, sich dennoch gehütet haben, auf die genannte, gewöhnliche Art über diesen Fehler zu spotten. Spott ist überhaupt kein Mittel bei Kindern gegen einen wirklichen Charakterfehler. Spott läuft entweder ganz fruchtlos wieder ab, oder er erbittert und verhärtet. In allen Fällen also verdirbt er die Gesinnung, die er doch heilen wollte.

Will. Nun so wollen wir versuchen, ob wir heraus-
bringen können, wie dies zugeht.

Sieh einmal in den Spiegel, der hier an der Wand hängt, Philipp. Siehst du mich?

Phil. O ja.

Will. Siehst du dich selbst auch?

Phil. Nein.

Will. So geht es dir gerade wie mir. Ich sehe Dich, sehe aber mich nicht. Du siehst hingegen mich, siehst aber dich nicht. Man wird einsehen, daß Will. und Phil. so standen, daß der Spiegel mitten zwischen beiden war, und daß jener es darauf anlegt, auf den Einfallungs- und Abprallungswinkel beim Sehen im Spiegel aufmerksam zu machen. Wir wollen doch über diesen Fall experimentiren. Ich werde den Spiegel von der Wand nehmen, und ihn hieher auf den Tisch setzen, und befestigen. — So! Er legt hierauf ein Buch und ein Stück Kreide auf den Tisch, so weit von einander, daß, wer bei der Kreide oder bei dem Buche steht, immer nur Eins von diesen Dingen im Spiegel sehen kann.

Stelle dich nun bei die Kreide Philipp, und bücke dich so, daß dein Auge auf dem Tischblatt hin über die Kreide gerade in den Spiegel sehen kann. Lutschen kann sich her bei das Buch stellen, und es eben so machen. — Was siehst du nun im Spiegel, Lutschen?

Lutsch. Ich sehe die Kreide, und Philipps Kopf dahinter.

Phil:

Phil. Und ich sehe das Buch, und Lulschens Kopf dahinter.

Will. Aber keines von Euch sieht sich selbst?

Beide. Nein. Keines sieht sich selbst.

Will. Nun geht nur wieder weg. Wir wollen weiter untersuchen.

Zuerst will ich vor dem Spiegel her einen Strich machen, und auf demselben da, wo zu beiden Seiten der Rahmen auf dem Tisch steht, Puncte, damit wir, wenn ich den Spiegel wegnehme, doch genau wissen, wo er gestanden habe, um ihn, nöthigen Falles, wieder hinsetzen zu können. — Nun will ich auf dieser Linie auch den Punct suchen, der zwischen den beiden Puncten gerade in der Mitte ist. Das muß doch wohl auch der Mittelpunct von der Breite des Spiegels seyn?

Alle. O freilich.

Will. Gut. — Nun will ich von diesem Mittelpunct aus auf die Kreide und auf das Buch zu gerade Linien ziehen. — Haben wir hier nicht eben so eine Zeichnung, wie gestern, bei den Versuchen mit dem Ball?

Alle. Das ist wahr. Es ist uns auch schon eingefallen.

Will. Meßt nun doch einmal die Winkel, welche von den beiden Linien, die ich gezogen habe, mit der Linie, auf welcher der Spiegel stand, in dem Mittelpuncte der Brette des Spiegels gebildet werden.

Alle.

Alle. Ei! Ei! diese Winkel sind auch einander wieder gleich, wie gestern.

Will. Nun, das ist gut. Diese Entdeckung werden wir brauchen können.

Ich will hier diesen (etwa einen Zoll breiten) Papierstreifen über die Mitte des Spiegels von oben nach unten zu, herziehen, und den Spiegel wieder auf die Linie und zwischen die Puncte stellen, genau so wie er gestanden hat. Seht nun wieder, Philipp und Lutschen, so in den Spiegel, wie ihr vorhin hineingesehen habt, indem sich eines bei die Kreide, das andere bei das Buch stellt. Was seht ihr nun?

Beide. Wir sehen weder die Kreide noch das Buch.

Will. Und doch ist nur ein so kleiner Theil des Spiegels mit dem Streifchen bedeckt. — Ich will jetzt den Streifen wegnehmen.

Beide. Ah! da sehen wir wieder wie vorher.

Will. Was könnte man nun wohl aus diesem Experimente schließen? (Nach nicht erfolgter Antwort.) Doch wohl dies, daß Euere Augen nur auf ein paar Puncte, vielleicht nur auf einen einzigen Punct in dem Spiegel hinsehen, obgleich der ganze Spiegel vor Euch dasteht. — Ich will jetzt den Streifen noch etwas schmäler schneiden, und mit demselben auf der Mitte des Spiegels von oben langsam herabfahren.

Seht

Seht! wie weit ich herab kann, ehe ich Euch den Spiegel verdunkle. Jetzt!

Beide. Nun sehen wir nichts mehr.

Will. Hier herum mag also der Punct seyn, wo Eure beiden Augen hinsehen. Ich will versuchen, ob ich diesen Punct mit der Fingerspitze treffe.

Beide. Ja ja; Sie haben ihn. Sobald Sie den Finger da, wo er jetzt steht, hinweg thun, sehen wir; sobald Sie ihn aber darauf stellen, sehen wir nichts.

Will. Gut. Wie wäre es also, wenn wir annähmen, es sey mit dem „Sehen im Spiegel" gerade so, wie mit dem Anprallen und Abprallen der Körper. D. h. wenn zwei Personen, welche weit von einander stehen, sich gegenseitig im Spiegel sehen wollen, so müssen sie sich so stellen, daß die Linien, die man von jeder Person auf den Spiegel zu zöge, in Einem Puncte auf der Spiegelfläche zusammen treffen, und daß die Winkel, welche diese Linien auf der Spiegelfläche machen, einander gleich seyn müssen? Wir wollen versuchen!

Alle. Nachdem die Versuche mit mehreren Winkeln und Distanzen gemacht worden waren. Ja ja; das ist gerade so, wie mit dem Anprallen und Abprallen.

Will. In der That. Ihr könnt nun jederzeit vorausſagen, ob zwei von einander entfernte,

aber doch vor dem Spiegel stehende Personen, einander gegenseitig werden sehen können oder nicht; wenn ihr nemlich von dem Spiegel aus entweder wirklich Linien zu den Standörtern der Personen zieht, und die Winkel meßt, oder Euch in dem Augenmaaße so übt, daß ihr mit Sicherheit, ohne wirklich gezogene Linien, die Winkel messen könnt.

Doch! wovon giengen wir aus? Nicht wahr, wir wollten gerne wissen, wie es zugeht, daß man vermittelst zweier Spiegel seinen eigenen Rücken sehen kann? Seht ihr das nunmehr ein?

Alle. O nein; doch nicht.

Will. So gebt also nur ferner Achtung. — Es giebt etwas, was wir freilich nicht sehen und kennen, was aber wirklich vorhanden ist, und was wir das Licht nennen. Vermittelst dieses Lichtes sehen wir. In den Zeiten also, wo es bei uns gerade vorhanden ist, können wir mit unsern Augen erkennen, d. h. sehen. Zu den Zeiten aber, wo es bei uns nicht vorhanden ist, z. B. bei stockfinstrer Nacht, können wir unsre Augen nicht zum Sehen brauchen *).

Da

*) Demungeachtet nutzt es, ob es gleich auch gefährlich ist, die Augen bei dichter Finsterniß weit aufzusperren, weil man das Anschlagen der Luft an den Augen sehr leicht empfindet, und also hiedurch gewahr wird, ob

man

Da nun, wie ihr selbst heute durch viele Experimente gesehen habt, es sich mit dem Sehen im Spiegel gerade so verhält, wie mit dem Anprallen und Abprallen der Körper aneinander; so ist man berechtigt zu glauben, daß das Licht eine feine Materie sey, etwa wie die Luft, obgleich noch viel feiner. Eben so unsichtbar, wie diese, aber zugleich auch unfühlbar. Denn die Luft fühlen wir doch, wenn sie, als Wind, an die Wangen oder Hände stößt, aber die Lichtmaterie fühlt man auch nicht einmal.

Diese Lichtmaterie stößt nun, wie jede Materie, an den vorhandenen Dingen, z. B. an dieser Wand, an dem Tisch, an die Kreide, an das Buch, und auch an die menschlichen Körper an, und prallt auch wieder von denselben ab.

Sehen nun zwei Personen einander auf die Art, wie wir jetzt viele Versuche gemacht haben, im Spiegel, so prallt von der einen, die ich A nennen will, die Lichtmaterie, die an dieselbe anstößt, ab, stößt sodann wieder an jeden Körper an, und unter andern auch an den Spiegel. Da prallt die von der Person A herkommende Lichtmaterie wieder ab, und zwar so, wie alles Abprallen geschieht, unter demselben Win-

 kel,

man sich einem Gegenstande nähere oder nicht. Auch werden die Augen sogar durch stark riechende Dinge afficirt.

kel, unter welchem sie anprallte. Stellt sich nun eine andere Person, B, in die Abprallungslinie, so fällt ihr die von der Person A gleichsam auf den Spiegel zugeschossene und von dem Spiegel abgeprallte Lichtmaterie in die Augen, gerade so, wie der abgeprallte Ball auf den Kegel zu fuhr. Die Folge davon ist nun, daß B die Person A sieht.

Weil aber zu gleicher Zeit auch die von der Person B zurückkommende Lichtmaterie auf den Spiegel, und, unter andern, auch auf denselben Punct fällt, so prallt auch diese Materie ab, und trifft die Person A in die Augen. Daher sieht auch A die Person B. Beide Personen sehen also einander zu gleicher Zeit.

Einige. Aber warum sieht denn keine sich selbst?

Will. Warum läuft denn der Ball nicht wieder in meine Hände zurück, wenn ich ihn unter einem andern Winkel, als unter dem Winkel von 90 Grad gegen die Wand schiebe?

Alle. Wie ist denn das?

Will. Ich will damit so viel sagen, daß es auch in diesem Puncte mit der Lichtmaterie, wie mit der andern Materie, aus welcher die sichtbaren und fühlbaren Körper bestehen, ist.

Wenn ich so vor dem Spiegel stehe, daß ich den von mir entfernten Nebenmann in dem Spiegel sehen will, so fällt doch die von mir herkom-

mende Lichtmaterie schief. D. h. nicht unter einem Winkel von 90 Grad, in den Spiegel?

Alle. Allerdings.

Will. Wie müßte ich aber stehen, wenn die von mir herkommende Lichtmaterie nicht schief, d. h. unter einem Winkel von 90 Grad auf den Spiegel fallen sollte?

Alle. Gerade vor dem Spiegel.

Will. Und wenn ich nun gerade vor dem Spiegel stehe, sehe ich mich alsdann?

Alle. O ja.

Will. Es trifft also alles zu. Denn jetzt fällt die von mir kommende Lichtmaterie gerade, d. h. unter dem Winkel von 90 Grad in den Spiegel. Sie fällt unter demselben Winkel, d. h. ebenfalls wieder gerade auf mich, und also auch in meine Augen zurück, und also sehe ich mich.

Einige. Aber wie geht es nun zu, daß man zwei Spiegel braucht, wenn man sich von hinten sehen will?

Will. Das könntet ihr wohl nunmehr durch eigenes Nachdenken herausbringen. Aber ich will es Euch sagen, weil Euch die Sache noch ganz neu ist.

Um den Rücken in dem Spiegel zu sehen, müssen doch wohl Lichtstrahlen, oder Lichtmaterie von dem Rücken auf den Spiegel geworfen werden. Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Man muß sich also deswegen mit dem Rücken auf den Spiegel zu stellen. — Könnten wir nun unsern Kopf ganz herum drehen, so daß wir in denselben Spiegel, in welchem die von unserm Rücken kommenden Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, hineinsehen könnten; so brauchten wir nicht zwei Spiegel, um unsern Rücken zu sehen, sondern wir sähen ihn alsdann so, wie wir unsere Brust sehen können, in Einem Spiegel. Da wir aber den Kopf nicht so stark zu drehen im Stande sind, so nehmen wir noch einen Spiegel, und halten ihn vor uns, damit wir in denselben sehen können. Dieser Spiegel muß aber etwas hoch und etwas schief gehalten werden, damit die Lichtmaterie, die von dem Rücken auf den hintersten Spiegel schief geworfen wird, und also auch schief von demselben abprallt, schief in den vorderen Spiegel falle, und auch aus diesem wieder schief abpralle, und zwar so, daß die abgeprallte Materie in unsere Augen stößt. Daher kömmt es, daß man bei dem Experiment, den Rücken vermittelst zweier Spiegel zu sehen, den vorderen Spiegel erst hin und her wenden muß, ehe man sich sieht. Es ist nemlich schwer, ihn gleich so zu halten, daß das vielfache Anprallen und Abprallen, so in einander trifft, daß die von dem Rücken herkommende Lichtmaterie in unsere Augen

gen fällt. Merkt Euch doch noch hiebei, daß, wenn von feinen, unsichtbaren Materien die Rede ist, man das Abprallen das Reflectiren nennt. Man sagt also eigentlich nicht, die Lichtmaterie, oder ein Lichtstrahl pralle von dem Spiegel ab, sondern man sagt, er werde reflectirt.

*

Einige. Sie sagten gestern, die Lichtmaterie stoße an alle Körper an, pralle auch von allen wieder zurück, und stoße darauf wieder an andere Körper an. Wie kömmt es aber, daß wir uns an der Wand nicht sehen können, wenn doch Lichtmaterie von unserm Gesichte eben sowohl gegen die Wand, als gegen den Spiegel, und von da wieder zurückfährt.

Will. Das will ich Euch sagen, meine lieben, meine aufmerksamen und nachdenkenden Kinder.

Es kömmt eigentlich daher, weil die Wand nicht so glatt ist, als der Spiegel. Ich kann Euch, weil ihr als Kinder nur wenig auf einmal zu begreifen im Stande seyd, freilich die Sache nicht ganz deutlich machen, ihr werdet aber doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit einsehen, daß ich Euch die Sache recht sage.

Seht hier diesen metallenen Knopf. Seht ihr Euch in demselben?

Alle. Nein.

Will. Fühlt ihn aber auch an und fühlt auch den Spiegel an. Ist er so glatt, wie der Spiegel?

Alle. O nein. Er ist viel rauher.

Will. Jetzt will ich diesen Knopf mit einem wollenen Läppchen und Kreide putzen. — Seht ihr Euch nun in demselben?

Einige. Nein; noch nicht.

Andere. Aber es ist doch, als wenn der Knopf schimmerte.

Will. Fühlt ihr nicht, daß er jetzt etwas glatter ist, als vorhin?

Alle. O ja; er ist glatter.

Will. Nun will ich ihn ganz blank putzen. Seht nun!

Alle. Ei! wie im Spiegel. Wir sehen uns nun ordentlich in dem Knopfe.

Will. Fühlt ihn aber auch an.

Alle. Es ist wahr; er ist jetzt so glatt wie der Spiegel.

Will. Ihr könnt Euch also an diesem Experimente doch überzeugen, daß bei dem Sehen auf Glätte oder Rauhheit etwas ankomme.

Alle. O ja; ganz gewiß.

Will. Die Sache ist nun diese: Stellt ihr Euch vor den unpolirten Knopf, oder vor die Wand,

so

so werden auf den Knopf und auf die Wand eben sowohl Lichtstrahlen von Eurem Körper geworfen, als es auf den Spiegel geschieht, wenn ihr Euch vor diesen stellt, weil aber die meisten Körper nicht glatt sind, so prallt von den von Eurem Körper auf sie kommenden Lichtstrahlen vielleicht kein einziger so ab, daß er in Eure Augen käme, sondern er fährt, wer weiß wohin. Dies ist die Ursache, warum ihr auf nicht glatten Körpern, nicht nur Euch selbst nicht seht, sondern gar nichts, d. h. keinen einzigen um Euch her befindlichen Gegenstand. Die Lichtmaterie, die von denselben gegen die Wand kömmt, schlägt allerdings zurück, und kömmt auch in Eure Augen. Da aber durch dieses unordentliche Reflectiren keine Figur zu Stande kommen kann, so seht ihr nichts, sondern ihr empfindet bloß, daß es helle ist.

Sobald der Körper glatter wird, (wie es mit dem Knopf geschah), sieht man schon etwas. Ihr sagtet, der Knopf schimmere. Es wurde nemlich nun die, auf den Knopf von den umher befindlichen Körpern fallende Lichtmaterie, schon ein wenig ordentlich zurückgeworfen, es war also schon, als sähe man etwas auf dem Knopfe. Und wenn dieser Fall eintritt, so sagt man, der Knopf schimmere.

Sobald aber der Knopf ganz glatt wurde, so wurde auch die auf denselben fallende Lichtma-

terie ganz ordentlich zurückgeworfen, und nun sahet ihr nicht nur Euch selbst, sondern auch alles andere in der Stube befindliche in dem Knopfe, und der Knopf war ein wirklicher Spiegel. Denn ein Spiegel ist nichts anders, als ein Körper, dessen Oberfläche so glatt ist, daß die darauf fallenden Lichtstrahlen „regelmäßig" oder „ordentlich" zurückgeworfen werden.

*

Will. Hier habe ich einen schönen Spiegel, Kinder!

Alle, lächelnd. Ja, das ist wahr! der ist zersprungen, durchlöchert; was man nur haben will.

Will. Wenn ich auf einem mir unbekannten Wege gehe, meine Lieben, und es begegnet mir ein Bettelmann, der mir den Weg zeigen kann; so ist mir dieser Bettler dennoch willkommner, als ein reicher Mann, der mir aufstößt, aber so wenig als ich, von dem Wege weiß. Vielleicht kann dieser Bettlerspiegel uns größere Dienste thun, als einer mit vergoldetem Rahmen.

Seht also einmal in denselben! Seht ihr Euch ordentlich?

Alle. O nein. Es sieht aus, als wenn wir Löcher im Gesichte hätten.

Will. Woher mag das kommen?

Einige. Der Spiegel hat ja selbst Löcher.

Andere. Nein! Er hat keine Löcher; es ist nur das Queckſilber hinten weg, und das Bret ſcheint durch.

Will. Halt! Ich merke, daß hier mancherlei zu fragen vorkömmt. Erſtlich alſo, unterſucht, ob er Löcher habe.

Alle. Nachdem ſie mit den Fingern auf der Fläche hin und her gefahren waren. Nein, er hat keine Löcher. Es ſchien nur ſo.

Will. Iſt er denn überall gleich glatt?

Alle. O ja.

Will. Wie mag es alſo kommen, daß es ausſieht, als hätte man Löcher im Geſicht?

Einige. Weil hinten das Queckſilber weg iſt.

Will. Aber wie hängt denn das Queckſilber mit dem Sehen zuſammen? Ich dächte, wenn der Spiegel überall gleich glatt wäre, ſo müßte er auch überall die Lichtmaterie zurück werfen, und man müßte ſich alſo überall in demſelben ſehen!

Dieſelb. Ja; das iſt wahr! Wie mag das zugehen?

Will. Das will ich Euch ſagen, oder vielmehr mit Experimenten zeigen.

Ich werde jetzt die Hälfte von dieſem alten Spiegel heraus nehmen, und die Belegung, oder das, was ihr das Queckſilber nennt, auf der hinteren Seite wegſchaben. — So! nun iſt es geſchehen.

Fühlt nun vor allem, die Oberfläche noch einmal an. Ist sie noch so glatt als sie gewesen ist?

Alle. O ja.

Will. Könnt ihr Euch aber sehen, wenn ihr auf diese Oberfläche schauet?

Alle. Nein.

Will. Ich schließe also hieraus, daß allerdings auf die Belegung der Spiegel etwas ankommen muß. — Hier habe ich einen Bogen schwarzes, sehr feines und geglättetes Papier. Das will ich an die Hinterwand des Spiegelglases halten. Seht ihr nun Euer Gesicht in demselben?

Alle. O ja. Aber doch nicht so gut, als im ordentlichen Spiegel.

Will. Nun ist es also genug mit dem Experimentiren; nun wollen wir nachdenken.

Eine bloße, polirte gläserne Platte reicht also nicht zu, wenn man einen Spiegel haben will, sondern diese gläserne Platte muß an der Hinterwand belegt seyn. Versteht ihr also, was man damit sagen will: die Glasplatte ist belegt?

Alle. Es soll so viel heißen, als: Es ist auf die hintere Seite derselben etwas dunkles gelegt.

Will. Ja. Nur muß ich Euch noch etwas genaueres davon sagen.

Fühlt einmal die hintere Seite dieses Spiegelstückes an. Ist sie nicht eben so glatt, als die vordere?

Alle. O ja.

Will. Die Belegung eines Spiegels besteht nun aus Metall, besonders aus Zinn und Queckſilber, welches wie eine Art von Brei wird, wenn man es untereinander miſcht. Dieſe Metallbelegung wird ſehr genau und geſchickt auf die Hinterſeite des Spiegels aufgetragen, ſo daß ſie eben ſo glatt wird, als die Vorderſeite der Spiegelplatte ſelbſt. Was geſchieht aber, wenn ein Metall recht glatt gemacht wird?

Alle. Nach einer kleinen Pauſe. O jetzt wiſſen wir's. So wie der Knopf geſtern. Man kann ſich in demſelben ſehen!

Will. Ganz richtig. Und nun kann ich Euch eigentlich erſt ſagen, wie es damit zugeht, daß wir uns im Spiegel ſehen.

Ich ſagte bisher, die Lichtmaterie, welche von unſerm Geſichte, oder von jedem andern Gegenſtande, den wir im Spiegel ſehen, auf den Spiegel geworfen wird, pralle von dem Spiegel ab, und komme nach dieſer Abprallung in unſer Auge.

Da werdet ihr euch nun vorgeſtellt haben, die Lichtmaterie pralle auf der Oberfläche des Spiegels, d. h. auf der Vorderſeite deſſelben ab. Nicht wahr?

Alle. Allerdings.

Will. Das iſt auch richtig. Es prallt in der That auch von der Vorderſeite des Spiegels Lichtmaterie ab, und macht, daß wir im Spiegel etwas ſehen. Allein — ſehen wir nicht auch durch

Glas

Glas hindurch? Z. B. sehen wir nicht den Wein in einer Bouteille, durch die Wand der Bouteille hindurch? Sehen wir nicht durch unsere Fensterscheiben hindurch das gegenüberstehende Haus? Was schließt ihr hieraus in Ansehung der Lichtmaterie? Nach vergeblicher Anstrengung. Doch wohl dies, daß die Lichtmaterie durch das Glas hindurch gehe?

Dies ist wirklich an dem, meine Lieben. Ich sehe jetzt dort jenen Hut. Es kömmt also Lichtmaterie, die von jenem Hute abgestoßen wird, in meine Augen. Jetzt halte ich diese Glasscheibe vor das Gesicht, so daß sie sich also zwischen meinen Augen und dem Hute befindet. Dennoch sehe ich den Hut. Es ist also wohl ganz gewiß, daß die Lichtmaterie durch das Glas hindurch geht.

Geht aber die Lichtmaterie durch das Glas hindurch, so muß sie ja auch durch das Glas eines Spiegels hindurch gehen. Meint ihr nicht auch?

Alle. O ja.

Will. Wenn sie nun aber durch die gläserne Spiegelplatte hindurch ist, wo kömmt sie alsdann hin?

Alle. Auf die Belegung.

Will. Richtig. Und also auf Metall. — Kann sie durch Metall auch hindurch?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ei! Ei! — Wenn ich, statt dieses Spiegelglases, eine kupferne Platte vor meine Augen gehalten hätte, würde ich durch diese Platte hindurch den Hut dort auch gesehen haben?

Alle. Nein.

Will. Zum Beweis also, daß durch Metall die Lichtmaterie nicht hindurch geht. Wenn sie nun aber nicht durch das Metall auf der Hinterseite des Spiegels hindurch kann, wo will sie da anders hin, als wieder zurück? Es geht ihr dann gerade so, wie dem Ball, der gegen die Tafel geschoben wird. Er kann nicht durch die Tafel hindurch; er geht also wieder zurück. Von einem Spinnengewebe würde er nicht abprallen, sondern da würde er hindurch gehen, wie die Lichtmaterie durch Glas.

Und nun werdet ihr einsehen, nicht nur wie es zu geht, daß wir uns im Spiegel sehen, sondern auch, warum man eine Spiegelplatte an der Hinterwand belegen, und zwar mit Metall belegen muß.

Stehen wir nemlich vor dem Spiegel, so fällt Lichtmaterie von uns auf die Glasplatte, und, ob zwar einiges schon von der Oberfläche abprallt, so geht doch das weiße von der Lichtmaterie durch die Glasplatte hindurch. Da stößt sie aber auf Metall, wo sie nicht hindurch kann, sondern von wo sie wieder zurückgeworfen wird. Sie geht also

auch

auch auf diesem Rückweg wieder ungehindert durch die Glasplatte und in unsere Augen zurück.

Haben wir einen metallenen Spiegel, z. B. einen fein polirten Knopf, so wird da die Lichtmaterie gleich auf der Oberfläche zurückgeworfen. Bei gläsernen Spiegeln aber wird die Lichtmaterie, die uns eigentlich zum Besehen im Spiegel hilft, auf der Belegung, und also hinter der Glasplatte zurückgeworfen.

Einige. Aber da sollte man glauben, es wäre an der bloßen Belegung genug, und man brauchte zu den Spiegeln keine Glasplatten?

Will. Darüber will ich Euch Auskunft geben. — Ich will annehmen, ein Mann wollte durchaus einen metallenen Spiegel haben. Er hat also einen Spiegel von Stahl oder von Silber in seiner Stube hängen. Da kann er sich recht gut in demselben besehen, allein es hängen sich an diesen Spiegel eine Menge Feuchtigkeiten, Staub, und dergleichen Unreinigkeiten an. Er wischt zwar seinen Spiegel alle Morgen ab, allein er kann alles ganz genau doch nicht abwischen; der Spiegel rostet, seine Oberfläche verliert dadurch ihre Glätte, und der Spiegel wirft die Lichtmaterie nicht ordentlich mehr zurück. Er taugt also nichts mehr.

Jetzt hört der Mann, daß ein goldener Spiegel, oder ein Spiegel von Platina nicht roste, sondern daß man von diesem die Feuchtigkeiten so

rein

rein abwischen könne, wie vom Glas. Er will sich also einen Spiegel von Gold oder Platina machen lassen. Allein diese Spiegel sind so theuer, daß er keinen bezahlen kann. Was soll er nun thun, da er doch einen Spiegel haben will?

Er hat gehört, daß bei den gläsernen Spiegeln eigentlich die Belegung die Hauptsache sey, und denkt; so will ich mir eine Belegung von der gehörigen Materie auf ein Brettchen machen, und solche recht glatt streichen. Allein dies gelingt ihm nicht. Er bringt die Belegungsmaterie theils nicht glatt genug, theils läuft sie wieder vom Bretchen herunter, wenn er es an die Wand hängen will.

Jetzt kömmt also ein Freund zu ihm und sagt: Lieber; wenn du doch ja einen Spiegel von deiner Belegungsmaterie haben willst, so nimm eine Glasplatte, mache sie auf beiden Seiten recht glatt, und streiche alsdann deine Belegungsmaterie darauf. An dem Glase bleibt sie hängen. Lege alsdann ein Stückchen Löschpapier auf die Belegungsmaterie, weil sich dieses genau an dieselbe anlegt, und sie also ebenfalls fest beisammen erhält, und dann fasse alles in einen Rahmen zusammen, hinten mit einem Brettchen, damit theils der Spiegel durch Stoßen von hinten nicht so leicht zerbrochen, theils die Belegung nicht verschoben oder verkrüppelt werden kann; so hast du einen metallenen Spiegel. Denn obgleich die

Leute dies einen gläsernen Spiegel nennen, so ist es doch eigentlich ein metallener; indem die Glasplatte nur dazu dient, daß man die metallene Belegung recht nahe zusammen bringen, beisammen erhalten, und ihr eine glatte Oberfläche geben kann. Denn von der Lichtmaterie, durch deren Hülfe du dich in einem solchen Spiegel siehst, wird nur sehr weniges auf der Oberfläche der Glasplatte zurückgeworfen; sondern das meiste geht hindurch bis zu dem Metalle, und wird von diesem zurückgeworfen. — Hat dieser Freund nun auch Euch gesagt, wozu die Glasplatten bei den Spiegeln eigentlich nützen?

Alle. O ja. Wir wissen es nun sehr gut.

Einige. Aber uns fällt noch eine Frage ein: Wie kömmt es denn, daß man sich zuweilen auch im Wasser so gut als im Spiegel sehen kann?

Andere. Oder auch in den Fenstertafeln, wenn man den Fensterflügel aufmacht, und durch das Glas gegen die Fensterbekleidung sieht?

Will. Ich will auf die erste Frage zuerst antworten. Wenn ihr Euch zuweilen im Wasser gesehen habt, so werdet ihr wohl auch wissen, daß ihr Euch dennoch nicht so vollkommen und deutlich in demselben gesehen habt, als in einem Spiegel. Auch muß das Wasser, in welchem man sich sehen will, sehr rein seyn.

Ist es nun das, so ist seine Oberfläche sehr glatt, und wir sehen uns also durch Hülfe der Licht-

Lichtmaterie, welche von dieser Oberfläche zurückgeworfen wird. Da dieses aber nur ein Theil der Lichtmaterie ist, die von uns auf das Wasser kömmt, indem der größte Theil durch das Wasser eben so durch geht, wie durch das Glas, so sehen wir uns im Wasser auch nicht so deutlich als im Spiegel.

Und eben so ist es, wenn wir uns in der Tafel eines geöffneten Fensterflügels sehen. Es geschieht nemlich alsdann, wenn hinter diesem Fensterflügel eine dunkle Fensterbekleidung ist. Diese dunkle Fensterbekleidung trägt, so wie der schwarze Bogen Papier, den ich vorhin hinter die Spiegelplatte hielt, dazu bei, daß wir das Bild, welches dadurch entsteht, daß die Lichtmaterie, welche von der auf uns zugekehrten Oberfläche der Fenstertafel abprallt, etwas deutlicher wahrnehmen können, als außerdem.

Ihr wißt selbst, daß dieses Bild sehr blaß und undeutlich aussieht. Das kömmt daher, weil es nur aus der wenigen Lichtmaterie besteht, welche von der Oberfläche der Glasplatte abspringt. Ist nun aber hinter dieser Glasplatte ein heller, d. h. ein stark scheinender Gegenstand, z. B. die freie Luft, eine weiße Fensterbekleidung, oder etwas hellgefärbtes, so blendet dieses uns gleichsam ein wenig, und wir können das schwache Bild von uns selbst, welches von der Fenstertafel wirklich in unsere Augen geworfen wird, nicht

erkennen. Dann ist es also gerade so viel, als würde kein Bild von uns selbst in unsere Augen geworfen.

Hievon nun für jetzt genug. In einer der nächsten Rede : oder Schreibübungen wünsche ich von Euch die Fragen beantwortet, warum man die Sonne, den Mond, die Bäume, die Häuser am Ufer im Wasser sieht, und, zu was die Spiegel sind, welche manche Leute in der Stadt vor den Fenstern haben.

b) Das Echo.

Will. Ihr erinnert Euch doch wohl noch an das Echo, das uns neulich so viel Freude machte?

Alle. O ja.

Will. Ihr wolltet damals wissen, wie es mit dem Echo eigentlich zugehe. Ich versprach Euch zwar, daß ich Euch nächstens die Sache in der physikalischen Stunde erklären wollte. Allein ich glaube, daß wir nunmehr unsere Rollen werden vertauschen können, und daß ihr mir sagen werdet, wie es mit dem Echo sich eigentlich verhalte.

Alle. Sie scherzen mit uns. Wie wollten wir denn das?

Will. In allem Ernste, ihr würdet es können, Ihr besitzt nunmehr alle Vorkenntnisse dazu, und dürft Euch nur an das alles erinnern, was wir zeither mit einander gelernt haben. Ich glaube,

wenn

wenn ein grausamer Fürst Euch ins Gefängniß würfe, mit dem Bedeuten, ihr solltet nicht eher heraus kommen, bis ihr ihm gesagt hättet, wie es mit dem Echo zugeht — so würdet ihr das entdecken können. Denn ihr braucht nunmehr weiter nichts, als Anstrengung und Zeit. — Weil ich Euch aber beides zum Theil ersparen kann, so will ich heute in Gesellschaft mit Euch über die Sache nachdenken.

Was geschieht, wenn man etwas hört?

Alle. Die Luft wird in eine zitternde Bewegung gebracht.

Will. Richtig. Die Luft wird aber auch dabei fortgestoßen. Denn wenn ich spreche oder pfeife, so schicke ich dabei die Luft, die in meinem Munde war, heraus, und also weiter fort. Ich bewege also die Luft, oder stoße sie von mir, wenn ich einen Schall verursache.

Gesetzt nun, diese von mir fortgestoßene Luft pralle gegen einen harten Körper, z. B. gegen eine Wand an; würde sie da vielleicht hindurch gehen, wie die Lichtmaterie durchs Glas, oder wie der Ball durch das Spinngewebe?

Alle. O nein. Sie würde gewiß abprallen, wie der Ball an der Tafel, oder wie die Lichtmaterie an dem Metall.

Will. Könnt ihr mir dies beweisen?

Alle. Nach langem, vergeblichen Besinnen. Nein.

Will. So kann ich freilich von Eurem Einfall auch keinen Gebrauch machen. Doch gestehe ich, ich möchte gerne wissen, ob die Luft, wenn sie gegen eine Wand bewegt wird, abpralle, oder ob sie hindurch gehe, oder, was auch immer mit derselben geschehe. Sollte sich denn das nicht durch Experimente ausmachen lassen? Wer schlägt ein Experiment vor, durch welches wir hierüber Aufschluß erhielten *)?

Die Frage ist: „Wie kommen wir dahinter, ob die Luft, wenn sie bewegt wird, und an harte Körper anstößt, von denselben auch wieder abpralle?

Nachdem die Antworten theils ganz ausblieben, theils gar zu unbestimmt ausgefallen waren. Könnte ich nicht, wenn ich irgend etwas hieher bei diese, auf dem Tisch aufrecht stehende Tafel hielte, und mit dem Munde schief gegen die Tafel zu bließe, sehen, ob die Luft von der Tafel wieder abpralle?

Einige. O ja.

Will.

*) Es ist eine eigene, höchst ersprießliche, Art von Geistesübungen, auf Experimente zu denken, durch welche irgend eine Behauptung bestätigt oder widerlegt werden müßte. Hr. Willich wollte bei gegenwärtiger leichten Materie den Kindern an einem Beispiel sehen lassen, wie man auf Erfindung eines ausgiebigen Experimentes ausgehen müßte. Daher dieses Detail in der Vorbereitung.

Will. Aber was müßte denn das seyn, woran ich dies sehen wollte? Die Antwort blieb wieder aus. Ich dächte, wenn es ein leichter Körper, etwa eine Feder aus dem Bette wäre. Die würde durch die Luft — im Fall diese nemlich von der Tafel zurückprallte — bewegt werden?

Alle. Ja ja; das ist auch wahr.

Will. Wohlan also. Wir wollen da oben, an der obersten Kante der Tafel, ein, wie ein Arm herüberragendes Stückchen Holz, befestigen. An diesem Holz soll ein dünner Zwirnsfaden herabhangen, und an diesem eine Feder befestigt werden. — So! — Nun will ich gegen die Tafel zu blasen. — Was geschieht?

Alle. (voll Freude). Ei! wie sich die Feder bewegt!

Will. In der That, das sehe ich auch. Nur ist die Frage, ob sie nicht durch die aus meinem Munde ausgehende Luft bewegt wird, noch ehe diese an die Tafel kömmt! Wer hilft mir aus dieser Bedenklichkeit?

Einige. Aber die Feder bewegte sich ja auf uns zu! (d. h. so, daß der Feder die Bewegung von der Tafel her, mitgetheilt wurde.)

Will. Brav. Dieser Umstand ist sehr wichtig. Zwar bewegt sich die Feder, weil sie schwankt, jetzt auch gegen die Tafel zu. Allein wenn die erste Bewegung, welche an der Feder wahrzunehmen war, auf Euch zu gegangen ist, so beweißt dies, daß die Luft von der Tafel abge-

geprallt seyn, und an die Feder angestoßen haben müsse. Denn wenn die Feder von der Luft, die ich aus dem Munde gegen die Tafel blase, gerade zu getroffen würde, so müßte ihre erste Bewegung gegen die Tafel hin erfolgen.

Um die Beobachtung aber noch sicherer zu machen, will ich durch einen Federkiel gegen die Tafel blasen, und diesen so nahe an die Tafel halten, daß die aus meinem Munde kommende Luft durchaus nicht an die Feder eher, als an die Tafel anstoßen kann.

Der Versuch gelang wieder; zum augenscheinlichen Beweis, daß die Luft, wenn sie schief gegen die Tafel anfuhr, auch schief wieder zurückgieng. Mir fällt noch ein Experiment ein. Nicht wahr, die Flamme eines Lichtes ist auch ein leichtbeweglicher Körper? Ich will damit sagen, daß, wenn man auch nur ganz schwach in eine Lichtflamme bläst, sie sich gegen die Seite hin wende, auf welche man zubläst.

Alle. O freilich.

Will. Könnten wir also nicht auch mit einem brennenden Lichte den Versuch machen. Ich meine so: daß, wenn ich ein Licht hieher auf den Tisch, nicht weit von der Tafel ab, setzte, und ich nun gegen die Tafel bliese, die Flamme des Lichts wohl auch bewegt werden müsse, im Fall daß die Luft von der Tafel abprallt?

Alle. Allerdings.

Will. Aber nach welcher Seite müßte die Flamme hinschlagen?

Alle. Ebenfalls auf uns zu.

Will. Richtig. Holt also ein brennendes Licht; setzt es hieher; verhaltet Euch ruhig, damit ihr nicht selbst durch Bewegung der Luft die Flamme in Bewegung setzt, und ich will wieder mit dem Federkiele schief gegen die Tafel anblasen.

Das Experiment gelang wieder, zur großen Freude der ganzen Gesellschaft. Nunmehr wissen wir also gewiß, was ihr vorhin nur vermuthetet, nemlich daß —?

Alle. Daß die Luft, wenn sie gegen die Tafel zu geblasen wird, wieder abpralle.

Will. Oder überhaupt, daß die Luft, wenn sie gegen harte Körper zu bewegt wird, wieder abpralle, oder reflectirt werde. Und zwar können wir nun, durch Wiederholung dieser Versuche sehen, daß die Luft, nach derselben Regel, wieder abprallt, nach welcher dies bei dem Ballen und bei der Lichtmaterie geschieht, nemlich so, daß sie im Abprallen denselben Winkel macht, unter welchem sie anfährt. — —

Es ist also gewiß, daß die Luft, sie mag nun als Wind, ohne zitternde Bewegung, oder in einer Bewegung, die zugleich eine zitternde Bewegung ist, und also auch schallt, gegen einen harten Körper getrieben wird, an demselben abpralle.

Diesen Umstand brauchen wir bei dem Nachdenken über das Echo.

Wenn nun an einem Orte ein Echo ist, und man will es hören, so muß man sich so stellen, daß man gerade gegen dasselbe hin ruft. Ist also das Echo an einem Felsen, oder an einem Walde, oder an einem großen Hause; so muß man gerade gegen dasselbe rufen. — Hat dieser Umstand nicht Aehnlichkeit mit dem Umstande, daß man, um sich selbst im Spiegel zu sehen, sich gerade vor den Spiegel hin stellen muß?

Alle. Allerdings. Vermuthlich wird also das Echo dadurch entstehen, das die Luft, die aus unserm Munde heraus geht und an dem Felsen anschlägt, wieder gerade auf uns zu zurückfährt?

Will. Allerdings, so ist es. — Macht also die Probe. Stellt Euch gerade hier vor der Wand hin, und schreit gegen dieselbe. — Hallt es zurück?

Alle. Nein. Sie hatten gewiß nur Scherz mit uns.

Will. Nein, meine Lieben. Laßt um dieses fruchtlosen Versuchs willen, Euern Gedanken nicht gleich fahren. — Es kömmt darauf an, daß wir nur noch einen einzigen Umstand dabei in Erwägung ziehen, so hat die Sache alsdann ihre vollständige Richtigkeit.

Da ihr nicht dort bei der Wand stehet, sondern Euch hier bei mir befindet, so braucht die Luft, die aus Eurem Munde gegen die Wand getrieben wird, und von da wieder zurückkömmt bis zu Euch, doch wohl einige Zeit, ehe sie wieder an Eure Ohren anschlagen kann?

Alle. Allerdings.

Will. Dieser Umstand ist es, den wir noch in Betrachtung ziehen müssen. Steht ihr sehr nahe bei der Wand, von welcher die Luft zurückgeworfen wird, so kömmt die Luft an Eure Ohren, noch ehe der Schall, der durch das Hinwärtsrufen veranlaßt wurde, in den Ohren verhallt ist. Da könnt ihr also nicht unterscheiden, welches der Schall von der hinwärtsbewegten, oder der von der herwärtsbewegten Luft sey; ihr glaubt vielmehr, bloß den Schall von der hinwärtsbewegten Luft zu vernehmen, und sagt also, ihr hörtet kein Echo.

Steht ihr sehr weit von der Wand, gegen welche ihr ruft, so kömmt zwar auch in diesem Falle die abprallende Luft gegen Euch zurück. Allein ihr Zittern ist, eben der Entfernung wegen, zu schwach, als daß die Ohren es empfänden; man hört also wieder nichts, und man sagt auch in diesem Falle, es sey kein Echo da.

Ist aber die Entfernung, in welcher sich der Rufende von der Wand, gegen welche er ruft, befindet, gerade nur so groß, daß die Luft,

wenn

wenn sie wieder bei ihm anlangt, in ihrer zitternden Bewegung noch stark genug an seine Ohren schlägt, und daß sie doch aber auch nicht eher zurückkömmt, als bis der Hall, den sie beim Herausfahren aus dem Munde in den Ohren des Rufenden verursachte, wieder vergangen ist, so hört der Rufende alsdann seine Stimme noch einmal, und das ist das Echo.

Durch mehrere Versuche hat man nun gefunden, daß der Rufende wenigstens 30 Ellen *) von der Fläche, gegen welche er ruft, entfernt seyn müsse. Ist er weiter entfernt, so ist es besser, denn alsdann schallt das Echo zwei, drei, vier, auch wohl zehn oder zwölf Sylben zurück, und es ist, als wenn dort jemand stünde, der Einem die Worte wieder herschreit. Man nennt das alsdann ein vielsylbiges Echo. Das ist aber noch nicht so schön, als ein vielfaches. Denn ein vielsylbiges ruft zwar mehrere Sylben, aber jede doch nur einmal zurück. Ein vielfaches aber ruft eine einzige Sylbe, zwei, drei, und mehreremale zurück. Es entsteht nemlich dadurch, wenn der Felsen, gegen welchen man ruft, ungefähr so gestaltet ist, wie eine Treppe, wo eine Felsenwand immer etwas höher und etwas weiter von dem Rufenden entfernt steht, als die vordere. Dann schlägt nemlich das laut ausgerufene Wort

an

*) $57\frac{2}{3}$ pariser Fuß.

an die allervorderste Wand an, und schallt zurück. Zugleich schlägt es aber auch an die, etwas weiter entferntere Wand an, und schallt auch zurück. Ist nun diese zweite Wand so weit entfernt, daß der Schall, der von ihr wieder zurück kömmt, nicht eher bei den Ohren des Rufenden anlangt, als bis der von der ersten Wand zurück kommende Schall verhallt ist, so hört man also auch den zweiten, und dann nennt man das Echo zweifach. Ist aber hinter und über dieser zweiten Felsenwand noch eine dritte, und zwar ebenfalls in gehöriger Entfernung, so schallt es auch von dieser dritten zurück, und der Schall wird zum drittenmal gehört. Dann nennt man das Echo dreifach.

Einige. Nun gut, daß wir das wissen. Jetzt können wir uns das Vergnügen mit dem Echo öfter machen. Denn wir dürfen nur 30 oder 40 Schritte von einem Hause uns hinstellen, und gerade dagegen rufen, so muß es ein Echo geben.

Will. Da würdet ihr doch zuweilen Erfahrungen vom Gegentheil machen. Stellt Euch z. B. gleich 30 oder 40 Schritt von unserer Scheune ab, und ruft gegen dieselbe; es wird kein Echo erfolgen.

Ich will Euch aber sagen, woher dies kömmt. Die Scheune ist absichtlich auf einen Fleck gebaut, wo beständig Zugluft ist. Es geht also vor der Wand, gegen welche ihr ruft, beständig Wind vorbei. Dieser Wind macht, daß die Luft, die

aus

aus eurem Munde gegen die Scheune gestoßen wird, die Scheunenwand theils nicht ordentlich trifft, theils aber auch nicht ordentlich wieder zurückgeworfen wird. Ihr hört also kein Echo.

Ueberhaupt ist der Wind dem Echo sehr nachtheilig, denn er führt die zitternde Luft immer wo anders hin, als wo sie außerdem würde hingekommen seyn.

Einige. Aber wir haben doch auch schon ein Echo im Walde gehabt, wo keine Felsenwände waren. Wie geht es denn da zu?

Will. Das ist auf eine doppelte Art möglich. Der Schall fährt entweder gegen einen dicken, breiten Baumstamm an, und kehrt von da wieder zurück, oder die Luft selbst bildet in einem Wald eine Art von harter Wand. Ihr werdet nemlich das Echo nur in solchen Wäldern wahrnehmen, wo die Bäume sehr dichte bei einander stehen, und mit ihren Aesten sich gleichsam in einander verwirren. Zwischen diesen Bäumen ist also die Luft stark eingezwängt, sie kann sich nicht gut bewegen, und steht also gleichsam wie eine Wand. Ruft man nun gegen einen solchen Wald, so findet die zitternde Luft, welche durch die Bäume dringen will, der Bäume und der dazwischen gedrängten Luft wegen, eben so viel Widerstand, als an einer Mauer, prallt also ab, und kömmt wieder in die Ohren des Rufenden.

6) Der Regenbogen *).

Will. Ihr werdet schon öfters Regenbogen gesehen haben.

Alle. O ja. Sie sind sehr schön.

Will. Was mag es denn damit für Bewandniß haben? Warum sieht man sie nicht immer, warum nicht bei starkem Regen, sondern nur bei gelindem?

Alle. O! erklären Sie uns das. Sie wissen wohl, daß wir es selbst noch nicht können.

Will. Wohlan. — Zuerst also wollen wir uns der einzelnen Umstände dabei erinnern. — Giebt es einen Regenbogen, wenn es nicht regnet?

Alle. Nein.

Will.

*) Die Erklärung dieser Naturerscheinung kann zwar Kindern schlechterdings nicht vollständig vorgetragen werden; denn es erfodert schon einen sehr geübten Verstand, die ganze Demonstration zu fassen. Allein das wenige, was man Kindern davon sagen kann, ist doch so deutlich und verständlich, daß es um deswillen in einer Physik für Kinder nicht fehlen darf. Man sey also wegen der Unvollständigkeit der Demonstration unbesorgt. Denn wohl dem Kinde, welches inne wird, daß seine Kenntniß hierüber noch mangelhaft sey. Diese Entdeckung wird ein Sporn zum Nachdenken, und das Nachdenken ist es ja eben, was wir durch den Vortrag physikalischer Wahrheiten bei Kindern wecken und leiten wollen.

Will. Der Regen muß also Einfluß auf die Erscheinung des Regenbogens haben. Ferner. — Giebt es einen Regenbogen, wenn die Sonne nicht beim Regen scheint?

Alle. Nein.

Will. Also muß auch die Sonne Einfluß auf die Erscheinung des Regenbogens haben. Das wären zwei Hauptumstände. Den dritten will ich Euch nur sogleich sagen, denn ihr werdet auf denselben noch nicht geachtet haben. Wer nemlich einen Regenbogen sehen will, der muß die Sonne jederzeit hinter sich, und also im Rücken haben. So, daß man sagen kann, der Zuschauer müsse sich allemal zwischen dem Regenbogen und der Sonne befinden. Regnet es also ein wenig, und die Sonne scheint dazu, ihr aber wollt sehen, ob ein Regenbogen am Himmel ist, so müßt ihr Euch so stellen, daß Euch die Sonne auf den Rücken scheint. Seht ihr alsdann keinen Regenbogen vor Euch, so braucht ihr Euch nicht weiter am Himmel umzusehen, denn an einem andern Orte werdet ihr keinen gewahr.

Merkt Euch also die drei Hauptumstände. Sie sind?

Alle. Daß es gelinde regne, daß die Sonne dabei scheine, und daß der Zuschauer sich zwischen der Sonne und dem Regenbogen befinden muß.

Will.

Will. Gut. — Hier habe ich eine gemalte Sonne, die ich hier oben an der Wand anstecken will. Hier ist auch ein Spiegel. — Gesetzt nun, ihr wolltet meine Sonne in diesem Spiegel sehen, wie müßtet ihr Euch stellen?

Einige. Mit dem Rücken gegen die Sonne zu, und den Spiegel vor uns haltend. Man ließ das Experiment von jedem Kinde machen.

Will. Also gerade so, wie der Zuschauer beim Regenbogen stehen muß. Gesetzt also ich sagte, der Regenbogen sey nichts anders als die Sonne, die sich im herabfallenden Regen abspiegelt; so würdet ihr in meinen Worten nichts widersprechendes finden.

Alle. Nein. Nur daß der Regenbogen ganz anders aussieht, als die Sonne. Die Sonne aber, die sich hier im Spiegel abspiegelt, sieht gerade so aus, wie die Sonne dort an der Wand.

Will. Ganz gut. Von dieser Verschiedenheit müßte ich natürlicher Weise den Grund angeben. Ihr seht aber doch, daß es unsern bisher angestellten Versuchen ganz gemäß ist, wenn ich sagte: die Sonne wirft Lichtmaterie auf die Regenwand; diese Lichtmaterie prallt an der Regenwand ab, und fällt in die Augen des Zuschauers. — Nun weiter.

Geht denn die Lichtmaterie durch den Regen hindurch?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ei! Ei! — Geht denn die Lichtmaterie durch das Wasser hindurch?

Alle. O ja; wenn es rein und klar ist.

Will. Nun ist aber der Regen nichts anders als Wasser. Wenn also der Regen rein und klar ist, so wird auch durch ihn die von der Sonne an ihn anstoßende Lichtmaterie hindurch gehen. Alle Lichtmaterie geht aber durch den Regen eben so wenig, wie durch einen Spiegel hindurch, sondern einige prallt auch auf der Oberfläche der Regentropfen ab, und fährt also zurück *). Hieraus würdet ihr begreifen, warum das Bild der Sonne, wenn es sich an dem Regen abspiegelt, nicht so stark blendet, und also überhaupt blasser aussieht, als die Sonne selbst.

Alle. Wohl. Aber der Regenbogen sieht ja der Sonne gar nicht ähnlich, und sieht ja auch bunt aus.

Will.

*) Die Ursache, warum nicht alle Lichtmaterie durch Glas oder Wasser hindurch geht, liegt in der Natur des Glases oder Wassers, als Materie selbst. Materie wäre nemlich, wie die Metaphysik beweist, nicht Materie, wenn sie gar nicht widerstände. Nun würde aber Glas und Wasser, wenn es alle Lichtmaterie hindurch ließe, der Lichtmaterie gar nicht widerstehen; es wäre also keine Materie, welches doch der Fall nicht ist. Es muß also von jeder Materie einige Lichtmaterie zurückgeworfen werden, es sey dies auch so wenig, als es wolle.

Will. Hiezu komme ich nun. Bis jetzt war meine Meinung die, daß ich die Regenwand gleichsam als einen Spiegel ohne Belegung ansah, auf dessen Oberfläche das Bild der Sonne unvollkommen zurückgeworfen wird. — Jetzt also über den Umstand von den Farben.

Habt ihr wohl nicht schon des Vormittags in den Thautröpfchen an den Pflanzen auch schon Farben gesehen?

Alle. O ja, O! die sind auch sehr schön.

Will. Gerade so wie die Farben des Regenbogens.

Wenn ihr nun künftighin Achtung gebt, so werdet ihr sehen, daß diese Farben in den Thautröpfchen nur bei Sonnenschein zu sehen sind. Wenn es trübe ist, glänzt der Thau nicht.

Also auch auf den Farbenglanz in den Thautröpfchen hat die Sonne Einfluß. — Nun werdet ihr mir schon eher glauben, daß die Farben im Regenbogen von der Sonne herrühren können. Wir sind also wieder um einen Schritt weiter.

Nun komme ich aber auf den wichtigen Unterschied, daß die Regenwand, gegen welche die Sonne während eines Regenbogens scheint, kein gläserner oder metallener Spiegel, sondern eine Wasserwand ist. Dieser Umstand ist wichtig.

Das Wasser hat nemlich die besondere Eigenschaft, daß es keinen einzigen Strahl von

Lichtmaterie, der gegen dasselbe anfällt, unter demselben Winkel, unter welchem er anprallt, wieder abprallen läßt, sondern es ist, als wenn der anfahrende Lichtstrahl in dem Wasser erst ein wenig gebogen würde, ehe er wieder zurückprallt. — Dies müßt ihr mir einstweilen aufs Wort glauben; denn wenn ich auch die Experimente, aus welchen man dieses erkennt, machen wollte, so würdet ihr die Sache dennoch nicht einsehen, weil ihr jetzt noch nicht Kenntnisse genug habt, und Euren Verstand noch nicht so stark anstrengen könnt, als ein Erwachsener. — Merkt Euch also nur den Satz, daß ein Strahl von Lichtmaterie von einer Wasserwand nicht so abprallt, wie von einer Spiegelwand, sondern daß er in dem Wasser erst ein wenig gebogen wird, ehe er von demselben wieder abprallt.

Durch die Gewalt aber, welche die Lichtmaterie in dem Wasser erleidet, ehe sie von demselben zurückkehren kann, wird eine solche Veränderung in der bewegten Lichtmaterie zu wege gebracht, daß sie an unsere Augen auf eine ganz andere Art anschlägt, als es außerdem würde geschehen seyn. Und dies ist die Ursache, daß die Sonne, wenn sie sich in einer Regenwand abspiegelt, mit ganz andern Farben erscheint, als sie selbst aussieht. Sie sieht gelb aus; ihr Bild im Regen und in den Thautropfen aber ist vielfarbig.

Die

Die vielerlei Farben kommen daher, weil die von der Sonne an den Regen anprallenden Strahlen, nicht alle auf einerlei Art in dem Regen gebogen werden. Werden sie z. B. nur ein wenig gebogen, so sieht das zurückprallende Bild von der Sonne roth aus. Werden sie mehr gebogen, so sieht es orangegelb aus. Und so geht es fort, bis sie so stark gebogen werden, daß das Bild der Sonne violett aussieht. Werden sie noch stärker gebogen, so kommen sie gar nicht in unsere Augen, und wir sehen also von der Sonne gar nichts. —

So hätte ich Euch also auch erklärt, wie es kömmt, daß die sich im Regen abspiegelnde Sonne uns farbig erscheint. Jetzt muß ich Euch aber auch noch erklären, wie es kömmt, daß die Sonne im Regenbogen uns so groß erscheint, und daß sie wie ein Kreis oder Bogen aussieht.

Nemlich der Regenbogen ist niemals nur ein halber Bogen, wie er gewöhnlich aussieht, sondern es ist ein ganzer Bogen, der da noch weiter fortgeht, wo er uns auf der Erde aufzustehen scheint. — Zuweilen, obgleich sehr selten, hat man auch den Regenbogen wirklich ganz, und also als einen Cirkel, gesehen.

Dieser Cirkel ist nun nichts anders, als das Bild der Sonne, das durch die von der Sonne an den Regen anstoßenden Lichtstrahlen

entsteht, und ebendeswegen rund seyn muß, weil die Sonne auch rund ist.

Eigentlich also sollte uns die Sonne an der Regenwand wie eine gelbe runde Scheibe erscheinen, deren Umfang so groß wäre, als der Umfang des Regenbogens.

Allein es erscheint nur die Einfassung, oder gleichsam der Rand von dieser Scheibe, und zwar erscheint dieser nicht gelb, sondern vielfarbig. Hiemit geht es nun so zu:

Wenn ihr Euch die Regenwand wie einen großen Spiegel vorstellt, so könnt ihr die Sonne nur an einigen Stellen dieses Spiegels sehen, nemlich nur an denen, auf welche die Strahlen so anfahren und abprallen, das sie gerade auf Euer Auge treffen. Wir werden also das Bild der Sonne an der Regenwand auch nur an einigen Stellen sehen, nemlich an den Stellen, wo die Strahlen derselben so anprallen, daß sie, wenn sie gebogen werden und wieder abprallen, gerade in unsere Augen kommen. Diese Stellen an der Regenwand sind nun sehr weit von uns, und daher kömmt es, daß der Kreis so groß ist. — Weil aber, wie gesagt, die zu uns kommenden Strahlen in dem Regen erst gebogen (inflectirt) worden sind, und zwar, manche stark, manche schwach, so erscheint der Bogen gefärbt.

(Da auf die Frage, ob die Kinder die Sache verstanden hätten, und aus den andern gethanen Fragen zu sehen war, daß die Kinder nicht alles verstanden, oder wenigstens nicht in der gehörigen Ordnung gefaßt hatten, so wiederholte Hr. Willich nicht nur den heutigen Vortrag, sondern er gab auch auf, daß er bei der nächsten Schreibeübung von jedem Kinde schriftlich bearbeitet werden mußte.)

5. Der Thermometer.

Will. Hier bringe ich den Thermometer mit. Ueber diesen wollen wir heute Betrachtungen und Experimente anstellen.

Einige. O! Den haben wir ja schon gehabt.

Andere. Nein. Jenes war der Barometer oder das Wetterglas. Nicht wahr?

Will. „Wetterglas" ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, und wird von Leuten, welche verstehen, wie die Veränderungen in diesen gläsernen Röhren vor sich gehen, nicht gebraucht. Sondern man nennt das Instrument, welches wir neulich betrachtet haben, den Barometer, und man sieht an demselben, ob die Luft stark oder wenig drücke. Dieses Instrument aber, das ich hier habe, nennt man den Thermometer oder den Wärmemesser, weil man an demselben sehen kann, ob die Wärme stark oder schwach sey. — Versteht ihr Euch schon auf das Instrument?

Einige. O ja. Wenn es steigt, so ist es warm, wenn es aber fällt, so ist es kalt.

Will. So? Wie kömmt aber das? Nachdem keine Antwort erfolgte. Das wißt ihr nicht? Das wollen wir also heute lernen. — Vermuthlich liegt ein Stahl draußen in den Kohlen. Laßt ihn doch in ein Bügeleisen (Platteisen, Plattglocke) fassen und bringt ihn herein. — Wir wollen indessen den Thermometer ansehen. Ihr seht, es ist eine gläserne Röhre; oben und unten ohne Oeffnung. Denn weder die Kugel, welche hier unten ist, noch das schmale Ende der Röhre da oben, hat eine Oeffnung. Luft kann also nicht hinein. In der Röhre ist rother Weingeist. Man hat sie, wie den Barometer, ebenfalls an einem Brett befestigt, und ein in kleine Abtheilungen oder Grade eingetheiltes Papier dahinter gekl bt, um das Steigen oder Sinken des Weingeistes danach beurtheilen zu können.

Merkt Euch nun, wie der Weingeist steht, d. h. bei welchem Striche in diesem Augenblick das Ende des Weingeistes sich befindet. Jetzt will ich das heiße Eisen nahe bringen. Gebt Achtung, was geschieht.

Alle. Ei! Ei! wie der Weingeist steigt. Fast zusehends.

Will. Allerdings. Jetzt will ich aber das Eisen wieder wegnehmen. Was geschieht nun?

Alle. Da fällt er wieder.

Will. Ihr seht also, daß die Wärme oder die Hitze, die von dem Bügeleisen ausgeht, die Ursache von den Veränderungen an dem Thermometer ist. Ich muß Euch nemlich sagen, und ihr müßt es mir aufs Wort glauben, weil ich Euch die Sache gegenwärtig noch nicht durch Experimente, die ihr hinlänglich zu beurtheilen vermöchtet, beweisen kann, daß da, wo Wärme oder Hitze ist, sogleich auch Ausdehnung eintritt. Das heißt nemlich: wenn ein Körper, z. B. eine eiserne Stange sehr heiß gemacht wird, so wird dieser Körper etwas länger und dicker, als er vorher war. Auch verliert er diese Länge und Dicke wieder, wenn er kalt geworden ist.

Einige. Aber das könnten wir doch probiren.

Will. Ich würde es gerne thun. Allein es geht sich mit glühendem Eisen, wie ihr wißt, nicht gut um, und ist auch sehr schwer, sich durch Messung von den Veränderungen der Länge zu überzeugen; denn es ist nur etwas weniges, was die Stange länger wird, und es gehört also nicht nur ein sehr genaues Maaß, sondern auch ein sehr accurater Gebrauch des Maaßes dazu; welcher aber durch die schwürige Behandlung mit einem glühenden, oder auch nur mit einem heißen Eisen erschwert wird.

Wollt ihr aber dennoch etwas haben, was aussieht wie ein Experiment, so geht in die Küche, und beobachtet kochende Sachen, welche ins

Kochen kommen. Jetzt setzt die Köchin einen Topf mit Milch bei das Feuer, der noch nicht einmal ganz voll ist. So wie aber die Milch warm wird, steigt sie, d. h. sie dehnt sich aus, und zwar so stark, daß sie nicht nur dem Rande des Topfes gleich wird, sondern sogar überläuft, wenn man sie nicht vom Feuer wegnimmt, oder nicht hineinbläst. Durch beides wird die Hitze, und also auch die Ausdehnung der Milch vermindert. Hier ist die Ausdehnung dem Feuer oder der Hitze zwar nicht allein zuzuschreiben, aber doch zum Theil. Deswegen nenne ich die Erfahrung beim Kochen auch kein vollkommenes Experiment.

Sobald man aber wußte, daß die Wärme oder Hitze ausdehne, so dachte man auch darauf, ein Instrument zu verfertigen, an welchem man sehen könne, wie stark oder wie schwach die Hitze an jedem Tage wäre. Man that nemlich Weingeist in eine gläserne Röhre, und dachte dabei so: Wird dieser Weingeist stark ausgedehnt, so muß auch die Wärme, durch welche er ausgedehnt wird, groß seyn. Wird aber der Weingeist nicht stark ausgedehnt, so muß die vorhandene Wärme gering seyn.

Damit nun aber die Ausdehnung des Weingeistes in der Röhre durch nichts gehindert werde, so bringt man, wenn man einen Thermometer oder Wärmemesser machen will, aus der gläsernen Röhre die Luft heraus. Nun trifft also

der

der Weingeist, wenn er sich ausdehnen will, gar kein Hinderniß an, sondern kann steigen, so hoch, als die vorhandene Wärme ihn treiben kann.

Was müßtet ihr also thun, wenn ihr mir sagen wolltet, ob es heute wärmer oder kälter sey, als gestern?

Einige. Da müßten wir wissen, wo gestern das oberste Ende des Weingeistes in der Röhre gestanden hat. Stände es nun heute höher, so wäre es wärmer als gestern; stände es niedriger, so wäre es nicht so warm; stände es so wie gestern, so wäre es heute eben so warm als gestern.

Will. Recht gut.

Andere. Aber wirkt denn die Wärme nicht auch auf den Barometer?

Will. Der schon merkte, was für eine Bedenklichkeit gegen die Zuverlässigkeit des Barometers erhoben werden würde. Warum nicht? Die Wärme wirkt allerdings auch auf den Barometer, so wie auf jeden anderen Körper.

Dieselb. Da müßte ja aber das Steigen des Barometers alsdann nicht von dem Drucke der Luft, sondern von der Hitze herrühren.

Will. Ich freue mich sehr, daß ihr so viel Aufmerksamkeit bezeiget. — Allerdings rührt das Steigen des Barometers nicht von dem Drucke der Luft allein her, sondern auch von der Hitze. Wer daher recht genaue Beobachtungen über den Druck der Luft anstellen will, der muß sich mit

Rech-

Rechnen helfen, wie es die Naturforscher thun. Denn diese geben, wenn sie auf den Barometer sehen, zugleich auf den Thermometer Achtung. Ist nun in diesem der Weingeist um Einen Grad gestiegen, und steht der Barometer 10 Grad, so sagen sie: die Luft drückt heute nur 9 Grad, denn Einen Grad der Barometerhöhe müssen wir für den Einfluß der Wärme abrechnen. Sie subtrahiren also.

Jetzt laßt Euch aber noch etwas in Ansehung des Thermometers erzählen. Zwei Knaben, sehr gute Freunde, wurden von einander getrennt. Fritz zog mit seinen Eltern nach Italien, Ernst mit den seinigen nach Schweden. Die Knaben hatten sich, während daß sie beisammen lebten, oft mit Verfertigung physikalischer Werkzeuge, mit Sammlung von Insekten und Pflanzen, mit Beobachtung dessen, was in der Luft vorgeht, und also überhaupt mit Naturforschung abgegeben. Sie wollten nun, da sie gehört hatten, daß das Klima, d. h. die gewöhnliche Witterung, von Schweden, so verschieden von dem Klima in Italien wäre, beiderseits die Witterung an dem Thermometer und Barometer beobachten und aufschreiben, und versprachen sich, einander von Zeit zu Zeit ihre Beobachtungen zuzuschicken.

Es machte sich also, nachdem sie an ihren neuen Aufenthaltsorten angekommen waren, jeder einen Thermometer, und nun gieng es ans Beobachten.

Aber!

Aber! was geschah? Als Ernst seine Beobachtungen einschickte, zeigte sich, daß es in Schweden zeither wenigstens dreimal so heiß müsse gewesen seyn, als in Italien, welches doch unmöglich zu glauben war. Fritz gieng zu seinem Vater, und fragte ihn darüber. Doch — was meint Ihr, meine Lieben? Wo wird der Irrthum gesteckt haben?

Alle. Ach! das wissen wir nicht.

Will. Ihr seht doch hier an dem Thermometer ein Papierchen, worauf die Eintheilungen oder Grade stehen, nach welchen man den Thermometerstand benennen will. Solche Papierchen hatten nun Ernst und Fritz auch angebracht; aber jeder hatte sie willkührlich eingetheilt. Beide hatten ein Papier genommen, so lang als die Thermometerröhre, und hatten da, wo die Röhre mit der Kugel zusammengeht, 1 hingesetzt. Bei das obere Ende der Röhre aber hatte Ernst 1000, Fritz aber 100 gesetzt. Jener hatte also das Papierchen in tausend Theile, dieser hatte es nur in hundert Theile eingetheilt. Daher kam die Verschiedenheit.

Denn wenn Ernst schrieb: heute steht der Thermometer 100 Grad, so dachte Fritz, der Thermometer hätte auf 100 Grad nach seiner, d. h. nach Fritzens Eintheilung gestanden, da er doch alsdann nur auf 10 Grad nach Fritzens Eintheilung gestanden hatte. Schrieb Ernst: Der

Baro-

Barometer steht auf 500 Grad, so konnte Fritz gar nicht begreifen, wie das zugieng; denn wenn sein Thermometer auf 60 Grad stand, so war es schon unerträglich heiß.

Auf diese Verschiedenheit in den Eintheilungen machte nun der Vater Fritzen aufmerksam, und sagte: Ueberhaupt habt ihr etwas sehr wichtiges vergessen. Ihr müßt Eure Thermometer nicht nach Angabe der Länge der Röhre, sondern ihr müßt sie so eintheilen, wie es die Naturforscher thun. Diese nehmen den Thermometer des Winters und stecken ihn in Wasser, das so eben gefrieren will. An den Punct, wo der Weingeist alsdann steht, setzen sie eine o hin, und nennen ihn den Gefrierpunct. Hierauf nehmen sie den Thermometer und stecken ihn in einen Topf voll kochenden Wassers. Da wo der Weingeist alsdann steht, setzen sie 80 hin und nennen das den Siedpunct. Den Raum oder das Papierchen zwischen dem Siedpunct und dem Gefrierpunct theilen sie nun in achtzig gleiche Theile oder Grade. Eben solche achtzig Grade zeichnen sie aber auch auf das Papierchen unter dem Gefrierpunct; so daß man Grade über dem Gefrierpunct, und Grade unter dem Gefrierpunct hat.

Ist es nun so warm, daß das Wasser nicht friert, so steht der Thermometer über dem Gefrierpunct, und man sagt, er stehe so und so hoch,

z. B. 40 Grade über dem Gefrierpunct. Ist es aber so kalt, daß das Wasser friert, ja, ist es noch kälter, so steht er unter dem Gefrierpunct, und man sagt alsdann, er stehe so und so tief, z. B. 10 Grade unter dem Gefrierpunct. — So müßt ihr es nun auch machen. Jeder muß seinen Thermometer so wohl in gefrierendes, als auch in siedendes Wasser stecken, und diese Puncte am Brette bemerken. Der erste Punct muß o, der andere 80 genannt werden; und dann muß die Linie zwischen o und 80 in achtzig gleiche Theile eingetheilt werden. Alsdann kann sich jeder nach des andern Thermometer so gut, als nach dem eigenen richten *).

Einige. Aber kann man denn an dem Thermometer das Wetter nicht beobachten?

Will.

*) Es ist hier die Eintheilung nach Reaumur angegeben worden. Bekanntlich giebt es noch eine andere, eben so gewöhnliche, nemlich die nach Fahrenheit. Fahrenheit wählte zum Gefrierpunct den Punct, bei welchem der Thermometer steht, wenn man ihn in ein Gemisch von gleichen Theilen Schnee und Salmiak taucht. Dieser künstliche Frostpunkt wurde von ihm mit o bezeichnet. Den Punct des siedenden Wassers aber bezeichnete Fahrenheit mit 212. — Will man die Angaben nach der Reaumurischen und Fahrenheitischen Eintheilung vergleichen, so muß man wissen, daß der natürliche Gefrierpunct des Reaumur 32 Grad über dem o, als über dem künstlichen Gefrierpunct des Fahrenheit steht.

Will. Ihr seht, daß der Thermometer eigentlich anzeigt, wie stark die Hitze oder Wärme sey. Nun rührt aber die Hitze nicht bloß von dem Sonnenschein, sondern auch von andern Ursachen, z. B. von angehäufter Gewittermaterie her. Ist also die Hitze, nach Anzeige des Thermometers, sehr groß, so ist zu vermuthen, daß viel Gewittermaterie vorhanden sey, die sich sammlen, und alsdann ein Donnerwetter machen werde.

Ingleichen ist es auch in Ansehung des Regens nicht einerlei, ob es kalt oder warm ist. Sind Regendünste vorhanden, wenn der Thermometer auf beträchtliche Kälte zeigt, so kann man annehmen, daß es dennoch nicht regnen werde. Denn die Kälte verhindert das Regnen. Zeigt aber der Thermometer bei trüber Witterung auf ziemliche Wärme, so wird es regnen, indem durch die Wärme das Vermehren und Herabfallen der Regendünste befördert wird. — So auch im Winter, wenn es trübe ist. Ist es zugleich sehr kalt, so ist man sicher, daß es nicht schneiet, so lange dieser Grad von Kälte anhält. Sieht man aber an dem Thermometer, daß es wärmer wird, so ist alsdann zu schließen, daß es schneien werde. Insoferne kann man also allerdings den Thermometer ein Wetterglas nennen.

Einige. Aber wozu brauchen wir den Thermometer? Wir fühlen ja an unserm eigenen Körper, ob es warm oder kalt ist?

Will. Allerdings fühlen wir das; allein wir können uns auf unser körperliches Gefühl theils nicht mit Sicherheit verlassen, theils können wir andern doch nicht angeben, um wieviel es z. B. heute kälter oder wärmer sey, als gestern. Manchmal kömmt es uns vor, es sey heute wärmer als gestern, da der Thermometer doch das Gegentheil aussagt. Das Gefühl von Wärme oder Kälte an unserm Körper rührt nemlich nicht von der Wärme oder Kälte der Witterung allein her, sondern auch von anderen Ursachen. Trinkt jemand z. B. Wein oder Kaffee, und geht darauf des Winters hinaus in die Luft, so wird er sagen, es sey nicht sehr kalt. Begegnete ihm aber ein armer Mann, der seit einigen Tagen nichts warmes gegessen hat, so wird dieser sagen, es sey sehr kalt. Wer soll nun zwischen diesen beiden Leuten entscheiden? Jeder glaubt Recht zu haben, denn jeder stützt sich auf sein Gefühl? Niemand kann entscheiden als der Thermometer. Hat dieser gestern auf 8 Grad unter dem Gefrierpunct gestanden, und stehet heute auf 10, so ist es heute kälter als gestern, der Herr mit dem Kaffee im Leibe mag nun dagegen sagen, was er will.

6. Brennspiegel und Brennglas.

Will. Hier habe ich die Hälfte der Wand von einer runden Schachtel; und hier zugleich eine kleine marmorne Kugel. Die Schachtelwand

werde ich her auf diesen glatten Tisch stellen. Was wird geschehen, wenn jemand die Kugel gegen die innere, hohle, Seite der Schachtelwand schiebt?

Alle. Die Kugel wird wieder abprallen.

Will. Unter was für einem Winkel?

Alle. Unter dem Winkel, unter welchem sie anprallt.

Will. Wenn man sie also ganz gerade, d. h. unter einem Winkel von 90 Grad gegen die Wand schiebt?

Alle. So prallt sie unter demselben Winkel wieder ab; sie geht also auf derselben Linie wieder zurück.

Will. Macht die Probe. Schiebt recht gerade gegen die Wand. Nachdem keines von den Kindern es dahin gebracht hatte, daß die Kugel gerade wieder zurück gekommen wäre. Nun; was ist denn das?

Alle. Ja, das wissen wir nicht.

Will. Nun gebt einmal Achtung, wie es bei mir geht.

Alle. Ei! Ihnen gelingt es. Da kömmt die Kugel immer gerade wieder zurück. Wie mag denn das kommen? Wir haben doch auch gerade gegen die Wand an geschoben?

Will. Allerdings habt ihr das. Allein ihr habt die Wand nicht in dem Puncte getroffen, wo ich sie getroffen habe, nemlich genau in der Mitte der Beugung, da wo ich jetzt den Punct mit Kreide machen werde.

Einige. Aber es war ja neulich bei unsern Experimenten

menten einerlei, ob wir gegen die Mitte der Tafel anschoben oder nicht.

Will. Wenn die Wand, gegen welche man schiebt, eine gerade Wand ist, so ist es einerlei, wo man anschiebt. Denn man darf nur gerade dagegen schieben, so kehrt die Kugel auch gerade wieder zurück. Ist aber die Wand, gegen welche man schiebt, gebogen oder krummlinigt, so ist an dieser Wand nur ein einziger Punct, an welchem die Kugel anfahren muß, wenn sie auf derselben Linie wieder zurückgehen soll. — Doch das ist jetzt Nebensache; ich will Euch auf etwas anderes aufmerksam machen.

Erstlich will ich, so wie die Krümmung der auf dem Tisch aufstehenden Schachtelwand geht, diese Krümmung mit Kreide abzeichnen. So! Seht, es ist gerade ein halber Cirkel. — Jetzt will ich den Mittelpunct dieses halben Cirkels suchen und mit Kreide angeben. Hier ist der Mittelpunct. — Nun will ich von dem Orte her, wo wir stehen, und die kleine Kugel herschieben, fünf parallele Linien gegen diese Cirkelwand ziehen. Eine ziehe ich so, daß sie gerade über den Mittelpunct läuft, und diese soll die Axe heißen. Seht! diese berührt den Punct, wo ich hintraf, wenn meine Kugel wieder gerade zurücklief. Nun will ich die andern vier Linien auf beiden Seiten dieser schon gezogenen ziehen; so daß dieses die mittelste wird.

Jetzt will ich die Schachtelwand wieder auf den halben Cirkel stellen. Wir wollen nun unsere Kugel auf jeder der gezogenen Linien gegen die Wand hinrollen, und genau Achtung geben, wie sie abprallt, und wohin sie läuft. Nachdem das Experiment gemacht worden war. Seht! die Kugel prallte jedesmal gegen den Mittelpunct zu ab; wir mochten sie rechts oder links von der Mittellinie schieben. Dies ist es, worauf ich Euch aufmerksam machen wollte. Daß nemlich eine Kugel, welche gegen eine hohle Wand gerollt wird, allemal so zurückprallt, daß sie entweder auf den Mittelpunct der Höhlung, oder wenigstens doch nahe zu diesem Punct kömmt. Könnten wir das Experiment mit kostbaren Instrumenten, und mit aller Genauigkeit machen, so würdet ihr sehen, daß die angerollte Kugel, wenn sie nur nach Linien gerollt wird, die mit der Axe parallel laufen, jederzeit in das Centrum oder den Mittelpunct abpralle.

Nun sinnt einmal nach über das, was ich Euch sagen werde.

Gesetzt, ich stellte hier auf das Centrum einen Kegel von Blei, der so schwer wäre, daß unser Marmorkügelchen, indem es von der Schachtelwand zurückprallt, ihn nicht umwerfen könnte, ob es ihn gleich träfe. Könnte ich denn diesen Kegel nicht vielleicht durch mehrere solcher Kügelchen umwerfen?

Einige. O ja. Die Kugeln müßten aber zu gleicher Zeit und auf verschiedenen Linien gerollt werden. Indem sie nun alle gegen den Mittelpunct zu abprallten, würden sie alle den Kegel treffen, und ihn also umwerfen.

Will. Recht brav geantwortet. Wir können zwar das Experiment nicht machen, denn es gehört eine weit größere Genauigkeit dazu, als wir hier anwenden könnten; allein es ist doch sehr begreiflich, daß man den Kegel auf diese Art umwerfen könnte. Ihr habt also ganz recht geschlossen, daß hier in dem Centrum die vereinte Kraft der zurückprallenden Kugeln zusammenkäme. — Nun wollen wir um einen Schritt weiter gehen.

Stellt Euch einmal vor, meine Schachtelwand wäre von glattpolirtem Golde, so daß sie an der hohlen Seite einen Spiegel vorstellte, und es wäre Lichtmaterie, welche auf den gezeichneten Linien gegen diese hohle Spiegelwand anpralte. — Würde diese Lichtmaterie nicht nach derselben Richtung abprallen, wie die gerollten Kugeln, und sich also hier in dem Mittelpuncte vereinigen?

Alle. O ja. Denn sie prallt ja auch auf den ordentlichen (ebenen) Spiegeln so ab, wie die Kugel.

Will. Ganz recht. Was würde also wohl in dem Vereinigungspuncte statt finden? Nach nicht erfolgter Antwort. Es würde in diesem Puncte sehr helle werden. Denn es wirkte ja alle auf die

Höhlung des Spiegels gefallene Lichtmaterie vereinigt. Weil nun die Wirkung der Lichtmaterie Helligkeit ist, so müßte also die Wirkung der vereinigten Lichtmaterie, viel Helligkeit seyn. Es müßte also in diesem Puncte sehr helle seyn. — Und nun noch einen Schritt weiter.

Wenn nemlich die auf die Höhlung meines goldenen Spiegels fallende Materie, Wärmestoff oder wärmende Materie wäre, was würde alsdann in dem Mittelpunct erfolgen?

Alle. Es würde daselbst sehr warm seyn?

Will. Allerdings. Denn die Wirkung des Wärmestoffs ist Wärme. Die vereinigte Wirkung des Wärmestoffs würde also viel Wärme, oder Hitze seyn. Es müßte also in dem Centrum sehr warm seyn.

Unsere Sonnenstrahlen bestehen aus Licht- und Wärmestoff. Gesetzt also, ich ließe Sonnenstrahlen auf die Höhlung meines goldenen Spiegels fallen, was würde entstehen?

Alle. Es würde ein Punct entstehen, wo es sehr heiß und sehr helle wäre.

Will. Man hat Spiegel, deren Oberfläche keine Ebene, sondern eine Höhlung ist. Man nennt sie deswegen Hohlspiegel. Hier ist einer. Ich schenke ihn meiner kleinen Gesellschaft als ein Zeichen meiner Freude über die bisher bewiesene Aufmerksamkeit.

Ihr seht, er ist rund, und von allen Puncten des Randes gegen die Mitte zu ausgehöhlt. Es mögen also die Sonnenstrahlen auf denselben fallen wie sie wollen, von oben oder unten, oder von den Seiten, so prallen sie nach dem gemeinschaftlichen Centrum zu ab. Weil es nun in diesem Centrum, wie ihr mir schon gesagt habt, sehr heiß ist, so nennt man es den Brennpunct. — Da eben die Sonne scheint, so wollen wir den Spiegel der Sonne entgegen halten, und sehen, ob wir richtig gemuthmaßt haben.

Alle. Ja ja; wir sehen den hellen Punct schon.

Will. Ihr sollt ihn noch besser sehen. Ich will hier, wo er ungefähr seyn wird, ein Stückchen schwarzes Papier hin halten. Zur großen Freude der Gesellschaft bildete sich auf dem schwarzen Papiere nicht nur ein weißlicher, sehr heller Punct, sondern das Papier wurde an dieser Stelle auch in kurzer Zeit durchbrannt. Jedes wollte das Experiment machen; Hr. W. erlaubte es auch, jedoch mit der Erinnerung, daß es den Augen schade, und also nicht unnöthiger Weise wiederholt werden dürfe.

Ihr seht also, daß die Sonnenstrahlen nicht nur aus Lichtmaterie bestehen, denn sie machen nicht bloß helle, sondern auch aus Wärmestoff, weil sie zugleich warm, ja sogar heiß machen und brennen. Weil man nun mit den Hohlspiegeln zugleich brennen kann, so nennt man sie auch Brennspiegel. Man kann sie, übrigens, aus Glas, Metall, oder aus anderen Materien,

terien, die eine sehr glatte Oberfläche annehmen, verfertigen. — Macht man sie nun sehr groß, so daß sehr viel Sonnenstrahlen darauf fallen, und also sehr viel Wärmemateríe in dem Brennpuncte zusammen kömmt; so kann man einen ganz erstaunlichen Grad von Hitze zu wege bringen. Man hat daher mit großen Brennspiegeln nicht nur feuchtes Holz, während daß es im Wasser lag, sondern sogar den festesten Stein, den es giebt, nemlich den Diamanten, verbrannt, so daß er in Rauch aufgieng, wie der Toback in der Pfeife.

Einige. Aber wie kömmt denn das? wir haben so dicke Köpfe, wenn wir in diesen Hohlspiegel sehen?

Will. Das werdet ihr bald einsehen. Gebt nur recht Achtung auf das, was nun vorkommen wird.

Gesetzt nemlich, ich wollte die Kugel von dem Centrum aus, gegen die Spiegelfläche des Hohlspiegels rollen, nach welchen Linien wird sie alsdann abprallen? Auf nicht erfolgte Antwort. Offenbar wird sie auf solchen Linien zurückprallen, die mit der Axe parallel gehen. Laßt uns die Probe mit unserer Schachtelwand wieder machen. — Seht! Lauter Parallellinien mit der Axe; wenn ich die Kugel nur genau auf das Centrum setze, und sie ohne Umschweif gegen irgend einen Punct der hohlen Wand anlaufen lasse.

Gesetzt nun, diese Schachtelwand wäre ein Hohlspiegel, und ich stellte hier in dieses Centrum eine brennende Lampe, was würde wohl da erfolgen? — Auch von der brennenden Lampe geht Lichtmaterie aus, die also gegen den Hohlspiegel geworfen wird. Da nun diese Lichtmaterie von dem Spiegel in parallelen Strahlen wieder abprallt, so muß dadurch ein strahlender Schein entstehen, der wie eine Röhre gestaltet ist. Es muß also gleichsam eine strahlende Röhre von dem Hohlspiegel ausgehen, wenn eine brennende Lampe in das Centrum vor den Spiegel gesetzt wird. Dadurch geschieht es nun, daß eine Lampe, welche in das Centrum vor einen Brennspiegel gesetzt wird, zwar eine nur kleine Gegend beleuchtet, aber diese dafür sehr helle macht. Denn das Licht, das auf den Brennspiegel auf diese Art fällt, wird von ihm so zurück geworfen, als wäre eine Röhre um die zurückprallenden Strahlen gemacht, wodurch diese gezwungen würden, sich nicht zu zerstreuen, sondern auf einen einzigen Fleck hin zu fallen.

Eben hiedurch aber geschieht es, daß ein Gesicht, welches in einen Brennspiegel schaut, sich größer erscheint, als wenn es in einen andern Spiegel sieht. Die von dem Gesicht auf den Spiegel fallenden Lichtstrahlen werden alle, als fielen sie aus dem Centrum vor dem Spiegel ein, nach Linien, die mit der Axe parallel gehen, zu-

rückgeschickt, und bilden daher ein Gesicht, welches ganz anders gestaltet ist, nemlich ein größeres, weil die zurückgeworfenen Strahlen etwas auseinander gehen.

Einige. Man kann also auch mit Spiegeln brennen, und nicht bloß mit dem Brennglase?

Will. Wie ihr seht! Ja man kann mit Brennspiegeln weit mehr ausrichten als mit Brenngläsern.

Andere. Aber wie geht es zu, daß man auch mit Brenngläsern Dinge anzünden kann?

Will. Das will ich Euch zeigen. — Hier ist eine runde Glasscheibe. Wenn ihr diese in die Sonnenstrahlen haltet, was geschieht?

Alle. Man kann damit nicht brennen.

Will. Ihr wollt also sagen, die Wärme: oder Lichtstrahlen gehen durch die Scheibe gerade und ohne gebogen zu werden hindurch. — Dies ist auch wahr, denn es fällt jeder Strahl auf das Glas so, wie der andere; es geht also auch jeder Strahl so wie der andere, mithin ganz gerade, hindurch.

Nehmt nun aber einmal an, ich wäre im Stand, diese Glasscheibe so zu biegen, daß sie die Gestalt eines Uhrglases bekäme. Würde alsdann auch noch jeder Strahl so auf das Glas auffallen, als wie der andere?

Alle. Wie verstehen Sie denn das?

Will. Die Scheibe würde dadurch, daß ich sie biege, ein halber Cirkel werden. Nichtwahr?

Alle.

Alle. Allerdings.

Will. Sie hätte folglich einen Punct, wo sie am höchsten wäre. — Halte ich nun die Scheibe so, daß dieser höchste Punct gerade gegen die Sonne gekehrt ist, so fällt also auf diesen höchsten Punct ein Sonnenstrahl auf. Dieser fällt nun gerade, d. h. unter einem Winkel von 90 Grad auf das Glas, und geht hindurch.

Aber von dem höchsten Punct an wird das Glas gegen den Rand zu abschüssig, die Lichtstrahlen also, welche der Reihe nach von dem höchsten Punct gegen den Rand herab auf das Glas fallen, fällt jeder unter einem andern Winkel auf. Sage ich z. B. der Strahl, der auf den höchsten Punct trifft, falle unter dem Winkel von 90 Grad auf, so wird der nächste nach ihm unter dem Winkel von 89, der folgende unter dem Winkel von 88 Grad auffallen, u. s. w. — Da die Strahlen demnach unter so verschiedenen Winkeln auffallen, so können sie nicht gerade durch das Glas kommen, sondern werden auf ihrem Wege durch das Glas gebogen, und zwar desto mehr gebogen, je spitziger der Winkel ist, unter welchem sie auffallen.

Diese Biegung der Strahlen geht nun auf die Linie zu, welche der Strahl nimmt, der auf den höchsten Punct des Glases traf, und gerade hindurch geht. Und dadurch, daß alle Strahlen gegen diese Linie zu gebogen werden;

entsteht ein Punct, in welchem sie alle zusammen treffen. Dieser Punct heißt nun der Brennpunct. Bestehen die durch das Glas gehende Strahlen aus Lichtmaterie, so wird diese Materie in diesem Puncte gesammelt, und der Punct wird sehr helle seyn. Bestehen die auffallenden und durchgehenden Strahlen aus Wärmestoff, oder Wärmematerie, so muß es in diesem Puncte sehr heiß werden. Bestehen die Strahlen aus Wärme- und Lichtstoff zugleich, so wird dieser Punct beides seyn, nemlich sehr heiß und sehr helle. Da nun die Sonnenstrahlen in der That aus beiden Materien bestehen, so sieht man ein, warum der Punct, der hinter einem Brennglase entsteht, sowohl sehr hell, als auch sehr heiß ist.

Einige. Aber wenn das wäre, so müßte ja ein Uhrglas (das Glas auf einer Taschenuhr) so gut wie ein Brennglas seyn. Aber wissen Sie nicht, daß Sie neulich einmal vergebens versuchten, ob Sie mit Ihrem Uhrglase eine Pfeife Toback anbrennen könnten?

Will. Ihr habt recht, meine Lieben. Das kömmt aber bloß daher, weil die Uhrgläser von schlechtem Glase gemacht, und nicht geschliffen werden. Seht einmal das Meinige gegen das Licht an. Es hat Bläschen, Körnchen u. dgl. Alle Sonnenstrahlen nun, welche auf diese Bläschen und Körnchen fallen, werden nicht nach der Mitte zu,

sondern irgend wo anders hin gebeugt, und also werden die auffallenden Strahlen nicht gehörig gesammelt. Bestellte ich mir aber ein Uhrglas von feinem Glase, d. h. von solchem, welches weder Blasen noch andere Erhöhungen hätte, ließe ich dies Glas noch dazu schleifen, damit die kleinen Ritze und Erhöhungen, welche es democh vielleicht hat, alle wegkämen, so würde ich mit diesem Uhrglase eine Tobackspfeife eben so gut anbrennen können, als mit einem Brennglase.

Denn daß die Brenngläser brennen, ist kein Wunder, weil sie ausdrücklich zum Brennen gemacht sind. Man giebt sich äußerste Mühe, recht reines Glas zu bereiten und schleift es alsdann mit vieler Sorgfalt. Daher kömmt es, daß ein Brennglas mehrere Groschen kostet, da hingegen ein Stückchen ordinäres und ungeschliffenes Glas von derselben Größe kaum ein paar Pfennige kosten würde.

7. Electricität und Donnerwetter.

Will. Nun, Kinder, komme ich auch dazu, Euch von der Electricität etwas bekannt zu machen, wie ich schon lang versprochen habe. Seyd also aufmerksam auf alles, was vorgeht.

Hier habe ich eine Stange Siegellack, welche ich mit einem wollenen Lumpen ein wenig reibe. Und hier auf dem Tische liegen klein geschnittene

Stück-

Stückchen feines Papier. Gebt Acht, was geschieht, wenn ich die geriebene Stange Siegellack den Papierstückchen nahe bringe!

Alle. Et! sie springen auf das Siegellack zu, und bleiben daran hängen.

Will. Richtig. — Doch seht! jetzt fallen sie wieder ab. — Jetzt reibe ich das Siegellack wieder; jetzt fliegen die Papierstückchen wieder nach derselben, und fallen auch nach einiger Zeit wieder ab.

Hier habe ich eine Glasröhre. Ihr seht, daß auch diese, wenn ich sie mit einem wollenen Lumpen gerieben habe, die Papierstückchen, diese kleine Korkstückchen, und andere leichte Sachen anzieht.

Einige. Wenn aber das Siegellack und das Glas nicht gerieben wird, so ziehet es auch die Papierstückchen nicht an?

Will. Nein.

Dieselben. Das ist doch sonderbar.

Will. Hier ist nun auch ein sogenannter Electrophor. Das ist eine Pechtafel, mit Blech eingefaßt. Diese Pechtafel kann mit einem Stücke Flanell, oder mit Katzenpelz oder Fuchsschwanz geschlagen werden, welches dasselbe ist, als wenn Siegellack oder die Glasröhre gerieben wird. Ist dies geschehen, so zieht sie alsdann auch allerlei leichte Sachen an.

Einige. Aber woher kömmt es denn, daß es einem

wehe thut, wenn man an die Electrisirmaschine greift?

Will. Ihr habt die Sache nicht recht gemerkt. Gebt also nur ferner auf das Achtung, was ich sage.

Wenn man nemlich statt dieser kleinen Glasröhre, oder Siegellackstange, eine viel größere nimmt, und diese recht stark reibt, so bemerkt man alsdann, daß in dem Augenblick, da die Körperchen gegen die Röhre springen, noch zweierlei geschieht; nemlich man sieht ein Lichtchen oder einen Funken, und hört ein Knistern. Beides entsteht, wie gesagt, in dem Augenblick, da die Körperchen gegen die stark geriebene Glasstange anspringen. Man muß aber das Experiment alsdann im Finstern machen, und es muß recht stille dabei seyn. Wir wollen es daher heute Abends versuchen.

Jetzt merkt Euch also, was ich unter dem Ausdruck: electrischer Zustand verstehe. Ich sage nemlich: ein Körper sey im „electrischen Zustande," wenn er leichte Körper anzieht, und während des Anziehens Funken und Knistern zu vernehmen sind. Das werdet ihr doch merken können?

Alle. O ja.

Will. Also weiter. — Es giebt nun Körper, welche durch Reiben leicht in den electrischen Zustand versetzt werden können, z. B. Glas, Harz, Pech,

Pech, Siegellack. Es giebt aber auch Körper, welche durch Reiben entweder nicht leicht oder auch gar nicht in den electrischen Zustand kommen, z. B. Eisen, Gold, und überhaupt Metalle, auch die Körper der Menschen und Thiere.

Demungeachtet können diese Körper ebenfalls in den electrischen Zustand gebracht werden, wenn man sie nemlich nahe an solche Körper bringt, welche durch Reiben in den electrischen Zustand gekommen sind, und wenn man die Vorsicht braucht, diese nahe gebrachten Körper nicht wieder aus dem Zustand der Electricität kommen zu lassen. — Gesetzt also, ich wollte hier dieses Bierglas in den electrischen Zustand bringen; was müßte ich thun?

Alle. Sie müßten es reiben.

Will. Gesetzt aber, ich wollte diese Eisenstange in den electrischen Zustand bringen. Was müßte ich da thun?

Alle. Sie müßten die Stange dem geriebenen Glase nahe bringen.

Will. Allerdings; doch müßte ich eine besondere Vorsicht dabei anwenden. — Merkt nun, worinn diese Vorsicht besteht.

Ich müßte nemlich diese Eisenstange entweder in ein Stück Pech stecken, oder sie mit einer gläsernen Zange halten, oder an einen Seidenfaden binden, und frei herabhängen lassen. Mit Einem Worte, ich müßte diese Stange nicht von solchen

Kör-

Körpern berühren lassen, welche ebenfalls nur durch Annäherung an geriebene Körper in den electrischen Zustand kommen, sondern ich müßte sie von solchen Körpern berühren lassen, welche durch Reiben in den electrischen Zustand kommen.

Dies ist die nöthige Sorgfalt; und wer sie anwendet, von dem sagt man, daß er die Stange isolire. Dies wurde durch Fragen nochmals wiederholt.

Nun wißt ihr genug, um verstehen zu können, wie man eine Electrisirmaschine macht, und Versuche mit derselben anstellt. Jetzt also her zur Electrisirmaschine.

Hier seht ihr, zuerst, eine gläserne Scheibe (oder Kugel), welche mit dieser Kurbel herumgedreht werden kann. Im Herumdrehen wird sie hier an diesem, mit Leder beschlagenem, Kissen gerieben, und kömmt also dadurch in den electrischen Zustand, so daß, wenn nahe an der Scheibe leichte Körperchen lägen, diese angezogen werden, und dabei ein Fünkchen und ein Knistern entstehen würde.

Weil man aber, aus gewissen Ursachen, die Versuche lieber an Körpern anstellt, welche durch Mittheilung, d. h. durch Annäherung an geriebene Körper, in den electrischen Zustand gekommen sind, so seht ihr hier diese Maschine von Messing, welche man den Conductor nennt. Sie

ist von Messingblech, die Füße aber, auf denen sie steht, sind von Glas, mit Lack überzogen, also von Körpern, welche durch Reiben in den electrischen Zustand kommen. Der Conductor ist also isolirt, und kömmt dadurch, daß er der geriebenen Glasscheibe nahe gebracht wird, nicht nur in den electrischen Zustand, sondern er bleibt auch länger in demselben, und wird stärker electrisch, als die Glasscheibe selbst.

Ich sagte vorhin, man stelle „aus gewissen Ursachen" die Versuche lieber mit solchen Körpern an, welche nicht durch Reiben, sondern durch Mittheilen in den electrischen Zustand kommen. Die Ursachen sind nemlich, weil man bemerkt hat, daß diese durch Mittheilung electrisch gewordene Körper länger in diesem Zustande verharren, und auch stärker electrisch werden, als die geriebenen. — Wenn ihr daher die umgedrehte Scheibe berührt, so empfindet ihr kein so starkes Stechen, als wenn ihr den Conductor anrührt. Auch giebt der Conductor einen stärkeren Funken, als die Scheibe, und zieht Körper an, die schwerer sind, als die Scheibe sie anziehen kann. — Versteht ihr auch alles, was ich sage, und könnt ihr mir's wieder vortragen?

Alle. O ja. Wir wollen gleich sagen, wie alles zusammenhängt. — — — —

Will. Recht gut. — Gesetzt also, ich wollte,

daß

daß ein Mensch, etwa jemand von Euch, in den electrischen Zustand käme. Wie müßte ich denn das anfangen? Müßte ich ihn reiben?

Alle. Nein, durch Reiben werden die Menschen nicht electrisch.

Will. Wie also?

Alle. Durch Mittheilung.

Will. Wie wäre das nun anzufangen? Nach nicht erfolgter Antwort. Ich müßte es eben so anfangen, als wenn ich hier den Conductor in den electrischen Zustand bringen will; ich müßte also z. B. Adolphen nahe hieher an die Scheibe bringen, ihn aber zugleich auf eine gläserne oder von Pech gemachte Scheibe stellen, d. h. ihn isoliren. Das würde und könnte ich freilich auch thun: allein mein Versuch würde aus dem Grunde nicht gut gerathen, weil Adolph, erstlich, zu lange stehen müßte, ehe er durch bloße Mittheilung aus der Scheibe electrisch würde, und, zweitens, weil er so nahe bei mir, der ich die Scheibe drehe, und bei der Maschine selbst, stände, daß ihm dadurch viel von der Electricität, welche er aus der Scheibe erhält, wieder entzogen würde. Deswegen mache ich es, um Adolphen in den electrischen Zustand zu bringen, so: Ich lege einen großen Teller von Pech etwas weit von der Maschine, und von andern Gegenständen weg, und stelle Adolphen auf diesen Teller. Alsdann gebe ich ihm das eine Ende einer Kette von Eisen- oder Mes-

singdrath in die Hand, das andere Ende aber befestige ich an dem Conductor. Nun drehe ich die Scheibe; und wenn ich ein paarmal herumgedreht habe, so befindet sich Adolph in dem electrischen Zustande, d. h. Papierstückchen, die ihm nahe gebracht werden, springen von selbst auf ihn zu, und wenn er angerührt wird, so entsteht ein Funke und ein Knistern. — Seht ihr aber ein, warum ich das alles so mache, und wie es zugeht, daß Adolph hiedurch in den electrischen Zustand kömmt?

Alle. So ganz nach der Ordnung werden wir es wohl noch nicht sagen können.

Will. So will ich es thun. — Durch das Herumdrehen der Scheibe also wird diese gerieben, und dadurch in den electrischen Zustand gebracht. Der Conductor befindet sich nahe bei der Scheibe, und kömmt durch Mittheilung ebenfalls in den electrischen Zustand. Weil er nun überall mit Harz und Glas umgeben ist, als mit Körpern, die durch Mittheilung nicht in den electrischen Zustand kommen, so häuft sich gleichsam die electrische Materie in dem Conductor, und er wird stärker electrisch als der geriebene Körper, durch welchen er electrisch gemacht wurde, selbst. — Nun ist aber an dem Conductor eine Kette von Metall befestigt. Diese Kette wird also ebenfalls durch Mittheilung aus dem Conductor electrisch, und weil Adolph auch ein Körper ist, der durch Mittheilung in den electrischen Zustand kömmt, so theilt ihm die Kette

die

die von dem Conductor bekommene Electricität mit. Stände nun Adolph auf dem Fußboden, so würde er diesen und dadurch das ganze Haus in den electrischen Zustand versetzen. Allein der Harz- oder Pechdeckel, auf welchem Adolph steht, nimmt durch Mittheilung keine Electricität an; sie bleibt also, in Adolphen, in der Kette und in dem Conductor. Und daher geschieht es, daß, man mag Adolphen, oder die Kette, oder den Conductor anrühren, Funken heraus kommen.

Einige. Aber warum thut es denn wehe, wenn Funken heraus kommen?

Will. Theils deswegen, weil es wirkliche Funken, d. h. Feuerfunken sind, welche brennen, theils deswegen, weil das Ausspringen des Funkens mit einem Stoße verknüpft ist, den man durch den ganzen Körper empfindet. — Jedoch, Experimente mit der Electrisirmaschine wollen wir ein andermal machen. Jetzt will ich Euch sagen, wie es mit Blitz und Donner zugeht.

Es giebt nemlich unter den Dünsten, die in die Luft aufsteigen, auch solche, die dadurch, daß sie an einander anstoßen, in den electrischen Zustand kommen. Nähern sich nun diesen Dünsten, während daß sie in diesem Zustande sind, andere Dünste, so geschieht das, was hier geschieht, wenn man an die geriebene Glasröhre, oder an den in electrischen Zustand gebrachten Conductor stößt. Es entsteht ein Funke und ein Geräusch.

Der Funke ist der Blitz, und das Geräusch ist der Donner. Beides ist freilich viel stärker, als bei der Electrisirmaschine, weil nemlich die Körper in der Luft, welche in den electrischen Zustand gebracht werden, an Masse viel mehr betragen, als unsere kleinen Glasscheiben und Conductore. Aus eben dem Grunde ist der Schlag, den ein Mensch empfindet, der dem Blitze nahe kömmt, so heftig, daß der Mensch ihn nicht aushalten kann, sondern stirbt. Man sagt alsdann, der Blitz habe ihn erschlagen. Man kann etwas ähnliches mit der Electrisirmaschine thun. Man kann nemlich gewisse Gefäße, die man Verstärkungsflaschen nennt, in einen so starken electrischen Zustand versetzen, daß wenn eine Henne, ein Hund, ein Kind, ja wohl gar ein Kalb oder ein erwachsener Mensch sich dem Gefäße nähert, er einen Schlag bekömmt, der entweder tödtlich ist, oder ihn wenigstens weit weg in eine Ecke wirft, und ihm äußerst wehe thut.

Electrische Werkzeuge und Versuche.

Will. Hier ist ein Electrophor. Er besteht aus der Pechtafel, die ich Euch schon gezeigt habe, und hier aus dieser Scheibe. Man kann die Scheibe von Zinn oder Messing machen; man kann sie aber auch aus Holz oder Pappe machen, muß sie aber alsdann mit Goldpapier überziehen. Die Scheibe darf, wenn man Experimente ma-

chen

chen will, nicht mit der Hand berührt, sondern muß an diesen seidenen Schnuren, die deswegen an der Scheibe befestiget sind, angefaßt werden.

Die Pechtafel wird mit dem Fuchsschwanze gepeitscht, und alsdann die Scheibe, an den Fäden angefaßt, herunter auf die Pechtafel gesenkt. — Wozu wohl dieses?

Einige. Vielleicht damit sie in den electrischen Zustand komme?

Will. Allerdings. Die Scheibe ist der Conductor. Sie wird an seidenen Fäden gehalten, weil diese, eben so wie Glas, Siegellack, Pech, u. dgl. durch Mittheilung nicht in den electrischen Zustand gebracht werden können. Giebt man nun den Finger gegen diese Scheibe, so entstehen ebenfalls Funken und Geräusch.

Hier habe ich nun auch eine Verstärkungsflasche. Wenn diese der geriebenen Scheibe entweder nahe gebracht, oder vermittelst einer an dem Conductor angehängten Kette in den electrischen Zustand versetzt wird, welches man das Laden der Flasche nennt, so giebt sie, wenn sie auf gehörige Art berührt wird, nicht nur einen weit stärkeren Funken, als der Conductor oder sonst ein electrisirter Körper, sondern sie bleibt auch, wenn sie nicht berührt wird, sehr lange in dem electrischen Zustande. —

Ihr seht, es ist ein Glas, ein sogenanntes Zucker- oder Einmachglas, mit Firniß überstri-

chen. Das Glas ist innwendig mit ganz trockenen Eisenspänen angefüllt. In diese Späne ist dieser messingene Drath gesteckt, und an dem messingenen Drath ist hier oben eine Kugel von Messingblech angeschraubt. Nachdem nun dieser Drath in die Eisenspäne gesteckt war, ist Pech darüber hergegossen worden, so daß also das Glas beinahe voll ist. Ein solches Gefäß oder Werkzeug nennt man eine Verstärkungsflasche. Es ist aber merkwürdig, daß sie, auch wenn sie geladen ist, keinen Funken von sich giebt, und nichts an sich zieht, wenn nicht die Körper, welche sie anziehen, und gegen welche sie den Funken schlagen soll, „sowohl die äußere Seite der Flasche, als auch den Knopf an dem Messingdrathe berühren.“ Greift man bloß an den Knopf, so erfolgt nichts. Greift man bloß an die Flasche, so erfolgt auch nichts. Greift man aber mit einer Hand an die Flasche und mit der andern an den Knopf, so entsteht der Funke, der Schlag und das Geräusch.

Durch Hülfe dieser Verstärkungsflaschen kann man nun Versuche machen, an welchen man recht deutlich sehen kann, wie es mit dem Einschlagen des Blitzes zugeht. Erst aber will ich Euch zeigen, daß die electrischen Funken wirkliche Feuerfunken sind. Nemlich sie brennen solche Dinge an, welche leicht anzubrennen sind.

Hier ist starker Branntwein oder Weingeist in dieser Tasse. Ich setze die Tasse auf eine Glas-

tafel

tafel und bringe sie durch eine Kette mit der Verstärkungsflasche in Verbindung. Alsdann nehme ich den Auslader, berühre mit einem der Knöpfe den Branntwein, mit dem andern den Knopf der Verstärkungsflasche; so entsteht ein Funke, der den Weingeist anzünden wird *).

Hier ist nun ein Thurm, der oben Knopf und Fahne von Eisen hat. An den Wänden des Thurmes sind kleine eiserne Stiftchen angebracht. Ihr werdet nun sehen, wenn der Schlag erfolgt, wie er an den eisernen Stiftchen hinfährt.

Alle. Ja, wirklich.

Will. So geht es mit dem Einschlagen des Blitzes. Auch der Blitz geht dem Metalle nach. Diese Bemerkung hat man benutzt, um Thürme und andere Gebäude gegen die Gefahr des Blitzeinschlagens zu schützen. Ich habe hier einen Thurm mit einem Blitzableiter im Kleinen. Ihr seht, der Ableiter ist ein Drath, der etwas über die Spitze des Thurms in die Höhe ragt, und an der

*) Der Auslader ist ein Instrument von Messingdrath, mit zwei Armen, fast wie ein Bauchzirkel gestaltet. Da wo sie zu einander laufen, stecken sie in einem hölzernen oder gläsernen Griff, an welchem das Werkzeug, ohne alle Gefahr, angefaßt wird. An den äußersten, von einander abstehenden Spitzen der beiden Arme aber sind hohle Kugeln von Messingblech angeschraubt.

der einen Seite des Thurmes herabläuft, bis in den Boden, auf welchem der Thurm steht. An den Thurm ist der Ableiter nicht mit eisernen Banden, sondern nur mit hölzernen befestigt, damit, wenn der Blitz in den Ableiter schlägt, er nichts von Metall antreffe, als den Ableiter selbst. An diesem fährt er also hinab bis in den Boden, und kann nun keinen Schaden thun, d. h. er kann weder Stücke aus dem Gebäude reißen, noch das Holzwerk in demselben anzünden. Gebt nur Achtung, wie der Funke, wenn ich das Experiment mache, an dem Ableiter hinabfahren wird.

Alle. Ei! das ist schön.

Einige. Aber! weil wir einmal von Gewittern reden; ist es denn wahr, daß man wissen kann, wie weit ein Gewitter entfernt ist?

Will. O ja! Wenigstens ungefähr. Ich will Euch die Sache auseinander setzen.

Ihr habt gehört, daß der Donner weiter nichts ist, als das Geräusch, welches von dem ausfahrenden electrischen Funken, d. h. vom Blitze verursacht wird. Blitz und Donner entstehen also, da wo sie wirklich entstehen, zu gleicher Zeit, d. h. in Einem und demselben Augenblicke.

Befinden sich nun aber die Menschen nicht sehr nahe bei der Stelle, wo Blitz und Donner entsteht, so werden sie so wohl den Blitz nicht

in

in dem Augenblicke sehen, da er entsteht, als auch den Donner nicht in dem Augenblicke hören, da er entsteht, sondern beides erst einige Zeit nach der Entstehung.

Nun hat man bemerkt, daß man einen entstandenen Schein, wie z. B. der Blitz ist, „in weit kürzerer Zeit nach dessen Entstehung" sieht, als man einen Schall nach dessen Entstehung hört. Diese Bemerkung könnt auch ihr anstellen, wenn ihr wollt. Wenn wir z. B. auf dem Spatziergang Zimmerleute in einiger Entfernung von uns Balken behauen sehen, so sehen wir das Niederfallen der Axt eher, als wir den Schall hören, der dabei entsteht. Oder, wenn wir in einiger Entfernung eine Flinte, oder eine Kanone loßschießen sehen, so sehen wir den Blitz, der dabei entsteht, eher, als wir den Knall hören, obgleich beides, sowohl der Blitz als der Knall, in Einem und demselben Augenblicke entsteht, und von denen, welche nahe dabei sind, auch beides in Einem und demselben Augenblicke vernommen wird.

Nun denkt man also bei Gewittern so: dauert es lange, ehe man nach dem Blitz den Donner vernimmt, so ist das Gewitter weit von uns; denn je näher wir bei demselben wären, desto eher würden wir nach dem Blitze den Donner gehört haben. Folgt aber der Donner schnell nach dem Blitze, so ist das Gewitter nahe bei uns;

uns; denn je näher wir demselben sind, desto eher hören wir den Donner nach dem Blitze. Und so kann man dann mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen, daß ein Gewitter „so viel tausend Fuß von uns entfernt sey, als Secunden zwischen dem Sehen des Blitzes und dem Anfange des Donners verflossen sind.“

Wenn ein Kind sich nicht fürchtet, oder sich sonst nicht erhitzt hat, so kann es jeden seiner Pulsschläge als eine Secunde ansehen. Gesetzt also, der Puls schlage zwischen Blitz und Donner nur Einmal, so ist das Gewitter nur tausend Fuß entfernt. Schlägt er zehnmal, so ist das Gewitter zehntausend Fuß entfernt.

Da nun 24000 Fuß eine Meile ausmachen, so ist ein Gewitter eine Meile weit entfernt, wenn zwischen Blitz und Donner der Puls vier und zwanzigmal schlägt; eine halbe Meile weit, wenn er zwölfmal schlägt; eine Viertelsmeile oder halbe Stunde weit, wenn der Puls sechsmal schlägt.

Ende des vierten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heusinger, Johann Heinrich Gottlieb,

Die Familie Werthheim Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmäßigen Erziehung der Kinder, vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr ; Für Eltern und Erzieher
Bd.: 4

Gotha 1801

Paed.th. 2007-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10763084-0
VD18 11224487-003